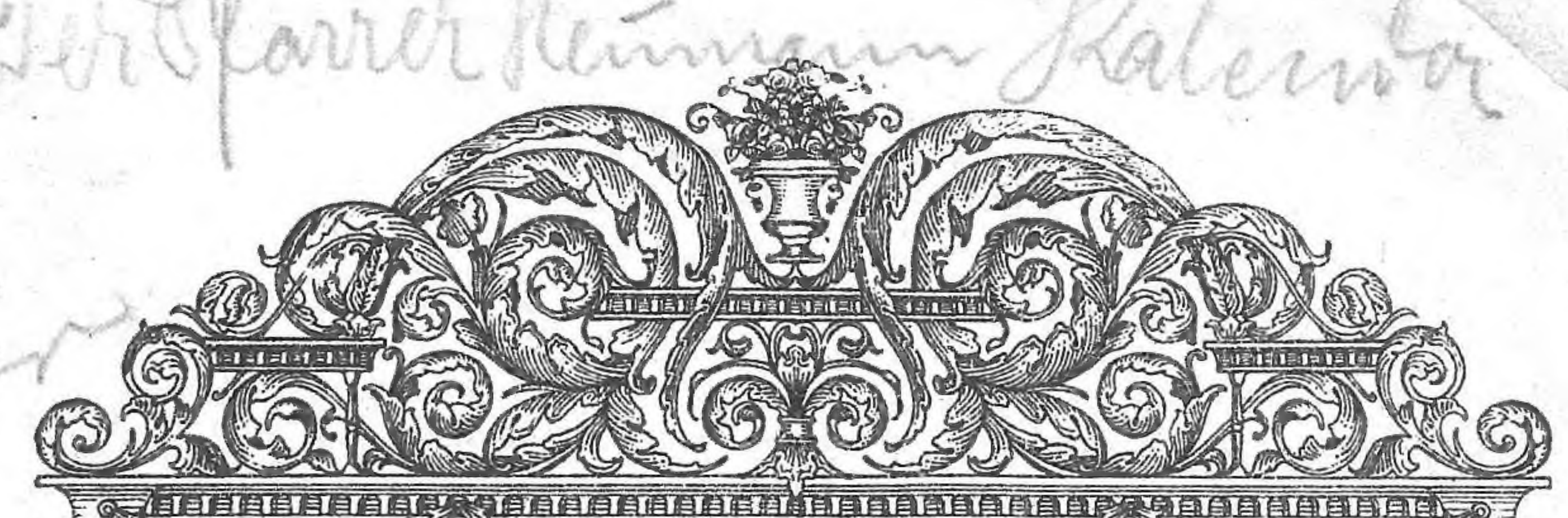

Pfarrer Heumann
Kalender
für das Jahr 1929
Ein Buch von guten
und nützlichen Dingen.

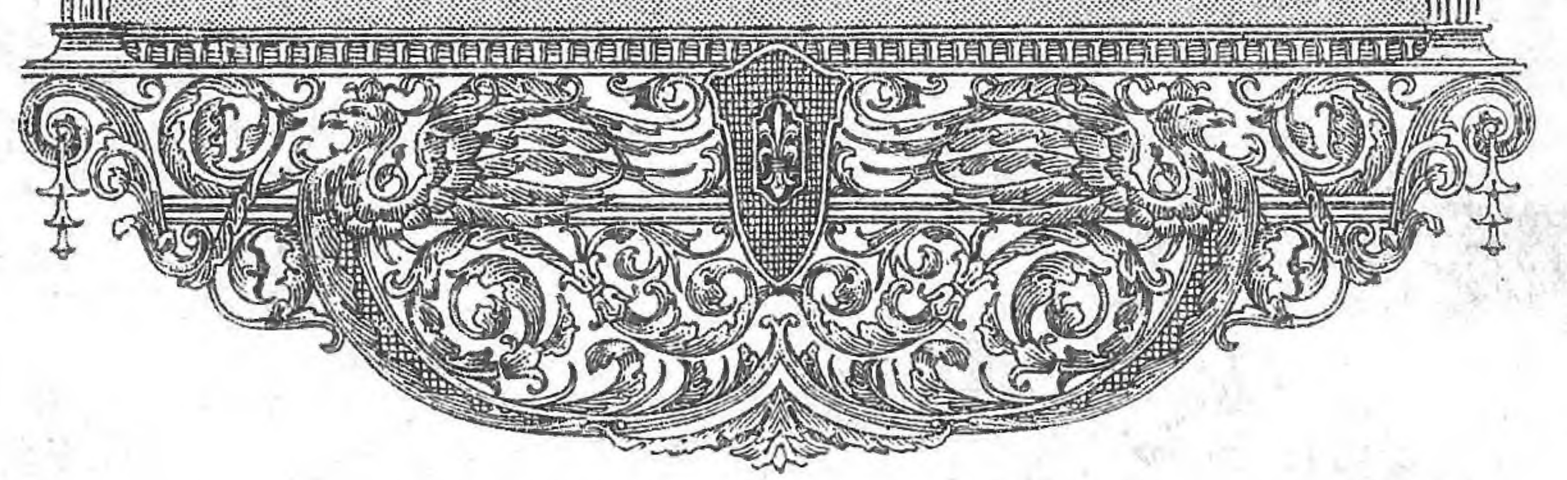


Pfarrer Heumann Kalender für das Jahr 1929.

Ein Buch von guten und nützlichen Dingen

Im Verlag der Firma L. Heumann & Co.

Nürnberg, Heideloffstraße 24



U. E. Sebald-Offset-Rotationsdruck, Nürnberg

Zum Geleit!

Wenn der Pfarrer Heumann-Kalender alljährlich zusammengestellt ist und die ersten fertigen Exemplare aus der Presse des Druckers kommen, geht es wie ein erleichtertes Aufatmen durch unser Haus: Wieder einmal ist es geschafft! All' die mühsame Arbeit und der freudige Eifer unserer Mitarbeiter, so viele gute und schöne Gedanken haben nun feste Gestalt gewonnen, und einen Augenblick dürfen wir wohl der Freude über das gelungene Werk gönnen.

Aber, wenn dann der Kalender in vielen Tausenden von kleinen und großen Paketen unsere Versandabteilung verläßt, um sich auf weitverzweigten Wegen in die freundliche Obhut seiner Leser (jetzt schon über 200 000!) zu begeben, taucht bald vor uns die Frage auf: Wie wird er aufgenommen? Wird unsere Arbeit Anklang finden? Wird man dem Kalender ansehen, wieviel Fleiß und Mühe in jedem einzelnen Aufsatz, in jedem Bilde auf all' den vielen Seiten steckt — —?

Wir sind voll bester Zuversicht! Denn auch heuer wieder haben wir alles darangesetzt und keine Kosten gescheut, um unseren Lesern nur wirklich Wertvolles und Brauchbares zu bieten. Ein Teil unserer belehrenden Aufsätze stammt aus der Feder tüchtigster Fachleute, die wertvolle Erfahrungen zu geben haben. Für die Ausgestaltung des unterhaltenden Teils haben wir wieder eine Reihe bekannter Künstler und Schriftsteller herangezogen und dabei besonderen Wert auf zahlreichen und fesselnden Bilderschmuck gelegt. So wird jeder Leser aus dem reichen Inhalt unseres Kalenders vieles schöpfen, was ihm von Nutzen sein kann, was ihn interessiert oder für ein paar Stunden fröhlich unterhält.

Besonders möchten wir noch auf das Preisausschreiben, Seite 164, hinweisen. Dem glücklichen Löser winken wertvolle Preise. — Nicht zuletzt möchten wir aber auch den Inseratenteil der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen. Er enthält viel Wertvolles und wir bemerken ausdrücklich, daß sämtliche uns aufgegebenen Inserate von seiten der Kalender-Redaktion einer scharfen Prüfung unterzogen wurden und daß alles irgendwie Bedenkliche aus dem Inseratenanhang ferngehalten ist. Deshalb, lieber Leser, kannst Du unbesorgt Deine Aufmerksamkeit den Inseraten schenken, die wir wirklich aufgenommen haben.

Die Leser unseres Kalenders umschlingt ein gemeinschaftliches Band: Es ist die Anhänglichkeit an Pfarrer Heumann, dem es vergönnt war, wie selten ein Mensch seine hohen Ideale tätiger Nächstenliebe praktisch zu verwirklichen. Wer je einmal durch eines seiner Heilmittel Linderung oder Heilung gefunden hat, weiß zu schätzen, was wir diesem Manne verdanken und freut sich darüber, daß wir so viele ausgezeichnete Mittel gegen die verschiedensten Krankheiten von ihm besitzen.

Aber ein Mittel gegen Krankheit und Sorge gibt es, das sich in kein Rezept zwingen und nicht kunstvoll in Pillen oder Tabletten pressen läßt: Das ist der Frohsinn und die Freude! Und diese ein wenig verbreiten zu helfen und dem Einen oder Anderen ein paar frohe Stunden zu bereiten, das liegt so recht im Sinne Pfarrer Heumann's und dazu ist der Pfarrer Heumann-Kalender berufen.

Möge er diese Aufgabe in der rechten Weise lösen! Das wäre der schönste Lohn für unsere Mühe.

Die Schriftleitung des Pfarrer Heumann-Kalenders.

Das Inhaltsverzeichnis dieses Kalenders befindet sich auf den Seiten 196 und 198.

Eingang zur alten Kirche in Elbersroth.

Die Kirche in Elbersroth.

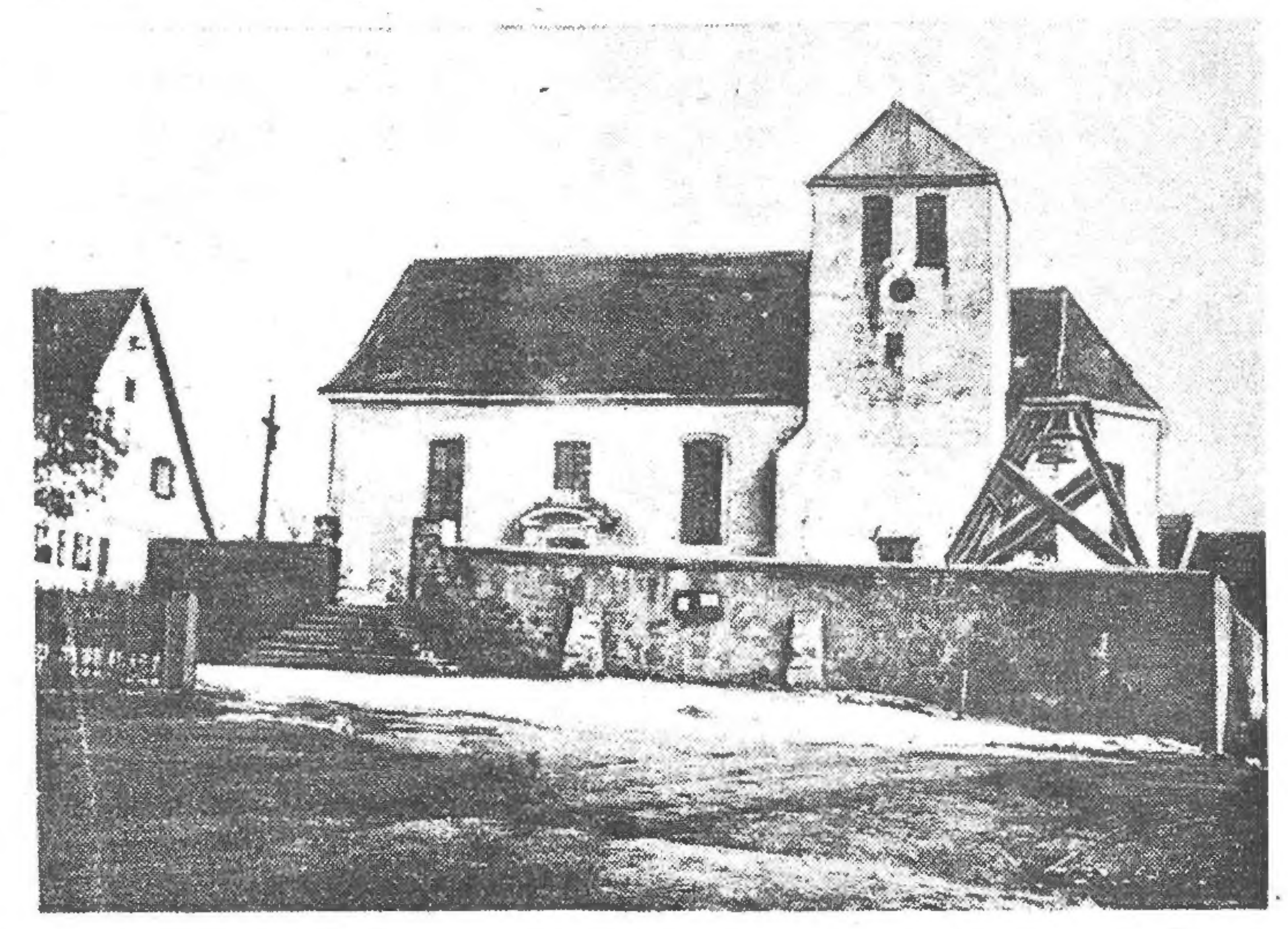
Von Professor Dr. Franz Heidingsfelder.

Der schönste Traum des seligen Pfarrer Heumann, sein liebster Wunsch, dem mehr als ein Jahrzehnt sein Sinnen und Sorgen gegolten, hat nun Erfüllung gefunden: sein liebes Elbersroth hat eine neue Pfarrkirche. Was ihm selbst, dem allzufrüh Dahingegangenen, nicht mehr auszuführen gegönnt war — was unter den Nöten der Nachkriegszeit zu den vielen anderen begrabenen Wünschen und Hoffnungen gelegt werden zu müssen schien, ist nun doch wider Erwarten rasch Wirklichkeit geworden. Dank der umsichtigen Sorge des Vollstreckers des letzten Willens Heumanns, des Herrn Pfarrer Lederer.

Wer aus dem weiten Altmühltal bei Herrieden über die sanften Höhen hinüberwandert ins stille, trauliche Tal der Wieset, den grüßt jetzt wieder ein stattlicher, väterlich wachsam über den Häusern des Dorfes aufragender Kirchtum, wo man so lange nur eine traurige Ruine sah und die hellen Stimmen der Glocken klingen freundlich und feierlich talauf, talab. Das ist nun alles erst von gestern und doch hat man beinahe schon wieder das Gefühl, es wäre immer so gewesen, ja es müßte immer so gewesen sein. Das zeugt ohne Zweifel für das Geschick des Architekten, der die neue Kirche gebaut hat. Es ist aber auch eine Folge der ideal schönen Lage der Kirche in dem von der Natur bestimmten Mittelpunkt des Dorfes.

Auf diesem Platze stand auch allem Vermuten nach die erste einfache Holzkirche, die unmittelbar mit der Neusiedelung errichtet wurde. Ueberreste einer romanischen Steinkirche aus dem 12. oder aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts hatten sich im Turme der Kirche bis in die letzte Zeit erhalten und hatten erst beim jüngsten Neubau weichen müssen.

In der Zeit der Spätgotik muß nach den vorhandenen Urkunden eine wesentliche Erweiterung der Kirche stattgefunden haben. Im 18. Jahrhundert erwies sich ein weiterer Neubau als zwingendes Bedürfnis und es fand auch 1744 die Grundsteinlegung und 1751 die Weihe der neuen Kirche statt. Leider erwies es sich im Laufe der Zeiten, daß man die Sparsamkeit beim Bau zu weit getrieben hatte und daß darunter die Stabilität gelitten hatte, besonders beim Turm. Man hatte dabei den Unterbau des alten romanischen Turmes wieder verwendet und aus diesem Grunde konnte der erst 1777 ausgebaute Turm ohnedies nur um ein Stockwerk niedriger errichtet werden, als es die Elbersrother gewünscht hätten. Trotzdem erwiesen sich seine Mängel noch bald genug. Nachdem er kaum 130 Jahre gestanden hatte, mußte ihn Pfarrer Heumann im Jahre 1908 auf Anordnung der Regierung teilweise abtragen lassen, da sich bedenkliche Risse zeigten. Die Glocken konnte man lange wie in Trauer an einem Holzgerüst im Friedhof hängen sehen. Auch an der Kirche selbst zeigten sich fast gleichzeitig allerlei nicht unbedenkliche Schäden. Dazu war auch der Raum der Kirche für die Pfarrgemeinde neuerdings zu eng geworden. Unter diesen Umständen entschloß sich Pfarrer Heumann, weitsichtig und tatkräftig wie er war, zu einem Neubau. Der Baufond, den er sammelte, wuchs aber so langsam, daß es ihm wohl kaum jemals möglich gewesen wäre, seinen Wunsch in die Tat umzusetzen, wenn es ihm nicht in diesen Jahren gelungen wäre, die Vorschriften für seine ausgezeichneten Heilmittel



zusammenzustellen. Der beim Absatz dieser Präparate erzielte Gewinn, der vom Pfarrer Heumann ausschließlich für kirchliche und charitative Zwecke verwendet wurde, hat denn auch wirklich die Ausführung des Baues möglich gemacht. Konnte auch Pfarrer Heumann dieses Werk nicht mehr selbst erleben, so war es ihm doch möglich, manche wichtige Vorarbeiten zu leisten. Da die größere neue Kirche fast die ganze Fläche des alten Friedhofes einnehmen sollte, hat er auf einer Schwellung des Geländes nördlich des Dorfes einen neuen Friedhof angelegt und in ihm unter künstlerischem Beirat ein wahres Muster eines stimmungsvollen Dorffriedhofes geschaffen.



Seine ganz besondere Sorgfalt galt aber der Gewinnung guter Pläne und die dabei gemachten Erfahrungen sind für seinen Nachfolger sehr wertvoll gewesen. Der Testamentsvollstrecker Pfarrer Heumanns, Herr Pfarrer Lederer, fand in Professor Schulz aus Nürnberg einen Architekten, der seine Pläne mit künstlerischem Verständnis durchführte und in Elbersroth ein Gotteshaus geschaffen hat, das eine wirkliche Zierde des Dorfes, ja des ganzen Wiesettales geworden ist. Wohlgegliedert und kraftvoll zugleich, die stillen, schlichten Bauernhäuser des Dorfes nicht erdrückend, sondern sie krönend und zu lebensvoller höherer Einheit sammelnd, glücklich hineinempfunden in das im Fleiße seiner Bewohner stilles Behagen atmende Wiesettal, so steht die neue Kirche vor uns und ihr schönes neues Geläute klingt voll und froh über Dorf und Tal. — Man kann der Pfarrei Elbersroth zu ihrer neuen Kirche nur aufrichtig Glück wünschen. Für den seligen Herrn Pfarrer Heumann aber und auch für den gegenwärtigen Pfarrherrn, der Heumanns Vermächtnis in so glücklicher und pietätvoller Weise zur Ausführung brachte, ist die Kirche ein dauerndes Ehrenmal.



Der gestrichelte Teil zeigt die Umrisse der alten Kirche, deren Mauern teilweise stehen blieben.

Januar

Januar muß vor Kälte knacken, wenn die Ernte gut soll sacken.

Ist der Januar gelind, Lenz und Sommer stürmisch sind.

Am 1. Januar Sonnen-Aufg. 8,13; Untg. 16,22. — Am 15. Januar Sonnen-Aufg. 8,7; Untg. 16,39.

Datum			Mond- Aufg.	Untg.	Notizen
1	Di.	**Neujahrsfest**	23,25	11,50	
2	Mi.	Namen Jesu ☾	—,—	12,05	
3	Do.	Genovefa	0,36	12,19	
4	Fr.	Titus	1,45	12,34	
5	Sa.	Emilie	2,53	12,51	

1. Sonntag nach Neujahr. Epiphania.
K. Von den Weisen im Morgenlande Matth. 2, 1—12.
E. Die Weisen aus dem Morgenlande Matth. 2, 1—12.

Datum			Mond- Aufg.	Untg.	Notizen
6	**So.**	**Ersch. Chr. Hlg. 3 Kön.**	4,2	13,11	
7	Mo.	Reinhold	5,11	13,36	
8	Di.	Severin	6,18	14,6	
9	Mi.	Bertold	7,20	14,48	
10	Do.	Agatho	8,14	15,40	
11	Fr.	Werner ●	8,58	16,40	
12	Sa.	Ernst	9,33	17,49	

2. Sonntag. 1. Sonntag nach Epiph.
K. Als Jesus 12 Jahre alt war Luk. 2, 42—52.
E. Der 12jährige Jesus im Tempel Luk. 2, 41—52.

Datum			Mond- Aufg.	Untg.	Notizen
13	**So.**	**Fest der hlg. Familie**	10,00	19,1	
14	Mo.	Hilarius	10,22	20,15	
15	Di.	Maurus	10,40	21,29	
16	Mi.	Marzellus	10,56	22,44	
17	Do.	Anton	11,12	—,—	
18	Fr.	Priska ☽	11,28	0,1	
19	Sa.	Kanut	11,47	1,19	

3. Sonntag. 2. Sonntag nach Epiph.
K. Von der Hochzeit zu Kana Joh. 2, 1—11.
E. Von der Hochzeit zu Kana Joh. 2, 1—11.

Datum			Mond- Aufg.	Untg.	Notizen
20	**So.**	Fab. u. Seb.	12,11	2,42	
21	Mo.	Agnes	12,40	4,7	
22	Di.	Vinzenz	13,23	5,31	
23	Mi.	Maria Vermählung	14,20	6,48	
24	Do.	Timotheus	15,33	7,50	
25	Fr.	Pauli Bekehrg. ○	16,56	8,36	
26	Sa.	Polykarp	18,22	9,9	

4. Sonntag. Septuagesima
K. Von den Arbeitern im Weinberg Matth. 20, 1—16.
E. Die Arbeiter im Weinberge Matth. 20, 1—16.

Datum			Mond- Aufg.	Untg.	Notizen
27	**So.**	Joh. Chrysost.	19,44	9,33	
28	Mo.	Karl d. Gr.	21,3	9,52	
29	Di.	Franz von Sales	22,17	10,9	
30	Mi.	Martina	23,29	10,24	
31	Do.	Petrus Nolasko	—,—	10,39	



Der preußische Pfiff.

Von Friedrich dem Großen weiß man, daß er sich in Krieg und Frieden um das Tun und Treiben seiner Soldaten kümmerte. In der Neumark wird erzählt, daß er öfters abends, in einen alten Soldatenmantel gekleidet, umhergegangen sei und die Wirtshäuser der Residenz besucht habe, um zu sehen, was seine Soldaten dort angäben. Viel fand er freilich nicht heraus, denn der Sold war zu karg, als daß die Soldaten davon hätten schlemmen und trinken können, und die Wirte brauchten ihre Kreide nicht gern für so unsichere Kunden. Eines abends aber hört der König aus einem Wirtshaus heraus ein lustiges Singen, tritt ein und sieht einen seiner Soldaten ganz allein bei einer Flasche Wein, indes der Wirt gerade eine Schüssel vor ihn hingestellt, aus der dem Alten Fritz ein lieblicher Bratenduft entgegensteigt. „Heda, Kamerad," ruft der Soldat dem Eintretenden zu, „setz dich her und trink ein Glas mit mir, allein macht es doch keinen rechten Spaß, und du mit deiner spitzen Nase siehst mir gerade so aus, als würde dir ein ordentlicher Happen

gut tun.“ Der Alte Fritz läßt sich zwar etwas nötigen und meint, er wüßte nicht, wie ers zahlen sollte, aber der lustige Bruder lachte nur und klopfte ihm derb auf die Schulter und sagt, das solle er nur seine Sorge sein lassen, sodaß der König ihm nach vielem Hin und Her endlich doch Bescheid tut. Da ihm jedoch der Geselle zu viel draufgehen läßt, fragt er ihn: „Aber Kamerad, wo hast du das viele Geld her?“ „Ja,“ sagt der andere und zwinkert vergnügt mit den Augen, „wer den preußischen Pfiff nicht kennt!“ „Was ist denn das, der preußische Pfiff?“ „Das kann ich dir nicht sagen,“ entgegnet der Kamerad, „du könntest mich verraten. Frag nicht viel und laß dir den Tropfen gut schmecken.“ Diese Antwort macht den König gewaltig neugierig, er dringt in den Sodaten und ruht nicht eher, bis ihm dieser sein Geheimnis offenbart. „So höre denn,“ beginnt der Soldat, „ich verkaufe alles, was zu verkaufen ist, es ist ja jetzt Frieden. Was brauche ich zum Beispiel eine stählerne Säbelklinge, die ist verkauft, siehst du?“ Und damit zog er den Griff seines Säbels heraus und zeigte dem König eine hölzerne Klinge. Des Königs große Augen wurden noch größer, er ließ sich aber nichts anmerken und fragte: „Was tust du denn mit dem Stecken, wenn Krieg ausbricht und du gegen den Feind mußt?“ „So tausch ich ihn beim ersten Feind, den mein Gewehr erlegt, gegen seine stählerne Klinge ein.“ „Ja, Kamerad, aber deine ganze Montur kannst du nicht verkaufen, und so sitzt du doch bald auf dem Trocknen, wenn der Friede lange dauert.“ Ha, da lacht der Soldat und hieb auf den Tisch, daß die Gläser sprangen. „Du scheinst noch nicht lange das Handgeld zu haben, Freundchen,“ sprach er, „meinst du, daß unser Alter Fritz so lange Frieden hält, bis sein schlauster Soldat verdurstet? So bleib nur,“ fuhr er fort, als der König aufstand und seinen Mantel zuknöpfte, „es reicht schon noch zu einem Tropfen für uns beide.“ Doch der hatte genug gehört, tat befriedigt und ging davon, nachdem ihn der Geselle noch recht ermahnt, ja zu niemanden ein Sterbenswörtchen davon zu sagen, denn wenn das herumkäme, und der und jener täte es ihm nach, so möchte der Handel böse auslaufen. Der König hatte sich den Soldaten aber wohl gemerkt, und nach einiger Zeit heißt es, das und das Regiment solle vor ihm zur Parade antreten. Der König kommt, reitet einige Male auf und ab, und als er den Kameraden von neulich herausgefunden hat, befiehlt er ihm und seinem Nebenmann, vorzutreten. Der Alte Fritz sieht seinen Kameraden mit dem preußischen Pfiff recht fest an und befiehlt: „Ziehe sofort deinen Säbel und haue deinem Nebenmanne den Kopf ab.“ Der Soldat erschrickt, faßt sich aber schnell und erwidert: „Ach, Majestät, warum sollte ich das wohl tun? Mein Kamerad hat mir ja nichts zuleide getan!“ „Zieh!“ ruft der Alte Fritz, „sonst soll dir dein Nebenmann den Kopf abschlagen.“ Da bleibt dem Mann mit dem preußischen Pfiff nichts übrig, er legt die Hand an den Griff, blickt zum Himmel und ruft: „Nun denn, wenn es nicht anders sein kann, so möge mich Gott vor Mord behüten und geben, daß meine Säbelklinge zu Holz werde!“ Und siehe da, wie er den Säbel herauszieht, ist die Klinge von Holz. Friedrich aber lacht laut auf und ruft: „Ich merke, du verstehst wirklich den preußischen Pfiff!“



Februar

Solang die Lerche vor Lichtmeß singt, so lange nach Lichtmeß kein Lied ihr gelingt.

Ein nasser Februar bringt ein fruchtbares Jahr.

Am 1. Februar Sonnen-Aufg. 7,49; Untg. 17,7. — Am 15. Februar Sonnen-Aufg. 7,26; Untg. 17,31.

Datum			Mond- Aufg.	Untg.	Notizen
1	Fr.	Ignaz ☾	0,40	10,55	
2	Sa.	Maria Lichtmeß	1,50	11,14	
		5. Sonntag. Sexagesima. K. Von den verschiedenen Aeckern Luk. 8,4—15. E. Vom Sämann Luk. 8, 4—15.			
3	So.	Blasius	2,59	11,37	
4	Mo.	Raban	4,8	12,5	
5	Di.	Agatha	5,11	12,42	
6	Mi.	Dorothea	6,8	13,31	
7	Do.	Romuald	6,56	14,28	
8	Fr.	Johann v. Matha	7,34	15,36	
9	Sa.	Apollonia ●	8,3	16,49	
		6. Sonntag. Quinquagesima. K. Jesus heilt einen Blinden Luk. 18, 31—43. E. Sehet wir gehen hinauf gen Jerusalem Luk. 18, 31—43.			
10	So.	Scholastika	8,27	18,3	
11	Mo.	Adolf	8,46	19,19	
12	Di.	Fastnacht	9,3	20,35	
13	Mi.	Aschermittwoch	9,19	21,51	
14	Do.	Zeno	9,35	23,9	
15	Fr.	Walafried	9,52	—,—	
16	Sa.	Juliana	10,13	0,30	
		7. Sonntag. Invokavit. K. Jesus wird vom Teufel versucht Matth. 4, 1—11. E. Christi Versuchung Matth. 4, 1—11.			
17	So.	Fintan ☽	10,39	1,53	
18	Mo.	Simeon	11,16	3,15	
19	Di.	Mansuet	12,6	4,34	
20	Mi.	Isenbard I. Quat.	13,10	5,38	
21	Do.	Gumbert	14,28	6,29	
22	Fr.	Petri Stuhlfeier	15,52	7,6	
23	Sa.	Petrus Damian ○	17,16	7,33	
		8. Sonntag. Reminiscere. K. Von der Verklärung Christi Matth. 17, 1—9. E. Das kanaäische Weib Matth. 15, 21—28.			
24	So.	Matthias	18,36	7,55	
25	Mo.	Walburga	19,54	8,12	
26	Di.	Mechtild	21,8	8,27	
27	Mi.	Leander	22,21	8,43	
28	Do.	Oswald	23,33	8,58	



Die Weiber von Weinsberg.

Vor Jahrhunderten belagerte Kaiser Konrad von Schwaben, der Waiblinger geheißen, den Herzog Welf von Bayern in seiner Feste Weinsberg. Lange Wochen hatten die Schwaben ihr Feldlager vor der Festung und stürmten immer wieder gegen die Mauern, aber die Weinsberger hielten sich tapfer, und die Belagerer mußten jedesmal mit blutigen Köpfen zurückweichen. Endlich verlor Kaiser Konrad die Geduld und erwog, ob er sein Lager nicht abbrechen und unverrichteter Dinge abziehen sollte, aber sein Bruder Friedrich riet ihm davon ab. „Mein Herr und Bruder," sagte er, „wohl sind die Weinsberger Mauern zu stark und fest für einen Sturm und ihre Wächter stets auf der Lauer, aber es wäre doch eine Schande für das ganze Schwabenland, wenn wir jetzt heimziehen sollten, ohne das Welfennest auszuräuchern. Nur kurze Zeit noch, Herr Bruder, dann zieht ein mächtiger Verbündeter für Euch heran und wird den Widerstand der Weinsberger brechen, so wahr ich Friedrich heiße." „Ein Verbündeter? Wer sollte das wohl sein?"

fragte der Kaiser verdrießlich. „Der Hunger," antwortete sein Bruder. „Ich weiß durch einen sicheren Späher, daß sie alle ihre Pferde geschlachtet und gegessen haben bis auf Herzog Welfs Streitroß, und das ist selbst Hungers gestorben. Ja, Hunde und Katzen haben sie gesotten und gebraten, und in wenigen Tagen muß die Feste sich ergeben."

Herr Friedrich sollte recht behalten. Bei den Weinsbergern war Schmalhans Küchenmeister. Die letzten Stücke Brot, die man für die Kindlein aufgespart, waren verzehrt, und die tapferen Weinsbergerinnen, die so lange guten Mutes gewesen, ihren Männern die Wunden, die sie bei den Kämpfen am Tor und auf der Mauer empfangen, gepflegt und verbunden und sich gegenseitig getröstet und aufgerichtet hatten, wollten schier verzagen, als nun ihre Kleinen um Milch und Brot weinten und sie ihnen beim besten Willen nichts schaffen konnten. Die Not ward unerträglich. Da ging Herzog Welf barhaupt und ohne Gefolge mit der weißen Fahne in der Hand vor das Zelt des Kaisers, bat ihn um Gnade für die Seinen. Dem Kaiser fraß der Zorn im Herzen und mit allen Bitten erreichte Herzog Welf nichts weiter, als daß wenigstens den Weibern freier Abzug gewährt wurde, und zwar durfte eine jede soviel an Schätzen davonschleppen, als sie tragen konnte. Diesen Bescheid brachte der Herzog den Weinsbergern, die sich auf dem Marktplatz versammelt hatten und ihn sogleich umdrängten. Es waren alle froh, daß ihre Frauen lebend davonkommen sollten, aber das dunkle Schicksal der Stadt und ihrer selbst lastete schwer auf den Herzen und ein jeder schlich traurig heim. Der Herzog suchte seine Gemahlin auf, erzählte ihr den Handel und wollte Abschied von ihr nehmen, aber die sann eine Weile nach und fragte dann: „Sagtest du nicht, daß eine jede von uns soviel an Schätzen mitnehmen darf, als sie schleppen kann?" Das bejahte der Herzog. Da hieß ihn die Herzogin guten Mutes sein und eilte hinaus, ihre Frauen zusammenzurufen. Mit ihnen tuschelte sie eine zeitlang, schärfte jeder eine Botschaft ein, die sie in der Stadt verbreiten sollte und ja kein Haus dabei verfehlen, und bald war ein Huschen und Raunen von Tür zu Tür, von Nachbarin zu Nachbarin. Wo eine mit der anderen gesprochen, da versiegten die Tränen und verstummte das Wehklagen und Zuversicht zog von Herz zu Herzen.

Inzwischen hatte Kaiser Konrad seine Ritter und Mannen vor dem Weinsberger Tor aufgestellt, um nach dem Auszug der Weiber sogleich in die Stadt zu dringen. Da ward das Tor aufgetan, und siehe, die herzhaften Weiber von Weinsberg hatten sich ihre Männer auf den Rücken geladen und schleppten sie, voran die Herzogin, den Berg hinab. Starke Frauen gingen festen Schrittes vorüber; da kamen die jungen und zarten, die Lippen zusammengepreßt und die Stirnen gerötet von der schweren Last, alte Weiblein keuchten mit zitternden Knien unter ihrer weißbärtigen Bürde, aber allen leuchteten die Augen, wie sie an dem staunenden Kaiser vorbeizogen. Herrn Konrad ging ein Schmunzeln über das Gesicht und schließlich ein breites Lachen. Hinter ihm sein Bruder Friedrich schalt und tobte und wollte die List nicht gelten lassen. Aber der Kaiser, noch immer lachend, sah ihn strahlend an und rief: „Königswort ist Königswort. Daran laß ich mir nicht rütteln." — Seltsam: Ein kranker Italiener, der Fürst Lorenz von Medicis, lachte sich über diese Geschichte vom treuen deutschen Ernst gesund; die Deutschen selber aber wollen die schöne Frauentat nicht wahr haben und leugnen oder spötteln sie aus der Geschichte heraus.

März

Märzenschnee tut Früchten und Bäumen weh.

Ist St. Joseph hell und klar, folgt gewiß ein gutes Jahr.

Am 1. März Sonnen-Aufg. 6,59; Untg. 17,55. — Am 15. März Sonnen-Aufg. 6,30; Untg. 18,18.

Datum			Mond- Aufg.	Untg.	Notizen
1	Fr.	Suitbert	—,—	9,16	
2	Sa.	Honorat	0,44	9,37	
		9. Sonntag. Okuli. K. Jesus treibt einen Teufel aus Luk. 11, 14—28. E. Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich Luk. 11, 14—23.			
3	**So.**	Kunigunde ☾	1,53	10,2	
4	Mo.	Kasimir	3,0	10,36	
5	Di.	Friedrich	4,0	11,20	
6	Mi.	Perpetua	4,51	12,15	
7	Do.	Thomas v. Aqu.	5,33	13,19	
8	Fr.	Johann v. Gott	6,5	14,30	
9	Sa.	Franziska	6,30	15,45	
		10. Sonntag. Lätare. K. Jesus speist 5000 Mann Joh. 6, 1—15. E. Die wunderbare Speisung Joh. 6, 1—15.			
10	**So.**	40 Märtyrer	6,51	17,1	
11	Mo.	Kandid ●	7,8	18,18	
12	Di.	Gregor d. Gr.	7,25	19,36	
13	Mi.	Modesta	7,41	20,56	
14	Do.	Mathild	7,58	22,17	
15	Fr.	Longrin	8,17	23,41	
16	Sa.	Heribert	8,42	—,—	
		11. Sonntag. Judika. K. Die Juden wollen Jesus steinigen Joh. 8, 46—59. E. Wer kann mich einer Sünde zeihen Joh. 8, 46—59.			
17	**So.**	Getraud	9,14	1,5	
18	Mo.	Zyrill ☽	9,59	2,25	
19	Di.	**Joseph, Patr. d. k. K.**	10,58	3,34	
20	Mi.	Kuthbert	12,11	4,27	
21	Do.	Bened. **Frühl.-Anfg.**	13,31	5,8	
22	Fr.	Mar. 7 Schmerz.	14,53	5,37	
23	Sa.	Turibius	16,14	5,59	
		12. Sonntag. Palmsonntag. K. Vom Einzug Jesu in Jerusalem Matth. 21, 1—9. E. Christi Einzug in Jerusalem Matth. 21, 1—9.			
24	**So.**	**Palmsonntag**	17,32	6,17	
25	Mo.	Mar. Verkündg. ○	18,47	6,32	
26	Di.	Ludger	20,1	6,47	
27	Mi.	Joh. v. Dam. Rupert	21,14	7,2	
28	Do.	Gründonnerstag	22,26	7,19	
29	Fr.	**Karfreitag**	23,38	7,38	
30	Sa.	Karsamstag, Quirin	—,—	8,1	
		13. Sonntag. Hlg. Osterfest. K. Von der Auferstehung Jesu Mark. 16, 1—8. E. Die Auferstehung des Herrn Mark. 16, 1—8.			
31	**So.**	**Heiliges Osterfest**	0,47	8,32	



Zwietracht verzehrt.

Habsucht und Geiz sind die Wurzeln alles Übels. Wo sie in einem Herzen brennen, wird dies böse Feuer alles Gute und Schöne darin verzehren, nur Haß und Angst werden Platz daneben behalten, und die Liebe zu irdischem Gut wird ein schwerer Stein sein, den das Herz auf dem mühseligen Weg in die Ewigkeit schleppen muß. Um den Bau der Sankt Lorenzkirche hatten sich drei Baumeister beworben, und zwei von ihnen, die keinen anderen Gedanken hatten, als wie sie ihr Gut mehren könnten, hatten es durch üble Nachrede und falsches Zeugnis dahin gebracht, daß dem dritten seine Pläne zurückgeschickt wurden, ohne daß der Rat sie angesehen hätte. Den beiden andern wurde nun der Bau gemeinsam übertragen. Als sie aber den dritten aus ihrer Rechnung entfernt hatten, loderte neuer Haß und Mißgunst in ihnen auf, und ein jeder beschloß bei sich, den andern zu verderben. Damit es niemand ahne, waren sie fortan doppelt freundlich zueinander, so daß es schien, als wären sie sich überaus geneigt. Alle beide waren aber auch doppelt vorsichtig,

und es verging eine lange Zeit, ohne daß es einem von ihnen gelungen wäre, den andern in eine Falle zu locken. Unterdes wuchs der Turm der Lorenzkirche, den man heute den alten nennt, unter den Händen der Bauleute auf und war schließlich fertig bis aufs Dachgestühl. Da zeigte sich aber, daß in den Rechnungen der Baumeister ein Fehler sein mußte, denn die Zimmerleute konnten die Balken trotz größter Mühe nicht so zusammenfügen, wie sie eigentlich liegen mußten. Sie schickten Botschaft zu den Baumeistern, sie möchten doch auf den Turm steigen und selber angeben, wie die Dachbalken zu setzen wären. Die beiden saßen lange gemeinsam über ihren Plänen, konnten aber den Fehler nicht finden. Jeder gab in seinem Herzen dem andern die Schuld, er müßte etwas versehen haben. Und im Stillen dachte ein jeder: Mein Genosse muß mir aus dem Weg, bevor der Rat hiervon erfährt. Die Toten reden nicht und wenn ich ihn erst einmal still gemacht habe, so kann ich sagen, er hätte den Fehler gemacht. Der Turm soll sein Dach haben, ich allein werde es darauf setzen lassen, so bleibt mir nicht nur der Ruhm, sondern auch der Gewinn allein. — Mit falschem Lächeln nahmen sie Abschied voneinander und verabredeten, daß sie am andern Morgen gemeinsam auf den Turm steigen wollten, so hoch er bis jetzt gebaut wäre. In dieser Nacht fanden die beiden Habgierigen keinen Schlaf und als der Morgen graute, hatte ein jeder bei sich beschlossen, mit dem andern an das höchste der noch offenen Turmfenster zu treten, ihn hinunterzustoßen und dann zu klagen, er wäre durch einen Fehltritt in die Tiefe gestürzt. In aller Frühe, bevor noch die Maurer und Zimmerleute zur Arbeit erschienen, trafen sie sich und stiegen miteinander empor. Vor dem obersten Fensterbogen blieben sie stehen. In schwindelnder Tiefe lagen die Gassen unter ihnen. Die beiden sahen aber nicht die schöne Stadt zu ihren Füßen. Sie sahen nicht, wie die Morgensonne ihr erstes goldenes Licht auf die Dächer warf, wie ein Schwarm Tauben mit hellen Flügeln an ihnen vorüberflatterte, und wie die Gassen sich zum neuen Tage mit Leben füllten. Sie dachten nur an ihren Mordplan und bei dem Blick in die Tiefe, daß der Fall hart genug sein würde, um dem andern den sichern Tod zu bringen. Wie sie nun beide hinunterblickten, packte der eine plötzlich den andern und wollte ihn hinabschleudern. Der erste aber wollte das Gleiche tun und hielt sich fest an ihm und riß ihn mit sich hinaus. Also stürzten sie beide hinab und blieben zerschmettert liegen. Handbreit neben der Stelle, wo die aneinander geklammerten Feinde zu Boden stürzten, stand ein Mann der gerade hart am Turme hinauf geschaut hatte und wie durch ein Wunder nicht auch durch die Fallenden den Tod gefunden hatte. Es war der dritte Baumeister, der vor den Rat gerufen wurde und dort von seiner wunderbaren Rettung erzählen mußte. Als nun der Rat auch erfuhr, wie die beiden Baumeister dem, der am Leben geblieben war, mitgespielt hatten, ohne daß er ihnen je ein Leid getan, ward ihm der Auftrag, den Bau der Kirche zu vollenden, und da Gott gleich wundersam die beiden Bösen vernichtet, ihn aber aus Todesgefahr errettet, stellten sie ihm frei, ein Wahrzeichen zu setzen. Das hat der fromme und bescheidene Mann nicht getan, nur ließ er das Fenster zumauern. Turm und Kirche hat er zum Wohlgefallen des Rats und der Gemeinde vollendet und damit ja auch ein Wahrzeichen bis in unsere Zeit gesetzt, denn das beste Denkmal setzt sich ein Mann in seinem Werk.

April

Wenn der April Spektakel macht, gibt's Heu und Korn in voller Pracht.

Gras das im April wächst, steht im Mai fest.

Am 1. April Sonnen-Aufg. 5,53; Untg. 18,45. — Am 15. April Sonnen-Aufg. 5,23; Untg. 19,6.

Datum			Mond- Aufg.	Untg.	Notizen
1	Mo.	**Ostermontag**	1,50	9,11	
2	Di.	Franz v. Paula ☾	2,45	10,1	
3	Mi.	Richard	3,30	11,1	
4	Do.	Isidor	4,6	12,9	
5	Fr.	Vinz. Ferr.	4,33	13,22	
6	Sa.	Notker	4,55	14,38	

14. Sonntag. Quasimodogeniti.
K. Jesus kommt durch verschlossene Türen Joh. 20, 19—31.
E. Friede sei mit euch Joh. 20,19—31.

7	**So.**	**Weißer Sonntag**	5,13	15,55	
8	Mo.	Walter	5,30	17,13	
9	Di.	Waltraud ●	5,45	18,33	
10	Mi.	Ezechiel	6,2	19,56	
11	Do.	Leo d. Gr.	6,21	21,22	
12	Fr.	Zeno	6,44	22,49	
13	Sa.	Hermengild	7,13	—,—	

15. Sonntag. Misericordias Dom.
K. Vom guten Hirten Joh. 10, 11—16.
E. Vom guten Hirten Joh. 10, 12—16.

14	**So.**	Justin	7,55	0,13	
15	Mo.	Nidgar	8,50	1,28	
16	Di.	Bened. Labre ☽	9,59	2,27	
17	Mi.	Rudolf	11,18	3,11	
18	Do.	Wikterp	12,39	3,42	
19	Fr.	Emma	13,59	4,5	
20	Sa.	Adolar	15,17	4,24	

16. Sonntag. Jubilate.
K. Eine kl. Weile u. ihr werd. m. nicht m. seh. Joh. 16, 16—22.
E. Ueber ein Kleines Joh. 16, 16—23 a.

21	**So.**	**Hauptf. d. hl. Jos.**	16,31	4,39	
22	Mo.	Radulf	17,45	4,54	
23	Di.	Georg ○	18,57	5,8	
24	Mi.	Fidelis	20,10	5,24	
25	Do.	Markus	21,22	5,42	
26	Fr.	Kletus	22,32	6,3	
27	Sa.	Petr. Kan.	23,39	6,30	

17. Sonntag. Cantate.
K. Christi Heimgang Joh. 16, 5—15.
E. Es ist euch gut, daß ich hingehe Joh. 16, 5—15.

28	**So.**	Paul v. Kr.	—,—	7,6	
29	Mo.	Robert	0,38	7,52	
30	Di.	Kathar. v. S.	1,26	8,48	



Heinrich der Löwe.

Auf seiner Fahrt ins Heilige Land wurde Herzog Heinrich von Sachsen mit seinem Schiff vom Sturm verschlagen. Das Steuerruder war gebrochen, die Segel vom Sturm zerrissen, lange Wochen irrten sie umher, ohne Land zu finden, und die Speisen gingen ihnen aus. Ritter und Knechte starben vor Durst und Hunger. Zuletzt blieb der Herzog mit einem einzigen Knecht übrig. Sie versenkten die Leichen ins Meer. Als sie wieder eine qualvolle Nacht verbracht hatten, sahen sie eine felsige Küste liegen, aber ihr Schiff war auf einer Klippe festgelaufen und die Brandung schäumte so wild zwischen den Felsen, daß es unmöglich war, das Land schwimmend zu erreichen. Angesichts der Küste glaubten die beiden verhungern zu müssen. Ihre Not ward so groß, daß sie um ihr Leben losten. Wer gewann, sollte den andern töten und sein Fleisch verzehren. Das Los traf den Herzog, aber da warf sich der treue Diener vor ihm nieder und schrie, er könne es nicht tun, er habe noch einen anderen Plan, vielleicht rette der des Herzogs Leben. Er erzählte, und der Herzog willigte endlich ein. Sein Diener nähte ihn in eine Ochsenhaut, das Schwert griff-

bereit an der Seite, und legte ihn an des Schiffes Bord. Nicht lange, da kam ein gewaltiger Greif und trug den Herzog durch die Lüfte fort in sein Nest; dann flog er auf neuen Fang. Der Herzog schnitt sich aus der Rindshaut, tötete die schreiende Greifenbrut und floh in die Wälder, glücklich, wenigstens dem Wassertode und dem Hunger entronnen zu sein. Da sah er plötzlich einen Löwen auf Tod und Leben mit einem scheußlichen Lindwurm streiten. Und da man den Löwen als edles Tier erachtet, zog der Herzog sogleich sein Schwert und stand ihm bei. Der Lindwurm schrie, daß es durch den Wald schallte, aber der Herzog zwang ihn nieder und schlug ihn zu Tode. Darauf legte sich der Löwe zu Füßen des Helden nieder und verließ ihn niemals von dieser Stunde an. Sie jagten zusammen und teilten ihre Beute als treue Gefährten, aber der Herzog sann ohne Unterlaß, wie er wieder in die Heimat und zu seiner geliebten Frau gelangen könne. Endlich baute er aus Stämmen und Flechtwerk ein Floß, glaubte aber, es könne den Löwen und so viele Nahrung, wie sie beide nötig hätten, nicht tragen und wartete, bis der Löwe auf der Jagd war. Da brach er auf und vertraute sich mit seinem schwachen Fahrzeug Gott und den Wogen an. Nicht lange, so kam der Löwe an den Strand und sah das Schifflein in der Ferne; er heulte laut auf und stürzte sich ins Meer und schwamm und erreichte das Floß und seinen geliebten Herrn, erkletterte es und legte sich ruhig nieder. So fuhren sie dahin, und Hunger und Elend kamen bald genug. Schließlich kam auch der Teufel hinzu und brachte dem Herzog Botschaft, seine Frau Herzogin wäre des Glaubens, er sei längst tot und morgen schon freie sie einen andern Gatten. Kummervoll entgegnete der Herzog, das möge wahr sein, aber er hoffe auf Gott, der alles zum Heile wenden würde. Wie er jetzt in dieser Lage noch auf Gott vertrauen könne, versetzte der Teufel, er solle sich ihm verschreiben, dann brächte er ihn noch vorm Morgengrauen in seine Burg. Jedoch der Herzog wollte seine Seele nicht vom Herrn des Lichts abkehren. Da schlug ihm der Teufel vor, er wolle ihn auch so auf den Giersberg bei Braunschweig bringen und danach den Löwen. Aber fände er ihn bei seiner Rückkehr schlafend, so sei er ihm verfallen. Das wollte Herzog Heinrich wohl wagen, der Teufel packte ihn und fuhr mit ihm wie ein Sturmwind ab. Er setzte ihn auf dem Giersberg nieder und wünschte ihm grinsend eine angenehme Ruhe, dann machte er sich auf und holte auch den Löwen. Dem Herzoge sanken indessen die Augen, er hatte zu viele Nächte gewacht, und als der Teufel heranbrauste, freute der sich schon von weitem, als er sein Opfer in tiefem Schlaf erblickte. Aber der Löwe brüllte laut auf, daß die Wälder um Braunschweig erbebten, der Herzog erwachte, und die Hölle hatte ihr Spiel verloren. Zornig warf der Böse den Löwen auf die Erde, daß es krachte, aber das treue Tier kam glücklich davon und zu seinem Herrn. Sie gingen vor die Burg und hörten schon von weitem groß Getöne, daß dem Herzog vor Erregung schier der Atem verging. „Ist es denn wahr,“ fragte er, „ist ein fremder Herr in diesem Hause?“ „Kein Fremder,“ ward ihm zur Antwort, „sondern der Anverlobte unserer Herzogin, heute noch erhält er das Braunschweiger Land.“ „So bitte ich die Braut um einen Becher Weins,“ sagte der Herzog, „mein Herz ist ganz matt.“ Gleich lief einer und erzählte der Fürstin von dem fremden traurigen Gast mit dem Löwen, erhielt einen Becher Wein und brachte ihn dem Pilgrim. Der trank, ließ einen goldenen Ring in den Becher fallen und befahl, den der Herzogin zurückzureichen. Sie sah den Ring, erkannte des Herzogs Wappen, weinte laut auf und stürzte vor das Tor und sank dem fremden Mann zu Füßen. Aber der Herzog hob sie auf, zog sie an seine Brust, setzte sich mit ihr an die Hochzeitstafel und gab dem Bräutigam ein schönes Fräulein aus Franken, so waren sie alle im Glück.

Lange herrschte Herzog Heinrich zum Segen seines Landes, und als er in hohen Jahren starb, legte sich der Löwe auf seine Gruft, rührte weder Speise noch Trank an und starb ihm nach, treuer als viele Menschen.

Mai

Wenn die Kirschen gut verblühen, wird der Roggen auch gut blühen.

Mairegen auf die Saaten, dann regnet es Dukaten.

Am 1. Mai Sonnen-Aufg. 4,52; Untg. 19,31. — Am 15. Mai Sonnen-Aufg. 4,29; Untg. 19,52.

Datum			Mond- Aufg.	Untg.	Notizen
1	Mi.	Philipp u. Jakob	2,6	9,52	
2	Do.	Athanasius ☾	2,35	11,2	
3	Fr.	Kreuz. Auffindg.	2,59	12,15	
4	Sa.	Monika	3,18	13,30	

18. Sonntag. Rogate.
K. Wenn ihr um etwas in m. Nam. bitten werd. J. 16, 23—30.
E. Bittet so werdet ihr nehmen Joh. 16, 23—33.

Datum			Mond- Aufg.	Untg.	Notizen
5	**So.**	**Maria Schutzfr. Bay.**	3,34	14,47	
6	Mo.	Joh. v. d. lat. Pforte	3,50	16,5	
7	Di.	Stanislaus	4,6	17,27	
8	Mi.	Mich. Ersch.	4,23	18,52	
9	Do.	**Christi Himmelf.** ●	4,44	20,21	
10	Fr.	Antonin	5,10	21,50	
11	Sa.	Majolus	5,48	23,12	

19. Sonntag. Exaudi.
K. Wenn der Tröster kommen wird Joh. 15, 26—16, 4.
E. Der Geist der Wahrheit Joh. 15, 26—16, 4.

Datum			Mond- Aufg.	Untg.	Notizen
12	**So.**	Pankraz	6,38	—,—	
13	Mo.	Servaz	7,45	0,20	
14	Di.	Bonifaz	9,4	1,10	
15	Mi.	Joh. d. l. S. ☽	10,27	1,46	
16	Do.	Joh. Nep.	11,48	2,12	
17	Fr.	Paschalis	13,6	2,32	
18	Sa.	Erich	14,21	2,48	

20. Sonntag. Hlg. Pfingstfest.
K. Wer mich liebt hält meine Gebote Joh. 14, 23—31.
E. Der Tröster Joh. 14, 23—31.

Datum			Mond- Aufg.	Untg.	Notizen
19	**So.**	**Hlg. Pfingstfest**	15,34	3,2	
20	Mo.	**Pfingstmontag**	16,45	3,16	
21	Di.	Adalrich	17,57	3,31	
22	Mi.	Julia, Quat. II	19,9	3,48	
23	Do.	Euphrosyne ○	20,20	4,8	
24	Fr.	Hildebert	21,28	4,33	
25	Sa.	Gregor	22,30	5,4	

21. Sonntag. Trinitatisfest.
K. Mir ist alle Gewalt gegeben Matth. 28, 18—20.
E. Gespräch mit Nikodemus Joh. 3, 1—15.

Datum			Mond- Aufg.	Untg.	Notizen
26	**So.**	**Hl. Dreifaltigk.-Fest**	23,22	5,46	
27	Mo.	Beda	—,—	6,39	
28	Di.	Augustin	0,5	7,40	
29	Mi.	Judith	0,37	8,48	
30	Do.	**Fronleichnamsfest**	1,2	9,59	
31	Fr.	Angela ☾	1,22	11,12	

Am 9. Mai totale Sonnenfinsternis, im Deutschen Reich unsichtbar.



Die halbvolle Flasche.

Die Schweden waren im Lande, das Kriegsglück wandte sich hin und her, und manch schwedischer und deutscher Soldat mußte sein Leben lassen. So tobte an einem glutheißen Sommertag eine noch heißere Schlacht, und als der Abend sich herniedersenkte, mußten die Schweden hinter einen Hügelkamm zurückweichen. Die Deutschen schlugen ihr Feldlager zwischen den Hügeln auf, aber in der Eile des Vormarsches hatten sie sich weder mit Speise noch mit Trank versehen können. Wer in seinen Taschen nicht noch etwas Fleisch oder Brot fand, wickelte sich eben hungrig in seinen Mantel und streckte sich zum Schlaf aus; schlimmer als der Hunger aber war, daß die Wenigsten einen Trunk hatten, die vom glühenden Tage trockenen Lippen zu netzen. Aber so totmüde waren die Soldaten, daß sie Hunger und Durst vergaßen und sogleich in Schlaf sanken. Nur einige junge Burschen hatten Befehl erhalten, die Wachtposten auf dem Schlachtfelde zu beziehen, darunter ein gemeiner Soldat aus Flensburg. Wie der nun bei seinem Streifgang über

das Schlachtfeld kam, hatte er das Glück, einen Marketenderwagen zu treffen, der dem Heere nachrumpelte, den hielt der Soldat an und bat die Marketenderin um einen Trunk gegen seinen brennenden Durst. Sie hatte aber nichts Trinkbares auf ihrem Wäglein als ein Fäßchen Branntwein, der ein schlechter Helfer gegen den Durst ist, und dazu den Soldaten auf der Wacht bei schwerer Strafe verboten war, und eine einzige Flasche Bier, die sie selbst mit Mühe im letzten Dorf aufgetrieben hatte und im Lager teuer zu verkaufen gedachte. Geld hatte der junge Flensburger freilich nicht, aber da der Durst ihn arg quälte, bot er der Marketenderin für die Flasche Bier den goldenen Patenpfennig, den er an einer Schnur um den Hals gebunden trug. Die Frau auf dem Wagen war eine gute Seele, dazu eine Landsmännin des Soldaten, der junge Kerl dauerte sie, und sie gab ihm die Flasche Bier um Gotteslohn. Die kostbare Flasche unter den Arm geklemmt, setzte er seinen Wachtgang fort.

Der Mond war aufgegangen und beschien das verödete Schlachtfeld. Da lagen erschossene Pferde und Waffen aller Art, im Handgemenge oder auf der Flucht verloren. Da standen Kanonen, die in dem weichen Ackerboden stecken geblieben waren und von den Schweden zurückgelassen werden mußten. Stumm und starr lagen Freunde und Feinde beieinander im ewigen Schlaf. Ein Pferd stand mit hängendem Kopf neben seinem gefallenen Reiter. Der junge Flensburger fand einen Kameraden, mit dem er am Morgen noch froh gescherzt, nun für immer verstummt, die Hand noch um den Säbelgriff gekrampft. Er sprach ein kurzes Gebet, drückte dem Freunde die Augen zu und ging weiter. Die Verwundeten waren von den Deutschen mit ins Lager geführt, den stillen Schläfern, die hier umherlagen, war in dieser Welt nicht mehr zu helfen. Der Soldat hatte seinen Rundgang beendet, zog den Kork aus der Flasche und wollte sie eben an den Mund setzen, da hörte er ein Stöhnen in der Nähe. Er hielt inne und blickte sich um, abermals stöhnte jemand auf wie in großen Schmerzen, da entdeckte er, daß die Laute von einem Schweden kamen, dem beide Beine abgeschossen waren. Die Kühle der Nacht hatte ihn, den man für tot gehalten, aus seiner Bewußtlosigkeit erweckt, und nun litt er furchtbare Schmerzen und noch schrecklicheren Durst. Flehentlich bat er den Soldaten, der zu ihm getreten war, um einen Trunk. Als aber der Soldat sich mitleidig über ihn beugte, um dem verwundeten Feind die Flasche zu reichen, ergriff der tückische Schwede sein Pistol und feuerte es auf seinen Wohltäter ab. Zum Glück ging der Schuß fehl, und der Schwede sank stöhnend mit geschlossenen Augen zurück und erwartete nichts anderes als den sicheren Tod von der Hand des so heimtückisch Angegriffenen. Dem war wohl die Zornesröte über die Stirn gelaufen, aber statt den Feind zu töten, hatte er ruhig wieder nach der Flasche gegriffen, setzte sie an den Mund, trank sie halb aus und reichte sie dann dem Sterbenden mit den Worten: „Da, du Schlingel, nun kriegst du sie nur halb!" Der Schwede trank nun gierig und dankte dem Flensburger mit Tränen in den halbgebrochenen Augen für diese letzte Labung auf dem langen Weg in die Ewigkeit. Dann verschied er.

Ein anderer Wachtsoldat hatte den Vorfall aus der Nähe beobachtet, das Stücklein sprach sich im Lager herum und kam endlich vor den König. Der ließ den Soldaten kommen, schlug ihn zum Ritter und gab ihm ein Wappen mit einer halbvollen Flasche darin. Des Soldaten Urenkel wohnen noch in Flensburg und führen heute noch dieses Zeichen.



Juni

Nordwind im Juni weht Korn in's Land.

Wenn kalt und naß der Juni war, verdarb er meist das ganze Jahr.

Am 1. Juni Sonnen-Aufg. 4,10; Untg. 20,13. — Am 15. Juni Sonnen-Aufg. 4,4; Untg. 20,24.

Datum			Mond- Aufg.	Mond- Untg.	Notizen
1	Sa.	Kuno	1,39	12,25	
22. Sonntag. 1. Sonntag nach Trin. K. Vom großen Abendmahl Luk. 14, 16—24. E. Der reiche Mann und der arme Lazarus Luk. 16, 19—31.					
2	So.	Erasmus	1,55	13,41	
3	Mo.	Klotilde	2,10	14,53	
4	Di.	Werner	2,26	16,20	
5	Mi.	Bonifatius	2,44	17,47	
6	Do.	Norbert	3,8	19,16	
7	Fr.	Herz Jesu-Fest	3,39	20,44	
8	Sa.	Herz Maria-Fest	4,24	22,2	
23. Sonntag. 2. Sonntag nach Trin. K. Vom verlorenen Schafe Luk. 15 1—10. E. Vom großen Abendmahl Luk. 14. 16—24.					
9	So.	Primus	5,25	23,2	
10	Mo.	Margareta	6,42	23,45	
11	Di.	Barnabas	8,7	—,—	
12	Mi.	Gerwald	9,32	0,15	
13	Do.	Anton v. Pad.	10,53	0,37	
14	Fr.	Basilius	12,10	0,55	
15	Sa.	Vitus u. Kresz.	13,24	1,10	
24. Sonntag. 3. Sonntag nach Trin. K. Vom Fischzug Petri Luk. 5, 1—11. E. Vom verlorenen Schafe Luk. 15, 1—10.					
16	So.	Benno	14,36	1,24	
17	Mo.	Adolf	15,47	1,39	
18	Di.	Emil	16,59	1,54	
19	Mi.	Gervas. u. Protas.	18,9	2,13	
20	Do.	Florentina	19,19	2,37	
21	Fr.	Alois **Somm.-Anfg.**	20,23	3,5	
22	Sa.	Paulinus	21,18	3,44	
25. Sonntag. 4. Sonntag. nach Trin. K. Von der wahren Gerechtigkeit Matth. 5, 20—24. E. Seid barmherzig Luk. 6, 36—42.					
23	So.	Edeltraud	22,3	4,34	
24	Mo.	Johann d. T.	22,39	5,32	
25	Di.	Wilhelm	23,7	6,38	
26	Mi.	Johann u. Paulus	23,28	7,48	
27	Do.	Ladislaus	23,45	9,0	
28	Fr.	Irenäus	—,—	10,12	
29	Sa.	Peter u. Paul	0,1	11,25	
26. Sonntag. 5. Sonntag nach Trin. K. Jesus speist 4000 Mann Mark. 8, 1—9. E. Vom Fischzug Petri Luk. 5, 1—11.					
30	So.	Pauli Ged.	0,15	12,39	



Der Pferdehirt vor Wallenstein.

Ein Pferdehirt lag auf einem Kornsack unterm blauen Himmel und schlief. Sein Magen war so leer wie seine Tasche, und wenn er auch einen pfiffigen Kopf hatte, so wußte er doch nicht, wie er beides füllen sollte. Pferde zu hüten gabs weit und breit nicht, es sei denn bei den Kriegsvölkern, die dem Bauern das letzte Rößlein aus dem Stall führten, so daß der sich selbst vor den Pflug spannen mußte, wenn er Brot ernten wollte, und bei den Kriegsleuten war der Zulauf an allerlei Volk so groß, daß sie sich die großen und starken Burschen aussuchen konnten und solch verhungertes Pferdeknechtlein nicht brauchten. Plötzlich wurde unser Freund durch ein Geschrei aus dem Schlaf geschreckt, er sah am nahen Flußufer einen Fuchs halb im Schlamm vergraben, und an seiner Hinterpfote hing ein Hecht mit den Zähnen so fest verbissen, daß er nicht wieder los konnte. Der Hecht wollte nicht aufs Land, der Fuchs nicht ins Wasser, und der Pferdehirt nahm sie alle beide, die offenbar versehentlich zusammengeraten waren, steckte sie in seinen Kornsack und trug sie zum Güstrower Schloß, wo just der Wallensteiner seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Die erste Wache wollte den verdreckten Burschen nicht passieren lassen, aber der Pferdehirt war nicht so

leicht abzuweisen. „Ihr tapferen Herren Soldaten," redete er ihnen zu, „solltet ihr nicht schon als Kindlein gelernt haben, daß nicht das schöne Wams den Mann macht, sondern das Herz, das darunter schlägt? Ach, wer immer bei den Rossen auf der Streu schläft, kann nicht nach Rosen duften. Aber ihr müßt wissen, daß ich hier in dem nassen Sack ein seltenes Abenteuer trage, das euerm Herrn Herzog eine fröhliche Stunde machen wird. Die kann er bei diesen trüben Zeitläuften wohl brauchen, und ein guter Lohn ist mir gewiß. Laßt mich nur ein, ihr Herren Soldaten, so will ich euch ehrlich die Hälfte von dem Geschenk, das mir wird, zuteilen." Da wurden die Soldaten mürbe und ließen ihn durch. Ebenso erging es dem Hirten bei der zweiten Schildwache. Auch ihr versprach er die Hälfte des Geschenkes, das der Herzog ihm sicher geben würde, wenn er ihn zwischen all seinen Sorgen einmal zum Lachen brächte, und dann kam er vor den Herzog. Er band dreist und gottesfürchtig seinen Sack auf und meldete, er sei ein Pferdehirt und brächte hier ein Gespann, wie der Herzog es in seinem ganzen Leben nie gesehen hätte. Der Friedländer war erst unwillig über die Störung, wurde dann aber doch neugierig, was für ein Gespann das wohl sein könnte, und als er dann sah, wie Reineke Rotrock mit schiefem Blick hervorkroch und den schweren Hecht hinter sich über den Estrich schleifte, kam ihn das Lachen an, daß er gar nicht wieder aufhören konnte. Er ließ sich erzählen, wie der Fang sich zugetragen und wollte auch wissen, wie die beiden zusammengeraten. „Ja, Herr Herzog," meinte der Hirt und kratzte sich hinter den Ohren, „wie nun die beiden zusammengekommen, das weiß ich auch nicht. Daß der Hecht Verlangen nach einem Fuchspelz getragen, kann ich mir nicht denken. Auch glaube ich nicht, daß der Fuchs gierig auf ein Gericht Fische war und den Fuß als Angel benutzt hat. Die Lust zum Angeln sollte ihm lange schon vergangen sein, denn meine Muhme hat mir erzählt, wie er einst im Winter in großer Hungersnot auf den Rat des Wolfes seinen Schwanz als Angel in ein Loch gehängt, das die Fischer ins Eis geschlagen. Er ist damals jämmerlich festgefroren und hat viel Haare lassen müssen, wie die Bauern ihn herausprügelten. Ich kann mirs nur so zusammenreimen, daß der Fuchs den Hecht versehentlich ins Maul getreten, und das läßt man sich nicht leicht gefallen, ohne zuzuschnappen." Der Herzog ließ seinen Koch rufen, denn er wollte den Fisch, den ein Fuchs für ihn gefangen, noch am selben Tag auf seiner Tafel sehen, dem Pferdehirten aber gab er eine Gnade frei. Da erbat sich der Bursche fünfzig derbe Streiche mit doppelter Rute, und abermals lachte der Fürst laut, als er den Grund dieser seltsamen Bitte erfuhr. Die beiden Wachen mußten antreten und bekamen das versprochene Geschenk gleich ausgezahlt, ohne daß die Weiden geschont wurden. Nun rief der Herzog nach Wasser und Handtuch, der Junge sollte sich erst ordentlich waschen und dann noch einmal eine Bitte tun dürfen. Ein zierliche Zofe brachte die Schüssel und hielt sie errötend hin, denn sie erkannte sogleich den Burschen, mit dem sie sich über die Mauer hinweg oft liebevolle Neckereien zugerufen, und dem sie doch nie so nah gekommen war wie jetzt, denn die strenge Hausmeisterin hielt die Mädchen in fester Zucht und ließ sie nicht aus den Augen schon der vielen Soldaten wegen, die im Schlosse hausten. Der Pferdehirt blinzelte ihr vergnügt zu, und als er sich sauber gewaschen hatte, hängte er der Zofe das Handtuch über die Schultern und erbat sich vom Herzog den Nagel, daran das Handtuch hänge, der wäre ihm schon lange lieb. Der Wallensteiner war in Geberlaune, vertat den Nagel und sagte sich selbst als Hochzeitsgast an, den Pfiffigen nahm er alsbald unter seine Krieger auf und machte ihn vor dem Feinde, als er sich mit der Hand so tapfer wie mit dem Maul erwies, zum Leutnant.



Juli

Hundstage hell und klar deuten auf ein gutes Jahr,
Werden Regen sie bereiten, kommen nicht die besten Zeiten.

Am 1. Juli Sonnen-Aufg. 4,8; Untg. 20,27. — Am 15. Juli Sonnen-Aufg. 4,20; Untg. 20,19

Datum			Mond- Aufg.	Mond- Untg.	Notizen
1	Mo.	Hl. Blutf.	0,30	13,56	
2	Di.	Mar. Heimsuchung	0,47	15,18	
3	Mi.	Leo II.	1,7	16,44	
4	Do.	Ulrich	1,33	18,12	
5	Fr.	Philomene	2,10	19,35	
6	Sa.	Sexburgis ●	3,2	20,45	
27. Sonntag. 6. Sonntag nach Trin. K. Von den falschen Propheten Matth. 7, 15—21. E. Von der Gerechtigkeit der Pharisäer Matth. 5, 20—26.					
7	So.	Willibald	4,13	21,36	
8	Mo.	Kilian	5,37	22,13	
9	Di.	Leonore	7,5	22,39	
10	Mi.	7 Brüder	8,31	22,59	
11	Do.	Sigisbert	9,53	23,15	
12	Fr.	Joh. Gualb.	11,11	23,31	
13	Sa.	Anaklet ☽	12,25	23,45	
28. Sonntag. 7. Sonntag nach Trin. K. Von dem ungerechten Verwalter Luk. 16, 1—9. E. Die Ernte ist groß u. d. Arbeiter wenig Matth. 9, 35—38.					
14	So.	Bonaventura	13,37	—,—	
15	Mo.	Heinrich	14,49	0,1	
16	Di.	Maria v. B.	16,0	0,18	
17	Mi.	Alexius	17,9	0,40	
18	Do.	Kamillus	18,16	1,7	
19	Fr.	Vinzenz	19,14	1,42	
20	Sa.	Margareta	20,2	2,29	
29. Sonntag. 8. Sonntag nach Trin. K. Von der Zerstörung Jerusalems Luk. 19, 41—47. E. Von den falschen Propheten Matth. 7, 13—23.					
21	So.	**Skapulierfest** ○	20,41	3,25	
22	Mo.	Mar. Magd.	21,11	4,29	
23	Di.	Apollinaris	21,33	5,39	
24	Mi.	Christine	21,52	6,51	
25	Do.	Jakob	22,7	8,3	
26	Fr.	Anna	22,22	9,15	
27	Sa.	Konstantin	22,36	10,28	
30. Sonntag. 9. Sonntag nach Trin. K. Vom Pharisäer und Zöllner Luk. 18, 9—14. E. Vom ungerechten Verwalter Luk. 16, 1—12.					
28	So.	Viktor	22,51	11,42	
29	Mo.	Martha ☾	23,9	13,0	
30	Di.	Urban	23,32	14,22	
31	Mi.	Ignaz	—,—	15,46	



Die Braut von Kynast.

Von der Burg Kynast über Hermsdorf, unweit Warmbrunn, hat man einen prächtigen Blick ins schöne Schlesierland hinaus. An einer Stelle aber senkt sich ein Abgrund jäh und wild in die Tiefe; man nennt ihn noch heute die Hölle, und wer nicht frei von Schwindel ist, schließt schaudernd die Augen, wenn er über die Brustwehr hinunterblickt. In stillen Nächten soll auf der gefährlichsten Stelle der Mauer eine schöne Jungfrau zu sehen sein, die mit ihrem Schleier ins Tal winkt. Wehe dem, der ihrem Winken folgt! Es könnte ihm ergehen, wie den vielen jungen Rittern, die einst als Freier zur Burg Kynast zogen, um die schöne Schloßherrin Kunigunde zu gewinnen. Kunigunde aber war eine grimme Männerfeindin. Allen Bewerbern um ihre Hand legte sie eine Mutprobe auf, die so gefahrvoller Art war, daß ein Bestehen unmöglich schien. Sie sollten auf der hohen und schmalen Burgmauer rund um die Burg reiten. Wenn sie es versuchten, und ging es noch so gut — sobald sie an die Stelle der Mauer kamen, wo der Abgrund sich jäh hinabsenkt, da schwindelten Roß und Mann und fielen und zerschmetterten in der Tiefe. Das Ritter-

fräulein wollte auch nichts anderes als diesen schrecklichen Tod ihrer Freier. Viele Ritter hatten schon auf der gefährlichen Reise ihr Leben verloren, doch hatte das Gerücht noch nicht alle Freier abgeschreckt. Angezogen von Kunigundes kalter Schönheit und vielleicht noch mehr von dem kalten Gold in ihren Kisten und Truhen mehrte sich die Zahl ihrer Opfer. Da geschah es, daß ein Landgraf von Thüringen, einige sagen Albert, andere nennen seinen Sohn Friedrich den Freudigen, daheim auf seinem Wartburgschloß ein gefährliches Kunststück übte; er lehrte sein treues Roß vorsichtig Fuß um Fuß auf der Mauer seines Schlosses zu gehen. Der Wartburg alter geweihter Bau erhebt sich hoch über Felsabgründen, und nach Jahresfrist waren Roß und Reiter so an sicheren Tritt und Blick gewöhnt, daß sie täglich ohne Zögern das Schloß auf der Mauer umtraben konnten. Endlich rüstete der Landgraf einen reisigen Zug gen Schlesien zum hohen Kynast und ließ sich dort als ein Ritter aus Thüringen melden, der nach Taten und Abenteuern ausfahre und den Schicksalsritt um die Mauer der Burg wagen wolle. Das Tor ward ihm aufgetan, und der Landgraf vor die Burgherrin geführt, die einem schönen steinernen Bildwerk gleich in der Halle saß. Als Kunigunde den herrlichen Mann sah, wurde ihr wundersam zumute, sie fühlte, wie die Kälte von ihr abfiel, und das warme Blut ihr zum Herzen strömte. Mit eigener Hand bot sie dem noch jugendlichen Landgrafen einen Trunk zum Willkommen, doch der Landgraf wollte sogleich an seine gefährliche Aufgabe gehen. Nun traten der Jungfrau zum erstenmal Tränen in die Augen, flehentlich bat sie den Ritter, das gefährliche Werk nicht zu versuchen. Allein er ließ sich nicht davon abbringen. In voller Rüstung bestieg er sein Pferd und setzte mit einem Sprung auf die Mauer. Aus einem Fensterbogen sah Kunigunde, wie der edle Herr, der als erster ihr Herz zur Liebe gerührt, sich dem gefahrvollen Abgrund näherte und zitternd verfolgte sie jeden Schritt seines Pferdes. Kaum traute sie ihren Augen, als das treue Tier ohne zu straucheln vorüberschritt und seinen Herrn glücklich zum Ziele trug. Jubelnd eilte Kunigunde in den Burghof hinab und flog dem kühnen Reiter entgegen, ihm allein wollte sie angehören, gern und freudig, ihm wollte sie ein liebendes Weib sein. „Der Kynast grüßt dich als seinen Herrn," rief sie freudig aus, „Gott und meine Liebe haben dich beschützt, und nun bin ich und alles was ich habe dein bis in den Tod." Ernst und streng wehrte der Landgraf sie von sich ab; mit harten Worten hielt er ihr ihre Grausamkeit vor und mahnte sie an all das junge Blut, das sie mitleidlos in den Tod getrieben. „Auf, ihr Herren," sprach er zu seinem Gefolge, „daß Weib und Kinder daheim mir nicht zu lange warten müssen." Und das war das härteste Wort, das die Jungfrau aus seinem Munde hörte. In stillem Jammer sah sie dem Rächer ihrer Opfer nach, solange noch ein Blinken seines Helmes zu sehen war, dann stürzte sie sich freiwillig in die Hölle hinab. Andere haben die ernste Sage scherzhaft gewendet und sagen, Kunigunde habe sich vor Schreck in das häßliche Holzbild verwandelt, das heute noch als „Braut von Kynast" den Besuchern der Burg zum Kusse dargeboten wird. Wer es aber nicht küssen will, dieweil es statt der Haare und Augenbrauen die Haut eines Stacheligels trägt, der muß sich mit kleinem Geld lösen.



August

Der Tau ist dem August so not, wie jedermann das tägliche Brot.

Anfang August heiß, der Winter lang und weiß.

Am 1. August Sonnen-Aufg. 4,42; Untg. 19,58. — Am 15. August Sonnen-Aufg. 5,2; Untg. 19,34.

Datum			Mond- Aufg.	Mond- Untg.	Notizen
1	Do.	Petri Kettenf.	0,2	17,15	
2	Fr.	Alfons	0,46	18,25	
3	Sa.	Stephans Auff.	1,47	19,24	
31. Sonntag. 10. Sonntag nach Trin. K. Jesus heilt einen Taubstummen Mark. 7, 31—37. E. Von der Zerstörung Jerusalems Luk. 19, 41—48.					
4	So.	**Portiunkula Abl.**	3,5	20,8	
5	Mo.	Maria Schnee ●	4,32	20,38	
6	Di.	Verkl. Christi	6,1	21,1	
7	Mi.	Kajetan	7,27	21,19	
8	Do.	Altmann	8,49	21,35	
9	Fr.	August	10,6	21,49	
10	Sa.	Laurentius	11,21	22,5	
32. Sonntag. 11. Sonntag nach Trin. K. Vom barmherzigen Samariter Luk. 10, 23—37. E. Vom Pharisäer und Zöllner Luk. 18, 9—14.					
11	**So.**	Susanne	12,35	22,22	
12	Mo.	M. Klara ☽	13,48	22,42	
13	Di.	Wigbert	14,59	23,8	
14	Mi.	Eusebius	16,8	23,40	
15	Do.	**Mar. Himmelf.**	17,9	—,—	
16	Fr.	Joachim	18,0	0,23	
17	Sa.	Hyazinth	18,42	1,16	
33. Sonntag. 12 Sonntag nach Trin. K. Von den 10 Aussätzigen Luk. 17, 11—19. E. Jesus heilt einen Taubstummen Mark. 7, 31—37.					
18	**So.**	Helena	19,14	2,18	
19	Mo.	Sebald	19,38	3,27	
20	Di.	Bernhard ○	19,58	4,39	
21	Mi.	Franziska v. Ch.	20,14	5,52	
22	Do.	Siegfried	20,29	7,5	
23	Fr.	Philipp Ben.	20,43	8,19	
24	Sa.	Barthol	20,58	9,33	
34. Sonntag. 13. Sonntag nach Trin. K. Niemand kann 2 Herren dienen Matth. 6, 24—33. E. Vom barmherzigen Samariter Luk. 10, 23—37.					
25	**So.**	Ludwig	21,15	10,49	
26	Mo.	Zephyrin	21,35	12,9	
27	Di.	Cäsar ☾	22,1	13,31	
28	Mi.	Augustin	22,38	14,54	
29	Do.	Joh. Enthauptg.	23,30	16,11	
30	Fr.	Rosa v. Lima	—,—	17,14	
31	Sa.	Raimund	0,39	18,2	



Ein Dieb rettet Thorn.

Im dreißigjährigen Krieg rückte der schwedische Obrist Helmold Wrangel, insgemein der tolle Helm genannt, in Eile gegen die feste Stadt Thorn vor und wollte in seiner tollen Art die Stadt überrumpeln und einnehmen. Es wäre ihm auch fast geglückt, denn die Thorner hatten ihre Aufmerksamkeit nicht auf heranziehende Feinde, sondern auf ein anderes Schauspiel gerichtet, sie waren alle vor den Toren und hatten die Stadt unbewacht zurückgelassen, aber wie es kam, daß der tolle Helm dennoch unverrichteter Dinge wieder abziehen mußte, das soll hier erzählt werden:

Es war zur schönen Frühlingszeit und die Sonne schien hell und golden auf das Thorner Land. Auf der Landstraße marschierte ein armer Schuster der Stadt zu. Er war über Land gewesen, um bei seinem Bruder etwas Mehl und Speck zu erbitten, aber an dessen kleinem Bauernanwesen war schon der Krieg vorübergebraust und hatte ein niedergebranntes Dach und leere Ställe und Truhen hinterlassen. So mußte der Schuster seinen Sack so leer zurücktragen, wie er ihn mitgenommen hatte. Das war eine leichte Bürde geblieben, aber je mehr er sich der Stadt näherte, desto schwerer wurden ihm Herz und Füße. Er

dachte an das vergrämte Gesicht seines Weibes, das daheim schon ungeduldig auf ihn und das Mehl wartete, das er nun nicht mitbringt und auch nicht beschaffen kann. Arbeiten wollte er wohl gern, aber er war nur einer von den kleinen Flickschustern, die armen Leuten um ein Geringes die Sohlen festnageln, und jetzt ging es zur Sommerzeit, da laufen die armen Leute auf den Sohlen, die Gott ihnen wachsen läßt. Je weiter der Schuster auf seinem Weg kam, desto öfter blieb er stehen und trocknete sich den Schweiß von der Stirn, und endlich setzte er sich mit seinen trüben Gedanken mitten in einem Dörflein unter den Schatten eines Kirschbaums, der sich über einen Zaun neigte. Wie nun unser Schuster in der dörflichen Mittagsstille sitzt und vor sich hingrübelt, geht in dem gegenüberliegenden Hause die Tür auf, die rundliche Bäuerin kommt heraus und geht zu ihrem Backofen, der in ein Hügelchen neben dem Hause hineingebaut ist. Sie öffnet die Backofentür und nickt zufrieden mit dem Kopf, braun und knusprig lachen die fertigen Brote ihr entgegen. Sie läßt die Ofentür weit offen, damit die Brote ein wenig auskühlen und schlürft zufrieden ins Haus zurück, einen Korb für den Gottessegen zu holen. Indessen weht der Duft des frischen Gebäcks über die Straße und steigt dem Flickschuster so lieblich in die Nase, daß ihm das Wasser im Munde zusammenläuft, ja, es ist, als ziehe der köstliche Duft ihn an der Nase geradeswegs an den Backofen heran. Noch eh' er sich besonnen, was unrecht Gut für eine schwere Last ist, hat er unter jeden Arm eines der warmen Brote gepackt und macht sich eilends auf den Weg. Doch da tritt gerade die Bäuerin aus der Tür und „haltet den Dieb, haltet den Dieb!" tönt es hinter ihm her. Im Nu ist die eben noch menschenleere Dorfstraße voll Geschrei und Hundegebell. Unser Schuster macht lange Schritte, muß erst das eine und dann das andere Brot von sich werfen, um leichter vorwärts zu kommen, aber seine Verfolger bekommen ihn doch zu fassen und treiben ihn mit manchem Puff und Stoß vor das Gericht in Thorn. Nun galt auch schon im dreißigjährigen Kriege das Sprichwort von den kleinen Dieben, die man hängt, dieweil man die großen laufen läßt, kurzum, dem armen Schelm wird der Prozeß gemacht, und wie sehr er auch um Nachsicht bettelt, er wird zum Tode durch den Strang verurteilt. Dazumal lief zu einer Hinrichtung jung und alt herbei, und wie der Brotdieb mit gebundenen Händen auf dem Galgenberg ankommt, sind Rat und Bürger, Weiber und Kinder, kurzum ganz Thorn versammelt, des armen Sünders klägliches Ende anzusehen, ja, sogar die Wachen aus den Mauertürmen haben ihren Posten verlassen, um sich dies Schauspiel nicht entgehen zu lassen, und niemand bemerkt die ferne Staubwolke, in der der tolle Helm mit seinem Heere anrückt. Alle blicken auf den Dieb, dem noch einmal das Urteil vorgelesen wird. Die Ratsherren mit den weißen Perücken nicken weise dazu, und der Henker ergreift den Schuster und führt ihn die Leiter hinauf. Wie ihm nun die Schlinge um den Hals gelegt werden soll, faltet er noch einmal die Hände und sieht in das weite Feld hinaus, da erblickt er in der Ferne das Blinken der Lanzen in einer riesigen Staubwolke, wie von einem Heerhaufen, und überlaut schreit er auf: „Der Feind! Der Feind!" Nun blickt auch der Henker, der gerade die Schlinge festziehen will, auf und ruft: „Er hat Recht, der Feind kommt an!" Da konnte man die Thorner laufen sehen. Da flatterten die Bänder und flogen die Röcke. Die Bürger und Frauen liefen, das Amt lief, die Schergen liefen, und der Henker ließ den Dieb von der Leiter fallen und lief, und der Dieb lief auch. Am Stadttor gabs ein heilloses Gedränge, aber endlich hatte es doch den ganzen Menschenstrom aufgenommen und schlug mit lautem Knall hinter dem letzten zu. Drinnen in der Stadt lärmten sie mit den Glocken und griffen zu den Waffen, den Feind abzuwehren. Wie der tolle Helm mit seinem Heer ans Tor kam, fand er es fest verwahrt und von der Mauer herab knallte ihm ein böser Gruß entgegen. So mußte der Obrist Helmold von Wrangel umkehren und der Stadt Thorn den Rücken zeigen. Dem armen Dieb, der vor dem Tor keinen Schutz gewußt und auch mit in die Stadt hineingelaufen war, wurde gern das Leben geschenkt.

September

Septemberregen kommt Saat und Reben gelegen.

Sind um Michaeli die Vögel noch da, so ist der Winter noch nicht nah.

Am 1. September Sonn.-Aufg. 5,27; Untg. 19,0. — Am 15. September Sonn.-Aufg. 5,48; Untg. 18,30.

Datum			Mond- Aufg.	Untg.	Notizen
35. Sonntag. 14. Sonntag nach Trin. K. Vom Jüngling zu Nain Luk. 7, 11—16. E. Jesus heilt zehn Aussätzige Luk. 17, 11—19.					
1	So.	**Schutzengelsonntag**	2,2	18,37	
2	Mo.	Stephan	3,30	19,1	
3	Di.	Emmerich ●	4,57	19,22	
4	Mi.	Rosalie	6,21	19,38	
5	Do.	Laurentius	7,42	19,54	
6	Fr.	Magnus	9,0	20,9	
7	Sa.	Regina	10,16	20,25	
36. Sonntag. 15. Sonntag nach Trin. K. Jesus heilt einen Wassersüchtigen Luk. 14, 1—11. E. Niemand kann 2 Herren dienen Matth. 6, 24—34.					
8	So.	Maria Geb.	11,31	20,44	
9	Mo.	Korbinian	12,45	21,7	
10	Di.	Pulcheria ☽	13,56	21,37	
11	Mi.	Protus u. Hyaz.	15,0	22,16	
12	Do.	Mar. Namen	15,56	23,5	
13	Fr.	Notburga	16,40	—,—	
14	Sa.	Kreuz Erhöhung	17,16	0,4	
37. Sonntag. 16. Sonntag nach Trin. K. Vom größten Gebote Matth. 22, 34—46. E. Vom Jüngling zu Nain Luk. 7,11—17.					
15	So.	Mar. 7 Schmerzen	17,43	1,12	
16	Mo.	Kornelius	18,4	2,23	
17	Di.	Kolumba	18,21	3,37	
18	Mi.	Sophie, III. Quat.	18,36	4,51	
19	Do.	Januarius ○	18,5	6,5	
20	Fr.	Eustach	19,5	7,20	
21	Sa.	Matthäus	19,21	8,38	
38. Sonntag. 17. Sonntag nach Trin. K. Jesus heilt einen Gichtbrüchigen Matth. 9, 1—8. K. Jesus heilt einen Wassersüchtigen Luk. 14, 1—11.					
22	So.	Emmeran	19,39	9,58	
23	Mo.	Linus **Herbst-Anfg.**	20,3	11,21	
24	Di.	Mar. d. Merzede	20,37	12,43	
25	Mi.	Aurelia	21,24	14,1	
26	Do.	Egmond ☾	22,25	15,9	
27	Fr.	Kosm. u. Dam.	23,42	16,0	
28	Sa.	Wenzel	—,—	16,38	
39. Sonntag. 18. Sonntag nach Trin. K. Vom hochzeitlichen Kleide Matth. 22, 1—14. E. Vom größten Gebot Matth. 22, 34—46.					
29	So.	Michael	1,6	17,5	
30	Mo.	Hieronymus	2,32	17,26	



Von den Taten der Schildbürger.

In dem großmächtigen Königreich Nirgendwo liegt ein Städtchen, Schilda geheißen; dessen Bürger waren ehedem hochweise und verständige Leute. Der Ruhm von ihrem hohen Verstande und ihrer seltenen Weisheit ging in alle Lande und ward Fürsten und Herren bekannt. Derzeit waren die weisen Leute noch dünn gesät und nicht so gewöhnlich wie jetzt bei uns, wo jeder Narr für klug gelten will. Kaiser und Könige sandten aus fernen Orten Boten an die Schildbürger, um sich in zweifelhaften Dingen Rat zu holen. Aber, wie es manchmal mit kostbaren Gütern geht: ihre übergroße Klugheit muß ihnen gestohlen oder sonstwie verloren gegangen sein, sie können sie nicht wiederfinden, soviel sie auch mit der Laterne danach suchen. Wie vordem der Ruf von ihrer Weisheit, so erklang nachher das Lachen über ihre Narrheit in allen Landen und manch ergötzliches Stücklein ging von Mund zu Mund.

Einmal gingen die Schildbürger, ernstlich auf den allgemeinen Nutzen bedacht, hinaus an einen alten Bau und besahen eine Mauer daraufhin, ob sie nicht die Steine mit Vorteil verwenden könnten. Nun war auf der Mauer schönes langes Gras gewachsen. Das dauerte die Bauern, weil es verloren sein sollte, und sie hielten Rat, wie man es benutzen könnte. Die einen meinten, man solle es abmähen, aber das wollte keiner tun, weil ein jeder fürchtete, herunterzufallen. Andere rieten, man sollte es mit Pfeilen abschießen. Endlich kam der Schultheiß und rief, man solle das Vieh auf der Mauer weiden lassen, das würde mit dem Gras wohl fertig werden. Dann brauche es weder abgemäht noch abgeschossen zu werden. Dieser Rat gefiel der ganzen Gemeinde, und zum Dank sollte des Schultheißen Kuh die erste sein, die den guten Rat genießen durfte. Voll Freude holte der Schultheiß seine Kuh, man schlang ihr ein starkes Seil um den Hals, warf es über die Mauer und fing auf der andern Seite an zu ziehen. Als nun aber die Schlinge zuging, und die Kuh, wie vorauszusehen, erwürgt wurde, reckte sie die Zunge aus dem Schlunde. Ein alter Schildbürger wurde dies gewahr und rief erfreut: „Ziehet, ziehet nur noch ein wenig.“ Und der Schultheiß selber schrie: „Ziehet, sie hat das Gras schon gerochen. Seht, wie sie die Zunge danach ausstreckt. Sie ist nur zu tölpisch und ungeschickt, daß sie sich nicht selber hinaufhelfen kann. Es sollte sie einer hinaufstoßen.“ Aber es war vergebens. Die Schildbürger konnten die Kuh nicht weiter hinaufbringen und mußten sie wieder herablassen, und jetzt erst wurden sie gewahr, daß die Kuh schon lange tot war.

Ein andermal hatten die Schildbürger eine Mühle gebaut, zu der sie auf einem hohen Berge in einer Steingrube einen Stein aushieben; dieser war von ihnen mit großer Mühe und Arbeit den Berg hinabgebracht worden. Als sie ihn drunten hatten, fiel ihnen ein, wie sie vorzeiten die Bauhölzer, die sie zu ihrem Rathause brauchten, mit so geringer Mühe den Berg hinuntergebracht hatten, indem sie von selber hinabliefen. „Sind wir doch rechte Narren,“ riefen sie, „daß wir uns so viele Mühe gegeben haben!“ Und nun trugen sie den Mühlstein mit größter Anstrengung den Berg wieder hinauf. Wie sie ihn aber eben abstoßen wollten, fiel es einem Schildbürger ein, zu fragen: „Wie wollen wir aber wissen, wo er hingelaufen ist? Wer da drunten kann uns das sagen?“ „Ei,“ sagte der Schultheiß, welcher den Rat gegeben hatte, „dem ist leicht zu helfen: es muß einer von uns sich in das Loch stecken und mit hinablaufen.“ Das war gut. Alsobald ward einer ausgewählt, welcher den Kopf in das Loch stecken und mit hinunterrollen mußte. Nun war zuunterst an dem Berge ein Fischweiher; in diesen fiel der Stein mitsamt dem Schildbürger, und beide sanken zu Grunde, so daß die Schildbürger Mann und Stein verloren und nicht wußten, wo beide hingekommen seien. Da fiel ihr Verdacht auf dem armen Gesellen, der mit dem Stein gelaufen war, und sie glaubten, der wäre mit dem Mühlstein davongegangen. Sie ließen darum in allen umliegenden Städten, Dörfern und Flecken offene Briefe anschlagen: Wenn einer kommen sollte mit einem Mühlstein am Halse, den sollte man beizeiten festnehmen und über ihn, als einen Gemeindedieb, Recht ergehen lassen. Der arme Narr aber lag tief im Weiher und hatte zuviel Wasser getrunken, daher er sich nicht verteidigen und rechtfertigen konnte.

Oktober

Kommt die Feldmaus ins Dorf, so sieh nach Holz und Torf.

Wer in der Lukaswoche Roggen streut, es bei der nächsten Ernte nicht bereut.

Am 1. Oktober Sonn.-Aufg. 6.12; Untg. 17,54. — Am 15. Oktober Sonn.-Aufg. 6,34; Untg. 17,25.

Datum				Mond- Aufg.	Untg.	Notizen
1	Di.	Remigius		3,56	17,43	
2	Mi.	Schutzengelf.	●	5,17	17,58	
3	Do.	Ewald		6,35	18,13	
4	Fr.	Franz Ser.		7,53	18,29	
5	Sa.	Plazidus		9,9	18,46	
40. Sonntag 19. Sonntag nach Trin. **Erntedankfest.** K. Von dem kranken Sohne des Vorstehers Joh. 4, 47—53. E. Jesus heilt einen Gichtbrüchigen Matth. 9, 1—8.						
6	**So.**	**Rosenkranzsonntag**		10,25	19,7	
7	Mo.	Justina		11,38	19,34	
8	Di.	Brigitta		12,48	20,9	
9	Mi.	Dionysius		13,48	20,55	
10	Do.	Franz Borg.	☽	14,37	21,51	
11	Fr.	German		15,17	22,54	
12	Sa.	Max		15,46	—,—	
41. Sonntag. 20. Sonntag nach Trin. K. Von der Abrechnung des Königs Matth. 18, 23—35. E. Vom hochzeitlichen Kleid Matth. 22, 1—14.						
13	**So.**	Eduard		16,8	0,4	
14	Mo.	Kallistus		16,27	1,17	
15	Di.	Theresia		16,42	2,30	
16	Mi.	Gallus		16,57	3,45	
17	Do.	Hedwig		17,11	5,0	
18	Fr.	Lukas	○	17,26	6,18	
19	Sa.	Petrus v. Alk.		17,44	7,39	
42. Sonntag. 21. Sonntag nach Trin. K. Vom Zinsgroschen Matth. 22,15—21. E. Vom kranken Sohne des Vorstehers Joh. 4, 47—54.						
20	**So.**	**Kirchweihsonntag**		18,7	9,3	
21	Mo.	Ursula		18,36	10,29	
22	Di.	Kordula		19,19	11,51	
23	Mi.	Roman		20,17	13,4	
24	Do.	Raphael		21,30	14,0	
25	Fr.	Krispin	☾	22,52	14,42	
26	Sa.	Bernward		—,—	15,11	
43. Sonntag. 22. Sonntag nach Trin. K. Von der Tochter des Obersten Matth. 9, 18—26. E. Von der Abrechnung des Königs Matth. 18, 21—35.						
27	**So.**	**Christus König**		0,16	15,33	
28	Mo.	Simon u. Jud. Th.		1,39	15,50	
29	Di.	Narziß		2,59	16,5	
30	Mi.	Alfons		4,17	16,19	
31	Do.	Wolfgang		5,33	16,34	



Das siegreiche Kreuz.

Die Werbetrommel dröhnte durchs ganze deutsche Land. Wie ein unersättliches Tier lag der Krieg über dem Lande, der volle dreißig Jahre währte und immer neue Scharen verschlang, die der Trommel folgten. Manch ein Muttersöhnchen, das seine Taler verjubelt und nun im freien, lustigen Soldatenleben neue zu gewinnen dachte, tat den freundlichen Werbeoffizieren Bescheid und mußte den Trunk bald auf dem Schlachtfelde mit seinem jungen Leben zahlen. In den Städten war der Zulauf an Söldnern besonders groß. Tag und Nacht war in den Wirtsstuben, darin die Werber ihr Quartier aufgeschlagen, Lärm und Trunkenheit; immer neue Scharen wurden gesammelt und den Feldlagern zugeführt. Auch die sonst so ruhige freie Stadt Nürnberg glich zu jener Zeit einem Bienenkorbe. Auf allen Straßen und Plätzen ertönten vom frühen Morgen bis zum späten Abend Querpfeifen und Werbetrommel, und besonders im „Bitterolt" und in der „Goldenen Gans", darin die unionistischen Werbeoffiziere sich festgesetzt, kreisten die Becher in der Runde bei unaufhörlichen Gelagen für die Kommenden und Abziehenden. Ein besonders wildes

Fest, bei dem der goldfarbene Wein in Strömen floß, gab im August des Jahres 1621 ein Kreis junger Offiziere einem Kameraden, der noch selben Tages mit einem Trupp neu geworbener Söldner in dem bei Fürth errichteten Lager eintreffen sollte. Am späten Nachmittag brachen alle auf, ihrem Kameraden noch ein Stück das Geleite zu geben, und in einem Dorf auf der Hälfte des Weges nach Fürth setzten sie ihr Trinkgelage so lustig fort, wie sie es in Nürnberg angefangen hatten. Als endlich die Weinseligen zum Abschiede noch einmal die wieder und wieder gefüllten Becher leerten, dämmerte schon der Abend. Da ritt der eine hinab ins Lager, die andern wandten sich zurück, Nürnberg zu. Das junge Töchterlein des Wirts, das sich vor den rohen und frechen Reden der Trunkenen in seinem Kämmerlein verborgen hatte, schlug ein Kreuz hinter ihnen drein, und mancher Landmann, der von schwerer Arbeit heimkehrte, mochte wohl meinen, des Teufels Genossen oder die wilde Jagd stürme daher, wenn der Trupp vorübersprengte. An den Halftern der Pferde trugen die Reiter ihre scharfgeladenen Kugelbüchsen, an ihrer Seite blitzten die Klingen im Lederwehrgehänge, breite Federhüte und Schärpen schmückten die Lärmenden. Ihre wüsten Lieder und ihr trunkenes Geschrei schallte weit über das abendliche Land und mischte sich mit dem friedlichen Abendläuten, das vom Kirchlein des Gottesackers über den Wiesenhang an der Pegnitz herübergrüßte. Einer oder der andere wurde wohl plötzlich still, als er das sanfte, getragene Klingen der Abendglocke hörte, und es kam eine Wärme an sein Herz, wie er sie seit der Kindheit Tagen nicht mehr gefühlt, aber da riß der vorderste Reiter sein Roß an den Zügeln, daß es hoch aufbäumte, mit Hussa und Hallo jagte er weiter die Straße hinan, ihm nach die andern. Nach wenigen Minuten waren sie vor dem Eingang des Friedhofs angelangt. Der Mond warf seinen vollen Schein auf das Kreuz des Erlösers am Eingang des Friedhofs. Klar und deutlich war es von der Straße her sichtbar. Da griff der Vorderste seinem Roß in die Zügel, zitternd stand es still, der Reiter streckte seine Hand im silberbefransten Lederstulp gegen das Kreuz aus und rief hohnlachend: „Sieh da! Läßt der sich auch noch sehen?" „Wen meinst du? Wir sehen keinen Menschen!" erscholl es jetzt von den Gefährten, die ihm zur Seite hielten. „Wen ich meine?" fuhr der Lästerer fort, „wen anders denn als ihn, der da oben an seinem Galgen von Stein euch schon seit Jahrtausenden zum Besten hält und an der Nase herumführt." „Um Gott," fiel jetzt einer der Jüngeren dem Elenden ins Wort, „um Gott, was sprichst du, Kamerad? Dein Wort ist schwerer Frevel." „Ist schon das Wort Frevel, wie ihr meint," brüllte der Trunkene dagegen, „so will ich euch erst einmal eine Tat zeigen. Herab, Nazarener, wenn du nicht zu feige bist, stelle dich Betrüger. Ich will dir beweisen, daß ich nicht scheue, mit dir anzubinden!" Damit zwang er sein zitterndes Roß näher zum Kreuze hin, und ehe die andern ihm wehrend in den Arm fallen konnten, hatte er seine Kugelbüchse gegen das Kreuz angelegt. „Schlagt ihn nieder, entreißt ihm die Büchse!" schrieen nun auch die Entfernteren, aber schon blitzte es auf, der Schuß krachte, und dichter Pulverdampf umzog das Kreuz. „Hölle und Teufel, ich bin getroffen!" schrie gleichzeitig der Nichtswürdige auf, der es gewagt, den Ewigen in Wort und Tat zu lästern. Fluchend sank er vom Pferde, die Faust gegen die Brust geballt, der unaufhaltsam Blut entströmte. Mit gräßlich verzerrtem Antlitz wand er sich am Boden. Die im Augenblick ernüchterten Reiter sprangen von den Pferden, aber ehe sie noch das zerrissene Seidenwams geöffnet und die Stelle gefunden hatten, wo die eigene zurückgeprallte Kugel den Lästerer zu Tode getroffen, bäumte sich sein Körper auf und er verschied, indes ringsum ein Hohngelächter ertönte, so fürchterlich, als sei es der Hölle entstiegen. Das reiterlose Roß brauste mit gesträubter Mähne der Stadt zu. Am Tiergärtnertor stürzte es zusammen und verendete an selbiger Stelle.



November

Will die Kuh noch zur Weide, dann spare dein Heu.

Wenn's im November regnet und frostet, es der Saat das Leben kostet.

Am 1. November Sonn.-Aufg. 7,2; Untg. 16,52. — Am 15. November Sonn.-Aufg. 7,25; Untg. 16,31.

Datum			Mond- Aufg.	Mond- Untg.	Notizen
1	Fr.	**Aller Heiligen** 🌑	6,49	16,50	
2	Sa.	Aller Seelen	8,5	17,10	
44. Sonntag. 23. Sonntag nach Trin. **Reformationsfest.** K. Jesus stillt den Seesturm Matth. 8, 23—27. E. Die Seligpreisungen Matth. 5, 1—12.					
3	So.	Hubert	9,20	17,34	
4	Mo.	Karl, Ottokar	10,32	18,5	
5	Di.	Zacharias u. Elisab.	11,37	18,46	
6	Mi.	Leonhard	12,31	19,38	
7	Do.	Engelbert	13,15	20,39	
8	Fr.	Gottfried	13,47	21,46	
9	Sa.	Theodor 🌓	14,12	22,57	
45. Sonntag. 24. Sonntag nach Trin. K. Vom guten Samen Matth. 13, 24—30. E. Vom Töchterlein des Jairus Matth. 9, 18—26.					
10	So.	Justus	14,31	—,—	
11	Mo.	Martin	14,47	0,9	
12	Di.	Aemilian	15,2	1,22	
13	Mi.	Stanislaus	15,16	2,36	
14	Do.	Josaphat	15,30	3,51	
15	Fr.	Albert	15,47	5,11	
16	Sa.	Otmar	16,7	6,35	
46. Sonntag. 25. Sonntag nach Trin. K. Vom Senfkörnlein Matth. 13, 31—35. E. Vom Greuel der Verwüstung Matth. 24, 15—28.					
17	So.	Gertrud 🌕	16,34	8,2	
18	Mo.	Odo, Jordan	17,12	9,29	
19	Di.	Elisabeth	18,5	10,50	
20	Mi.	Korb. Erhebung	19,16	11,55	
21	Do.	Mar. Opferg.	20,38	12,42	
22	Fr.	Cäcilia	22,3	13,15	
23	Sa.	Klemens 🌗	23,27	13,39	
47. Sonntag. 26. Sonntag nach Trin. Totenfest. K. Vom Greuel der Verwüstung Matth. 24, 15—35. E. Gleichnis von den 10 Jungfrauen Matth. 25, 1—13.					
24	So.	Joh. v. Kreuz	—,—	13,58	
25	Mo.	Katharina	0,47	14,13	
26	Di.	Silvester	2,5	14,27	
27	Mi.	Virgil	3,20	14,41	
28	Do.	Lukretia	4,35	14,57	
29	Fr.	Radbod	5,49	15,14	
30	Sa.	Andreas	7,4	15,36	

Am 1. Nov. ringförmige Sonnenfinsternis in Deutschland sichtbar von 11 Uhr 22 Min. — 13 Uhr 5. Min.



Vom Ritter Eppelein.

Die Sage berichtet von vielen kühnen und tapferen Rittern. Wenige aber kommen an Tollkühnheit und Verwegenheit dem Ritter Eppelein von Gailingen gleich, und selten sah man einen Reiter, der so mit seinem Pferde verwachsen war, wie er. Bei Carlstadt kann man noch die Stelle sehen, wo die vereinigten Söldner des Bischofs von Würzburg und der freien Reichsstadt Nürnberg den Ritter Eppelein so in die Enge getrieben hatten, daß jeder andere die Waffen gestreckt und sich auf Tod und Leben ergeben hätte. Herr Eppelein aber warf einen Blick hinter sich auf die Feinde, einen zweiten vor sich in die Tiefe, dann gab er seinem Roß die Sporen, setzte mit einem gewaltigen Sprung von dem hohen Felsen in den tief unten strömenden Main und kam glücklich davon. Ein andermal gelang es den Reisigen der Stadt Nürnberg doch, den Ritter und seinen treuen Knecht Jäckel auf einem Streifzug im fränkischen Land so zu stellen, daß er nicht mehr entrinnen konnte. Mit Stricken banden sie ihn auf sein Roß und führten ihn nach Nürnberg. Dort

saß der hohe Rat über ihn zu Gericht und verurteilte ihn für allen Frevel, den er der Stadt und ihren Verbündeten angetan, zum Tode. Jäckel, seinem treuen Knappen, ward Leben und Freiheit geschenkt. Die Nürnberger steckten ihn unter ihre Soldknechte, weil sie glaubten, den verschlagenen Jungen auf ihren Streifzügen gegen Eppeleins Verbündete gut brauchen zu können. Etliche Wochen, bis zur Verkündung des Todesurteils, ward Herr Eppelein in ritterlicher Haft gehalten, aber so fest verwahrt, daß eine Flucht, über die er unaufhörlich nachgrübelte, ganz unmöglich war. Nun hatte er alle Hoffnung auf den Tag gesetzt, an dem er von der Burg herab vor das Rathaus zum Tode geführt werden sollte, aber das Glück schien ihm nicht günstig zu sein. Als man ihn zum letzten Gang aus dem Turme führte, starrte der ganze Burghof von Waffen, als gelte es ein ganzes Heer und nicht einen einzelnen Mann zu bewachen. Alle Söldner waren aufgeboten, sämtliche Tore und Ausgänge versperrt und bewacht, zwischen zwei Reihen von Soldknechten ward der Gefangene auf den äußeren Hof herabgeführt. An ein Entkommen war für den Gefangenen nicht zu denken. An einen Baum gebunden stand sein treuer Rappe, der ihn bei Carlstadt durch den Strom getragen und ihm mehr als einmal das Leben gerettet. Das schöne mutige Tier war dem Söldnerhauptmann zugesprochen, der dem Ritter auf seinem letzten Gange das Geleite gab. Beim Anblick seines Herrn wieherte es freudig auf. „Armer Hans," seufzte Herr Eppelein, „von dir fällt mir der Abschied am schwersten. Wenn ich dich noch einmal besteigen dürfte, das wäre mein letzter Wunsch." Das hörte der Hauptmann, dem das Roß in Zukunft gehören sollte, er empfand Mitleid mit dem Ritter und sprach: „Meinetwegen mögt ihr noch einmal auf den Gaul steigen. Soeben wird mir gemeldet, daß die edlen Herren vom Rat sich erst in einer Stunde versammeln. So ist es noch nicht an der Zeit, euch zum Rathause hinabzuführen. Hier ist auch kein Strom, in den ihr springen und uns entkommen könntet." „Habt Dank, Hauptmann," sagte Eppelein, „möge Gott euch diese Wohltat vergelten und euer Sterbestündlein süßer machen als das meine." Indessen hatte der Knappe Jäckel, der sich in seiner neuen Söldnertracht in die Nähe seines Herrn gedrängt und das Gespräch gehört hatte, schon das mutige Roß vorgeführt. Es stieg stolz hoch empor, als sein Herr sich nahte, stand aber fromm wie ein Lamm, als Eppelein den Fuß in den Steigbügel setzte und sich in den Sattel schwang. Sobald der Ritter den Rappen zwischen den Schenkeln fühlte, schien er ganz zu vergessen, daß ihm die nächste Stunde den Tod bringen sollte. Die Söldner schlossen einen Halbkreis um den Ritter und sahen staunend seinen Reiterkünsten zu. Dabei bemerkten sie gar nicht, wie Herr Eppelein sein Roß immer mehr der Mauer zulenkte, die den tiefen Burggraben nach innen umschloß. Plötzlich aber spornte er den Rappen zum gewaltigen Sprung, einen Augenblick sah man Roß und Reiter über dem Graben schweben, ein Wutschrei wie aus einem Munde erfüllte die Luft, aber die Söldner und ihre Offiziere waren so bestürzt über das ungeheure Wagnis, daß Herr Eppelein längst im Walde verschwunden war, als endlich die Zugbrücken niederrasselten, die Tore aufsprangen und die Söldner wie eine losgelassene Meute hinausstürzten. Auf schweißtriefenden Pferden sprengten die Verfolger hinter ihm drein, aber alles Suchen war vergeblich. Eppelein war bereits mit seinen Verbündeten zusammengetroffen, die Tag und Nacht die Stadt umschwärmten, solange er darin gefangen lag. Die Nürnberger mußten ohne den Ritter wieder heimkehren, der aber erreichte unter dem Schutze seiner Getreuen ungefährdet sein festes Schloß Drameysel, wo er vor allen Nachstellungen seiner Feinde sicher war.

Dezember

Glatter Pelz am Wilde, dann wird der Winter milde.

Bringt Dezember Kälte und Schnee ins Land, dann wächst das Korn gut, selbst auf dem Sand.

Am 1. Dezember Sonn.-Aufg. 7,50; Untg. 16,16. — Am 15. Dezember Sonn.-Aufg. 8,5; Untg. 16,12.

Datum			Mond- Aufg.	Mond- Untg.	Notizen
48. Sonntag. 1. Adventsonntag. K. Es werden Zeichen geschehen Luk. 21, 25—33. E. Vom Einzug Jesu in Jerusalem Matth. 21, 1—9.					
1	So.	**1. Advent** ●	8,17	16,4	
2	Mo.	Bibiana	9,25	16,42	
3	Di.	Franz Xaver	10,23	17,30	
4	Mi.	Barbara	11,10	18,27	
5	Do.	Petrus Chrys.	11,47	19,33	
6	Fr.	Nikolaus	12,15	20,42	
7	Sa.	Ambrosius	12,35	21,53	
49. Sonntag. 2. Advent. K. Johannes im Gefängnis Matth. 11, 2—10. E. Es werden Zeichen geschehen Luk. 21, 25—36.					
8	So.	**Mar. unbefl. Empf.**	12,53	23,3	
9	Mo.	Wolfhilde ☽	13,7	—,—	
10	Di.	Meinhard	13,21	0,15	
11	Mi.	Damasius	13,34	1,27	
12	Do.	Walarich	13,49	2,43	
13	Fr.	Luzia	14,7	4,3	
14	Sa.	Arsen, Alfred	14,31	5,27	
50. Sonntag. 3. Advent. K. Das Zeugnis des Johannes Joh. 1, 19—28. E. Johannes im Gefängnis Matth. 11, 2—10.					
15	So.	Christine	15,2	6,56	
16	Mo.	Adelheid ○	15,49	8,21	
17	Di.	Sturmius	16,53	9,37	
18	Mi.	Mar.Erw., IV. Quat.	18,14	10,33	
19	Do.	Minna	19,42	11,14	
20	Fr.	Domin. v. Silos	21,11	11,42	
21	Sa.	Thomas	22,34	12,3	
51. Sonntag. 4. Advent. K. Im 15. Jahre der Regierung d. Kais. Tiber. Luk. 3, 1—6. E. Das Zeugnis des Johannes Joh. 1, 19—28.					
22	So.	Flawian **Wint.Anfg.**	23,54	12,20	
23	Mo.	Viktoria ☾	—,—	12,35	
24	Di.	Adam u. Eva	1,10	12,49	
25	Mi.	**Hl. Weihnachtsfest**	2,25	13,3	
26	Do.	**Stephan**	3,39	13,20	
27	Fr.	Johannes Ev.	4,53	13,41	
28	Sa.	Unschuld. Kinder	6,6	14,6	
52. Sonntag. Sonntag nach Weihn. K. Darstellung Jesu im Tempel Luk. 2, 33—40. E. Von Simeon und Hanna Luk. 33—40.					
29	So.	Thomas v. Kant	7,16	14,40	
30	Mo.	Lothar	8,17	15,25	
31	Di.	Silvester ●	9,7	16,20	



Der Löwenkampf.

Im Kölner Rathaus ist Herr Hermann Gryn zu sehen. Er steht in Stein gehauen und ein steinerner Löwe beißt in seinen Mantel. Vor grauen Zeiten war Herr Hermann Gryn Bürgermeister der guten Stadt Köln. Er führte ein gerechtes, tüchtiges und daher strenges Regiment, das den Bürgern zugute kam, das Stadtwesen blühend machte und niemand in die Nase stach als einigen Ratsherren, die der Ehrgeiz plagte, die Herrschaft genau so gut führen zu können wie Hermann Gryn. Es waren wirklich ihrer etliche, die ihn lieber tot als lebend gesehen hätten, und zwei von den reichsten beschlossen, ihn zu verderben. Aber Herrn Hermann Gryn war nicht so leicht beizukommen. Er besaß zwar von Natur aus ein offenes und vertrauendes Wesen, jedoch das hinderte ihn nicht, die Augen offen zu halten und sich diejenigen, die sich sonderlich auffällig um seine Gunst bemühten, doppelt aufmerksam zu betrachten. Lange Zeit setzten die beiden Ratsherren ihr freundlichstes Gesicht gegen ihn auf, bis sie glaubten, er ginge ihnen in die Falle,

und als sie endlich soweit waren, luden sie ihn zu einer Gasterei in ihr Haus. Da gab es ein Essen, daß es schier zum Verwundern war, und obzwar der Bürgermeister wußte, wie reich seine Gastgeber waren, so hatte er doch solche Kostbarkeiten nicht bei ihnen vermutet. Die Tafel starrte in Silber und den Hauptschmuck bildete ein kostbarer Springbrunnen aus Gold und Marmor, in dessen Becken vier offene Löwenmäuler goldklaren Wein spieen. „Wenn die plötzlich lebendig würden," scherzte der Bürgermeister, „das würde ein lustiges Springen geben." Die Ratsherren erbleichten bis unter die Haare und sahen einander mit schreckensstarren Augen an, bis das helle Gelächter Gryns ihnen das Blut wieder in die Schläfen trieb. Sie suchten und fanden eine billige Entschuldigung für ihre Verstörtheit, füllten mit zitternden Händen den Ehrenbecher und boten ihn dem Gaste dar. „Den leere ich auf das Wohl der guten Stadt Köln," rief der Bürgermeister mit fröhlichen Augen, und die Ratsherren mit heuchlerischen Mienen: „Auf daß Ihr sie, Gestrenger, noch lange Jahre zu ihrem und unserm Wohle führt!" Damals konnten die Herren noch wackerer zechen als heute, und es dämmerte schon, als sie endlich die Stühle beiseite schoben und sich in Hof und Garten ein wenig die heißen Stirnen lüfteten. Die beiden Ratsherren zeigten Herrn Hermann Gryn ihr Anwesen vom Keller bis zum Söller, und zum Ende kamen sie an eine verschlossene Tür, zogen den Riegel und ließen dem Bürgermeister liebreich den Vortritt. Als er aber unter dem Türbalken stand, gaben sie ihm einen Stoß und riegelten eilig hinter ihm ab. Das ist ein fester Hof, dachte der Bürgermeister grimmig und hob die Augen zu den Felsenmauern, die dunkel in den grauen Abendhimmel starrten. Seine Meinung über die beiden Ratsherren war nie sonderlich günstig gewesen, aber jetzt sah er ein, daß die Schelme ihn zum Tode verdammt hatten, denn aus der dunkeln Ecke des Hofes strich ein mageres, hungrig knurrendes Löwentier. Herr Hermann Gryn aber war ein Mann aus rechtem Stoff und wäre unverzagt geblieben, auch wenn der Satan in höchsteigener Person gekommen wäre. Er riß sich den schweren Mantel von der Schulter, stieß ihn dem Löwen in das offene Maul, riß den Dolch aus dem Gurt und stach das Tier zu Tode. In der Erregung des Kampfes hatte er nicht bemerkt, wie über der Brüstung der westlichen Mauer die Ratsherren mit ihrem Anhang erschienen waren, aber sich entsetzt davongemacht hatten, als der Löwe auf ihr Opfer zugestürzt war. Nun saß er auf dem toten Ungetüm und lauschte in die Stille, lachte und begann leise zu knurren wie ein Löwe. Da schlurften Schritte heran, standen vor der Türe still, und der Bürgermeister hörte den ungeduldigen Atem der Lauscher. Daumensbreit wurde die Türe geöffnet, und die Ratsherren äugten hinein, was der Herr der Wüste von dem Herrn von Köln übrig gelassen habe. Aber das war ein gar stattlicher Rest, der ihnen blitzschnell an den Hals fuhr, und sie über den Haufen warf. Zwei Stunden später hingen die verräterischen Ratsherren schon mit bleichen Nasen an den Deckenbalken in der großen Halle ihres eigenen Hauses. Das steht noch heute, und es hängt ein steinerner Löwenkopf an der Tür.

Wie ihr gehört habt, steht Hermann Gryn in Stein am Kölner Rathaus. Dies Bild will mehr sagen als eine Erinnerung. Es will mahnen, daß, wer den Dingen und Ereignissen mutig ins Auge sieht, Überwinder bleibt, und wenn der Teufel selber ihn verschlingen will.

Das Jahr 1929

zählt bürgerlich und kirchlich 365 Tage. Es ist das Jahr

6642 in der Julianischen Periode,
7437/38 in der Byzantinischen Aera,
5879 seit Erschaffung der Welt (nach Cabristius)
5690 seit Erschaffung der Welt (nach Rechnung der Juden),
1929 seit Christi Geburt,
1896 seit Christi Tod am Kreuze,
1859 seit Zerstörung Jerusalems,
1204 seit Einführung des Christentums in Deutschland durch Bonifatius,
1129 seit Gründung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation,
489 seit Erfindung der Buchdruckerkunst,
437 seit Entdeckung Amerikas,
358 seit der ersten Weltumsegelung,
94 seit Erbauung der ersten Eisenbahn in Deutschland,
58 seit Gründung des Deutschen Reiches von 1871,
15 seit Ausbruch des Weltkrieges.

☆

Festfolge im Jahre 1929.

Namen-Jesu-Fest	2. Januar.	Christi Himmelfahrt	9. Mai.
Hlg. 3 Könige	6. Januar.	Pfingstsonntag	19. Mai.
Septuagesima	27. Januar.	Pfingstquatember II	22. Mai.
Fastnacht	12. Februar.	Dreifaltigkeitsfest	26. Mai.
Aschermittwoch	13. Februar.	Fronleichnamsfest	30. Mai.
Fastenquatember I	20. Februar.	Herbstquatember III	18. September.
Palmsonntag	24. März.	Allgemeines Kirchweihfest	20. Oktober.
Ostersonntag	31. März.	1. Adventssonntag	1. Dezember.
Bittage	6. bis 8. Mai.	Adventsquatember IV	18. Dezember.

☆

Kalender der Juden im Jahre 1929.

5689 (Überzähliges Schaltjahr).

1. Schebat		12. Januar.
1. Adar		11. Februar.
14. „	Klein Purim	24. Februar.
1. Veadar		13. März.
13. „	Fasten-Esther	25. März.
14. „	Purim	26. März.
15. „	Schuschan-Purim	27. März.
1. Nisan		11. April.
15. „	Passah-Anfang*	25. April.
16. „	Zweites Fest*	26. April.
21. „	Siebentes Fest*	1. Mai.
22. „	Achtes Fest*	2. Mai.
1. Jjar		11. Mai.
18. „	Lag-B'omer	28. Mai.
1. Sivan		9. Juni.
6. „	Wochenfest*	14. Juni.
7. „	Zweites Fest*	15. Juni.
1. Thamuz		9. Juli.
17. „	Fasten, Eroberung von Jerusalem	25. Juli.
1. Ab		7. August.
9. „	Fasten, Tempelverbrennung	15. August
1. Elul		6. September.

5690 (Abgekürztes Gemeinjahr).

1. Tischri	Neujahrsfest*	5. Oktober.
2. „	Zweites Fest*	6. Oktober.
3. „	Fasten-Gedaljah	7. Oktober.
10. „	Versöhnungsfest*	14. Oktober.
15. „	Laubhüttenfest*	19. Oktober.
16. „	Zweites Fest*	20. Oktober.
21. „	Palmenfest	25. Oktober.
22. „	Versammlung oder Laubhüttenende*	26. Oktober.
23. „	Gesetzesfreude*	27. Oktober.
1. Marcheschwan		4. November.
1. Kislev		3. Dezember.
25. „	Tempelweihe	27. Dezember.

Die mit * bezeichneten Festtage werden streng gefeiert.

☆

Trächtigkeits- und Brüte-Kalender.

Die mittlere Trächtigkeitsperiode beträgt bei *Pferdestuten*: 48½ Wochen oder 340 Tage (Extreme sind 330 und 419 Tage); *Eselstuten*: gewöhnlich etwas mehr als bei Pferdestuten; Kühen: 40½ Wochen oder 285 Tage (Extreme 240 und 321 Tage); *Schafen* und *Ziegen*: fast 22 Wochen oder 154 Tage (Extreme 146 und 158 Tage); *Sauen*: über 17 Wochen oder 120 Tage (Extreme sind 109 und 133 Tage); *Hündinnen*: 9 Wochen oder 63—65 Tage; *Katzen*: 8 Wochen oder 56—60 Tage; *Hühner*: brüten 19—24, in der Regel 21 Tage; *Truthühner* (Puten): 26—29 Tage; *Gänse*: 28—33 Tage; *Enten*: 28—32 Tage; *Tauben*: 17—19 Tage.

Anfang der Trächtigkeit	Ende der Trächtigkeit				Anfang der Trächtigkeit	Ende der Trächtigkeit			
	Pferd	Rind	Schaf	Schwein		Pferd	Rind	Schaf	Schwein
Jan. 1.	Dez. 2.	Okt. 8.	Juni 4.	Apr.23.	Juli 4.	Juni 4.	Apr.10.	Dez. 5.	Okt. 24.
5.	6.	12.	8.	27.	8.	8.	14.	9.	28.
9.	10.	16.	12.	Mai 1.	12.	12.	18.	13.	Nov. 1.
13.	14.	20.	16.	5.	16.	16.	22.	17.	5.
17.	18.	24.	20.	9.	20.	20.	26.	21.	9.
21.	22.	28.	24.	13.	24.	24.	30.	25.	13.
25.	26.	Nov. 1.	28.	17.	28.	28.	Mai 4.	29.	17.
29.	30.	5.	Juli 2.	21.	Aug. 1.	Juli 2.	8.	Jan. 2.	21.
Febr. 2.	Jan. 3.	9.	6.	25.	5.	6.	12.	6.	25.
6.	7.	13.	10.	29.	9.	10.	16.	10.	29.
10.	11.	17.	14.	Juni 2.	13.	14.	20.	14.	Dez. 3.
14.	15.	21.	18.	6.	17.	18.	24.	18.	7.
18.	19.	25.	22.	10.	21.	22.	28.	22.	11.
22.	23.	29.	26.	14.	25.	26.	Juni 1.	26.	15.
26.	27.	Dez. 3.	30.	18.	29.	30.	5.	30.	19.
März 2.	18.	7.	Aug. 3.	22.	Sept.2.	Aug. 3.	9.	Febr. 3.	23.
6.	Febr. 4.	11.	7.	26.	6.	7.	13.	7.	27.
10.	8.	15.	11.	30.	10.	11.	17.	11.	31.
14.	12.	19.	15.	Juli 4.	14.	15.	21.	15.	Jan. 4.
18.	16.	23.	19.	8.	18.	19.	25.	19.	8.
22.	20.	27.	23.	12.	22.	23.	29.	23.	12.
26.	24.	31.	27.	16.	26.	27.	Juli 3.	27.	16.
30.	28.	Jan. 4.	31.	20.	30.	31.	7.	März 3.	20.
April 3.	März 4.	8.	Sept.4.	24.	Okt. 4.	Sept.4.	11.	7.	24.
7.	8.	12.	8.	28.	8.	8.	15.	11.	28.
11.	12.	16.	12.	Aug. 1.	12.	12.	19.	15.	Febr. 1.
15.	16.	20.	16.	5.	16.	16.	23.	19.	5.
19.	20.	24.	20.	9.	20.	20.	27.	23.	9.
23.	24.	28.	24.	13.	24.	24.	31.	27.	13.
27.	28.	Febr. 1.	28.	17.	28.	28.	Aug. 4.	31.	17.
Mai 1.	April 1.	5.	Okt. 2.	21.	Nov. 1.	Okt. 2.	8.	April 4.	21.
5.	5.	9.	6.	25.	5.	6.	12.	8.	25.
9.	9.	13.	10.	29.	9.	10.	16.	12.	März 1.
13.	13.	17.	14.	Sept.2.	13.	14.	20.	16.	5.
17.	17.	21.	18.	6.	17.	18.	24.	20.	9.
21.	21.	25.	22.	10.	21.	22.	28.	24.	13.
25.	25.	März 1.	26.	14.	25.	26.	Sept.1.	28.	17.
29.	29.	5.	30.	18.	29.	30.	5.	Mai 2.	21.
Juni 2.	Mai 3.	9.	Nov. 3.	22.	Dez. 3.	Nov. 3.	9.	6.	25.
6.	7.	13.	7.	26.	7.	7.	13.	10.	29.
10.	11.	17.	11.	30.	11.	11.	17.	14.	April 2.
14.	15.	21.	15.	Okt. 4.	15.	15.	21.	18.	6.
18.	19.	25.	19.	8.	19.	19.	25.	22.	10.
22.	23.	29.	23.	12.	23.	23.	29.	26.	14.
26.	27.	April 2.	27.	16.	27.	27.	Okt. 3.	30.	18.
30.	31.	6.	Dez. 1.	20.	31.	Dez. 1.	7.	Juni 3.	22.

Post-Tarif

gültig ab 1. August 1927

I. Innerer deutscher Verkehr.

Ortspostkarten . . .	5	₰
Fernpostkarten . . .	8	„
Ortsbriefe		
bis 20 g	8	„
über 20—250 g .	15	„
„ 250—500 g .	20	„
Fernbriefe		
bis 20 g	15	„
über 20—250 g .	30	„
„ 250—500 g .	40	„
Drucksachen		
a) in Form einfacher, offen versandter Karten, auch mit anhängender Antwortkarte . . .	3	₰
b) im übrigen bis 50 g	5	„
über 50—100 g .	8	„
„ 100—250 g .	15	„
„ 250—500 g .	30	„
„ 500 g bis 1 kg	40	„
Warenproben		
bis 250 g	15	„
über 250—500 g .	30	„
Mischsendungen		
bis 250 g	15	„
über 250—500 g .	30	„
„ 500 g bis 1 kg	40	„
Päckchen bis 1 kg . .	40	„

Für nicht oder unzureichend freigemachte Briefe usw. wird das Eineinhalbfache des Fehlbetrages, unter Aufrundung auf volle 10 ₰, nacherhoben.

Nachstehender Pakettarif gültig ab 1. Oktober 1927.

Pakete (Meistgewicht 20 kg)	1. Zone bis 75 km		2. Zone über 75 bis 150 km		3. Zone über 150 bis 375 km		4. Zone über 375 bis 750 km		5. Zone über 750 km	
	ℳ	₰	ℳ	₰	ℳ	₰	ℳ	₰	ℳ	₰
bis 5 kg . . .	—	50	—	60	—	80	—	80	—	80
über 5 „ 6 „ . . .	—	60	—	80	1	10	1	15	1	20
„ 6 „ 7 „ . . .	—	70	1	—	1	40	1	50	1	60
„ 7 „ 8 „ . . .	—	80	1	20	1	70	1	85	2	—
„ 8 „ 9 „ . . .	—	90	1	40	2	—	2	20	2	40
„ 9 „ 10 „ . . .	1	—	1	60	2	30	2	55	2	80
„ 10 „ 11 „ . . .	1	10	1	80	2	60	2	90	3	20
„ 11 „ 12 „ . . .	1	20	2	—	2	90	3	25	3	60
„ 12 „ 13 „ . . .	1	30	2	20	3	20	3	60	4	—
„ 13 „ 14 „ . . .	1	40	2	40	3	50	3	95	4	40
„ 14 „ 15 „ . . .	1	50	2	60	3	80	4	30	4	80
„ 15 „ 16 „ . . .	1	60	2	80	4	10	4	65	5	20
„ 16 „ 17 „ . . .	1	70	3	—	4	40	5	—	5	60
„ 17 „ 18 „ . . .	1	80	3	20	4	70	5	35	6	—
„ 18 „ 19 „ . . .	1	90	3	40	5	—	5	70	6	40
„ 19 „ 20 „ . . .	2	—	3	60	5	30	6	05	6	80

Für **sperrige** Pakete ein Zuschlag von 100 v. H., für **dringende** Pakete ein Zuschlag zur Paketgebühr von 1 ℳ und außerdem die Eilzustellgebühr, wenn die Sendungen nicht mit dem Vermerk **„Postlagernd"** versehen sind.

Jedem Paket ist eine Paketkarte beizugeben.

Wertsendungen (Wertbriefe und Wertpakete) die Gebühr für einen **gewöhnlichen Brief** oder ein **gewöhnliches Paket** und die Versicherungsgebühr von 10 ₰ für je 500 Reichsmark. Ferner eine Behandlungsgebühr, die beträgt A) für **Wertbriefe** und **versiegelte Wertpakete** a) bis 100 ℳ einschl. 40 ₰, b) über 100 ℳ 50 ₰, B) für **unversiegelte Wertpakete** 25 ₰.

Zahlkarten		
bis 10 ℳ	10	₰
über 10—25 ℳ	15	„
„ 25—100 „	20	„
„ 100—250 „	25	„
„ 250—500 „	30	„
„ 500—750 „	40	„
„ 750—1000 „	50	„
„ 1000—1250 „	60	„
„ 1250—1500 „	70	„
„ 1500—1750 „	80	„
„ 1750—2000 „	90	„
„ 2000 ℳ (unbeschränkt) . .	100	„

Höchstbetrag für telegraphische Zahlkarten unbeschränkt.

Postanweisungen (Meistbetrag 1000 ℳ)		
bis 10 ℳ	20	₰
über 10—25 ℳ	30	„
„ 25—100 „	40	„
„ 100—250 „	60	„
„ 250—500 „	80	„
„ 500—750 „	100	„
„ 750—1000 „	120	„

II. Verkehr mit der Freien Stadt Danzig, dem Memelgebiet, Luxemburg, Österreich.

Die Inlandgebühren für Briefsendungen, **Wertsendungen, Postanweisungen** und **Pakete** gelten auch nach dem Gebiet der Freien Stadt Danzig und dem Memelgebiet. Die Inlandgebühren für **Briefsendungen** gelten ferner nach Luxemburg und Oesterreich. (**Päckchen nach beiden Ländern nicht zugelassen.**)

Wegen der **Paketgebühren** im Verkehr mit dem Ausland erkundige man sich auf dem Postamt.

Sonstige Gebühren

Einschreibgebühr	30	₰
Rückscheingebühr	30	„
falls Rückschein nachträglich verlangt	60	„
Eilzustellung bei Vorauszahlung		
1. nach dem **Ortszustellbezirk:**		
a) eine Briefsendung	40	„
b) ein Paket	60	„
2. nach dem **Landzustellbezirk:**		
a) eine Briefsendung	80	„
b) ein Paket	120	„
Nachnahmesendungen die Brief- oder Paketgebühr nebst einer Vorzeigegebühr von . . . . . . (Meistbetrag 1000 ℳ).	20	„

III. Verkehr mit dem übrigen Ausland.

Postkarten (Größe nicht über 14,8 10,5 cm), einfache	15	₰
mit Antwortkarte	30	„
jedoch nach Tschechoslowakei und Ungarn einfache	10	„
Briefe (Meistgewicht 2 kg) bis 20 g	25	„
jede weiteren 20 g	15	„
jedoch nach Tschechoslowakei und Ungarn bis 20 g	20	„
Drucksachen für je 50 g (Meistgewicht 2 kg) . . .	5	„
Geschäftspapiere (Meistgewicht 2 kg) für je 50 g . . mindestens 25 ₰	5	„
Warenproben (Meistgewicht 500 g) für je 50 g . . mindestens 10 ₰	5	„
Eilzustellgebühr für Briefsendungen (nach verschied. Ländern nicht zulässig; Auskunft bei den Postämtern)	50	„
Einschreibgebühr	30	„

Gott grüße dich, Westfalenland.

Von Fritz Müller, Partenkirchen.

Illustrationen von R. Bach.



Da war er nun, der Onkel aus Amerika. „Weil du nur da bist," sagte der Vater und umarmte ihn am Kai in Bremen. Ich stand dabei und schaute zu. Das war er also? Groß und stämmig stand er da. Und ich hatte mir immer gedacht, ein Onkel aus Amerika müßte schlank sein. Und ein hageres Gesicht müßte er haben und scharfe Falten müßten von den Augen ihre Pfeile nach dem Munde schießen. Und die Taschen müßten ihm ordentlich abstehen von dem mageren Körper, der goldenen Dollars wegen, die er darin hatte.

Aber nichts davon. Der Onkel Clemens aus Amerika hatte kein hageres Gesicht, sondern ein breites. Und von den Augen schossen keine Faltenpfeile nach dem Munde. Und die Taschen waren glatt. Aber, dachte ich, dann kann das mit dem vielen Geld, das er verdient hat drüben, doch nicht richtig sein ....

„Und weißt du auch, Clemens," sagte der Vater, als der Zug von Bremen abging, „weißt du auch, daß es nun an die zwanzig Jahre ist, seitdem du von der alten Heimat fort bist?"

„So, zwanzig Jahre? Ich dachte, daß es länger wäre."

„Aber Clemens, hast du das nicht ausgerechnet auf der Ueberfahrt?"

„Ja, weißt du, wir rechnen drüben nicht nach Jahren."

„Aber Onkel," wagte ich hier einzuschalten, „habt ihr drüben einen anderen Kalender, daß ihr nicht nach Jahren rechnet?"

„Nein, mein Junge, wir rechnen drüben nach Minuten; höchstens noch nach Tagen; und zwar nach Tagen, welche kommen, nicht nach Tagen, die schon vergangen sind; nun gar vergangene Jahre — nein, so — so träumerisch sind wir da drüben nicht. Die Gegenwart ist alles, Junge —"

„Aber Clemens," sagte Vater, „du wirst doch nicht die alte Zeit vergessen haben — und dann die alte Heimat?"

„Nein, nein," sagte Onkel Clemens lachend, „ich weiß schon noch; nur bin ich eben Bürger von Amerika geworden, mußt du wissen."

„Ach Clemens, das hast du uns aber nie geschrieben!"

„So? Tat ich's nicht? Das wird man eben drüben ganz von selber. Gleich wie ich rüberkam, gaben sie mir das first paper, dann kriegte ich mein second paper nach fünf Jahren, als ich meine Prüfung machte —"

„Oh, du hast noch eine Prüfung machen müssen, Onkel?" sagte ich, „und hast du sie auch bestanden, Onkel?"

„Na, und ob," lächelte Onkel Clemens, „die Fragen sind ja immer gleich: Wann ist Amerika entdeckt worden?" fragt der Kommissar —

„Oh, Onkel, das weiß ich auch."

„Nun, siehst du, da könntest du ja auch schon American Citizen werden."

„Und wird man sonst etwas gefragt, Onkel?"

„Ja, wann Washington geboren wurde —"

„Das haben wir aber nicht gelernt, Onkel."

„Ja, siehst du, da kannst du eben noch kein amerikanischer Bürger werden, Junge."

„Soll er auch nicht!" sagte der Vater mit einer merkwürdig festen Stimme und blickte auf die Flachlandschaft hinaus.

„Nun, das mußt du nicht verschwören. Wenn er auch mal rüber kommen sollte —"

„Os — na — brück!" rief der Schaffner und ging durch den Zug.

„Was, schon Osnabrück?" unterbrach sich der Onkel Clemens.

„Ja", sagte der Vater, „in einer halben Stunde fahren wir durch Westfalen, über unsere rote Erde, Clemens." Jetzt war Vaters Stimme gar nicht fest; im Gegenteil.

„So so," sagte Onkel Clemens, „sag' mal, sind bei euch alle Eisenbahnen so unbequem? Bei uns in Amerika hat man verstellbare Stühle —"

„Ja," sagte der Vater, „so weit sind wir noch nicht, aber komm, wir wollen uns ein Brötchen kaufen in der Halle — gleich fahren wir wieder, Clemens."

Ich mußte sitzen bleiben, bis sie wiederkamen. Unterdes dachte ich über die verstellbaren Stühle in Amerika nach, das muß ja wunderbar sein, dachte ich. Wie der Mechanismus wohl sein mochte? Und warum hatte Vater den Onkel Clemens nicht ausreden lassen, als er das erzählen wollte? Aber da kamen sie ja schon wieder.

„Nun, weißt du," sagte Onkel Clemens, an einem belegten Brötchen kauend, „nichts für ungut, aber bei uns in Amerika ist der Schinken besser."

„Besser als unser westfälischer?" sagte Vater höflich zweifelnd.

„Das muß dich doch nicht wundern; denke doch an die wunderbaren maschinellen Einrichtungen, die wir in Chicago —"

„Aber ich denke, es kommt aufs Schwein an, nicht auf die Maschine, Clemens?"

„Da irrst du, der beste Schinken kann vermurkst werden, wenn die maschinellen Einrichtungen —"

„Jetzt sind wir in Westfalen," sagte Vater und deutete zum Fenster hinaus, „sieh, Clemens, der Bach mit den Weiden war die Grenze gegen Hannover."

Ich sah hinaus und wunderte mich, wie verlangend heute die Weidenstümpfe ihre Zweige in die Lüfte streckten. Als warteten sie auf einen.

„Die Grenze?" lachte Onkel Clemens, „ach du lieber Gott, ich hatte ganz vergessen, daß ich wieder in dem Lande mit den vielen Grenzen gegeneinander bin."

„Habt ihr etwa keine drüben?" sagte Vater, „ich denke doch, ihr habt euch ordentlich gestritten zwischen Nord und Süd."

„Das war einmal, aber jetzt gibt es bei uns in den Vereinigten Staaten nur ein Volk".

„Auch bei uns, Clemens."

„Na, die Berliner und die Bayern —"

„ — vertragen sich immer noch besser, Clemens, als du mit einem Neger aus Saint Louis, denke ich."

„Hm, magst recht haben, die „schwarze" Frage ist der einzige dunkle Punkt, den die kolossale Entwicklung bei uns in Amerika noch aufweist. Aber sonst gehts überall voran, mächtig voran, ihr werdet das Wettrennen bald aufgeben müssen."

„Worin?"

„Zum Beispiel in der Industrie. Bei uns in Amerika wird das meiste Eisenerz gefördert —"

„Das ist wahr."

„Bei uns in Amerika wird die meiste Kohle gebrochen —"

„Stimmt."

„Das meiste Kupfer haben wir, das meiste Blei, den meisten Mais, den meisten Weizen, das meiste Petroleum, die meiste Baumwolle, die meiste —"

„Hör auf, Clemens, sonst müssen wir uns in ein Mauseloch verkriechen vor lauter Kolossalität bei euch in Amerika."

„Nun, so schlimm ist's nicht; in manchem habt ihr doch die zweite Stelle, soviel ich weiß, im Eisen zum Beispiel."

„Und wie steht's mit der geistigen Kultur bei euch, Clemens?"

„Wir sind das freieste Volk, denke ich."

„Ja — aber Freiheit ist doch nur ein Teil der Geistigkeit, Clemens."

„Nun, ich habe mich nicht viel darum gekümmert; aber, wenn ich recht gelesen habe, marschieren bei uns in Amerika auch die Universitäten an der —"

„Bruder, schau hinaus, die Türme von Münster grüßen. Weißt Du noch von Münster, wo wir — wo wir — na, weißt du nicht mehr, Clemens?"

„Münster? Münster? Warte mal, hat da nicht ein alter Onkel von uns gewohnt?"

„Ja, freilich Clemens der Onkel Paul, bei dem wir immer in den Ferien waren. Die große Wiese kannst du doch nicht vergessen haben?

„Wiese? Wiese? Hm, grenzte nicht ein Wald daran?"

„Freilich, Clemens, ein Tannenwald, ein dunkler. Steh' mal auf und schau hinaus — da drüben muß er liegen."

„Ja, ja, und haben wir da nicht mit einem — mit einem kleinen Mädchen gespielt?"

„Mit der Fine, meinst du? Natürlich haben wir mit der Fine gespielt. Das weißt du also doch noch, Clemens, das ist lieb von dir."

„Was ist aus der geworden?"

„Längst gestorben, Clemens, längst gestorben — wanderte mit Verwandten aus nach Amerika — konnte das Klima in den Südstaaten nicht vertragen, hörte ich — verzehrte sich vor Heimweh, sagte man, und —"

„Sie hätte nicht hinübergehen sollen."

„Das sagst du, Clemens?"

„Hm, ja, sieh, ich bin nun doch einmal amerikanischer Bürger. Und für einen Mann ist Amerika am Ende auch was anderes als für Frauen."

„Dann sind bei euch also die Frauen doch nicht so gut daran, wie —"

„Oh, bitte, bei uns in Amerika nehmen die Frauen die liberalste Stellung ein, die „American lady" ist die erste Frau der Welt, und ihre politischen Rechte —"

„Münster! Al — les aus — steigen!" rief der Schaffner.

„Hier müssen wir umsteigen nach Dortmund," sagte Vater, „komm Clemens, komm Fritz."

Dann gingen wir quer hinüber zum Anschlußzug. Ich deutete auf eine fauchende Lokomotive.

„Onkel, sind bei euch in Amerika die Lokomotiven auch größer?"

„Das will ich meinen, Junge."

„Und fahren auch die Züge schneller?"

„Selbstverständlich, Junge."

„Nur nicht ganz so sicher," sagte der Vater.

„Mag sein; aber bei uns ist man eben nicht so ängstlich um die liebe Sicherheit besorgt."

„Und auf ein Menschenleben mehr oder weniger kommt's bei euch in Amerika auch gar nicht an."

„Nein, wir kriegen ja jedes Jahr einen Zuzug von einer Million oder mehr."

„Von uns, Clemens, vom alten Europa."

„Natürlich — aber was willst du damit sagen?"

„Daß doch im Grunde eure Herrlichkeiten von Händen aus der alten Heimat geschaffen wurden."

„Ja, wenn du's so ansiehst — aber wir sind doch andere Menschen geworden da drüben — Amerikaner eben — ich kann's euch nicht erklären, aber man hat wirklich eine andere Haut, eine —"

„Nun, wenn's nur die Haut ist, Clemens, und wenn das Herz nur deutsch geblieben ist —"

„Das Herz? Ja, weißt du, auch das Herz ist eigentlich — ist eigentlich — ach, was, lassen wir's — vom Herzen ist nie viel die Rede bei uns in Amerika, mußt du wissen."

Vater nickte und legte dem Onkel Clemens die Hand auf die Schulter. Das Wort Herz mußte doch eine Nebenbedeutung haben. Sie sahen sich zum erstenmale, seit der Dampfer da war, voll in die Augen, schien es mir. Und dann wurden sie beide still und sahen auf die Felder hinaus. Die zogen wie Wellen vorüber. Die Ackerfurchen machten lange, weiche Linien. Da und dort schimmerte ein wenig Rot heraus. Wälder grüßten. Gehöfte lagen breit und fest. Hoch hoben sich die Dachgiebel wie gefaltete Hände, die sich in den Himmel verlängern wollen. Da und dort rastete ein Mann bei seinem Pfluge als unser

Zug vorübereilte. Eine Frau kam aus einer Tür und überschattete die Augen mit der linken Hand, während sie mit dem rechten Arm ein kleines Kind hielt. Das streckte seine Patschhändchen gegen uns und winkte.

Da sah ich, wie des Onkels Clemens Hand auch in die Höhe fahren wollte. Aber halbwegs blieb sie stehen, als schämte sie sich, und dann spielte sie verlegen mit dem herabhängenden Fensterriemen.

Der Zug hielt. Ein Mann stieg herein und setzte sich zu uns. Hager war er. Falten liefen von den Augen zum Mund. Wir kamen ins Gespräch mit ihm. Es stellte sich heraus, ein Amerikaner war er und ganz gut deutsch sprach er. Bis er auf einmal von Onkel Clemens erfahren hatte, daß er von drüben kam.



„Da sind sie also auch Amerikaner?“ sagte er auf Englisch und ich war sehr stolz, daß ich es schon verstehen konnte.

„Hm,“ sagte Onkel Clemens auf Deutsch, „eigentlich bin ich hier in diesem Land geboren, und wenns Ihnen recht ist, wollen wir lieber deutsch sprechen.“

Dem Fremden war es recht, dem Vater auch, und es gab eine ordentliche Unterhaltung. Der Amerikaner erzählte, er sei studienhalber da. Handel und Gewerbe wollte er hier kennen lernen.

„Ja, ja,“ sagte Onkel Clemens,“ Deutschland hat sich ordentlich gemacht, Sie werden manches lernen können, Herr.“

Vater machte große Augen.

„Aber Clemens,“ sagte er, „du bist seit zwanzig Jahren fortgewesen —“

„Bitte,“ unterbrach ihn Onkel Clemens, „knapp neunzehn sind es.“

„Nun also neunzehn oder zwanzig — ich weiß es nicht mehr ganz genau — aber daß du erst seit sieben Stunden wieder in Deutschland bist, das weiß ich — und woher willst du in dieser kurzen Zeit —“

„Meinst du denn, ich habe drüben keine Zeitung gelesen?“

„Ja, amerikanische.“

„Nein, ich bin seit neunzehn Jahren auf die gleiche westfälische Zeitung abonniert.“

„Die hast du dir regelmäßig schicken lassen?“

„Hamm! Um — stei — gen nach Dortmund!“ rief der Schaffner.

Wir stiegen aus. Der Amerikaner nahm den bereitstehenden Zug nach Berlin. Wir mußten lange auf den Anschluß warten.

Da saßen wir nun in dem kleinen Wartesaale von Hamm und waren ganz allein. Nur noch am Schanktisch hantierte jemand.

Der Kellner war nicht sichtbar. Ein Mädchen saß in einer Ecke und strickte. Ein Lichtstrahl fiel durchs Fenster und übersonnte ihren blonden Westfalenscheitel. Jetzt sahen ihre hellen Augen auf.

Bergleute waren eingetreten. Sie kamen von den großen Zechen drüben, die hier wie Pilze aus der Erde geschossen waren.

„Die Kohle ist verdammt mächtig geworden bei euch,“ sagte Onkel Clemens.



„Ja," sagte der Vater, „wenn wir jetzt nach Westen fahren, siehst du Förderturm an Förderturm; das schnurrt den ganzen Tag hinein — heraus, hinein — heraus ... und wenn's dann dunkel wird, wirst du Essen glühen sehen, die ein paar dutzendmal größer wurden, seit du fort warst, Clemens — "

„Ja, ja, schau dir nur die Bergmannsköpfe an da drüben — die hab' ich lange nicht gesehen, Bruder."

„Ihr habt doch drüben auch Bergleute, Clemens?"

„Ach, die sind anders, die haben modische Kleider, wenn sie von der Arbeit kommen; die tragen gelbe Schuhe — sieh dort hat einer eine Ziehharmonika."

Ein Bergmann hob den verwetterten Kopf. Der Sonnenstreifen war zu ihm hinübergewandert. In ihm quirlte es von feinen, feinen Stäubchen: Kohleteilchen aus dem Lande der roten Erde. Ein leichter Kohlengeruch lag im Wartezimmer.

Jetzt sah ich, wie Onkel Clemens seinen grauen breiten Kopf ein wenig nach oben hob, wie sich seine Nasenflügel kaum merkbar blähten.

Da stand das blonde Mädchen in der Ecke auf und legte das Strickzeug auf den Anrichtetisch. Dann nahm sie ein Körbchen mit Veilchen vom Tisch und ging damit langsam nach der Tür. Leicht schaukelte das Körbchen. Jetzt kam sie bei uns vorbei. Onkel Clemens sah hinein.

„Oh, Veilchen?" sagte er, „darf ich ein wenig daran riechen, Fräulein?"

Das Mädchen lächelte und hob den Korb.

„Ich — ich danke Ihnen," sagte Onkel Clemens und das Mädchen ging zögernd weiter.

„Weißt du," sagte er zu Vater, „bei uns in Amerika sind die Veilchen schon auch so schön, aber sie riechen nicht — nein, nein, das ist keine poetische Umschreibung, ihr könnt jeden Botaniker fragen, sie riechen wirklich nicht."

Jetzt machte die Ziehharmonika drüben ein paar schüchterne Töne.

„Nicht zu laut, Jupp," flüsterte sein Nachbar, „sonst schreibt dich der Bahnpolizist auf wegen Ruhestörung."

Die schüchternen Töne der Harmonika wurden noch schwächer. Dafür setzte aber eine tiefe, knorrige Stimme gedämpft ein:

Dort wo der Märker reckt das Eisen,
Da hat die Mutter mich gewiegt ...

„Das Westfalenlied, Clemens", sagte Vater halblaut. Onkel Clemens sagte nichts. Er nickte nur.

Hoch überm Fels die Tannen stehn,
Im kühlen Grund die Herden gehn ....

Onkel Clemens war aufgestanden. Seine große Brust schien zu arbeiten. Er schaute uns unsicher an:

„Bei uns in Amerika kennt man diese langen, wiegenden Töne nicht; da geht alles nach dem Yankee Doodle," sagte er geschwind und schaute zu den Bergleuten hinüber.

Und unsere Frauen, uns're Mädchen,
Mit Augen blau wie Himmelsgrund,
Sie spinnen nicht die Liebesfädchen
Zum Scherze für die müß'ge Stund' ....



Da hielt es den Onkel Clemens nicht mehr länger. Ein paar Schritte war er gegen die Bergleute zugegangen. In der Mitte des kleinen Wartesaales stand er jetzt. Der kohlenflimmernde Lichtstreif strich an ihm herunter. Die Arme hob er feierlich und wiederholte laut mit einer Stimme, daß es dröhnte:

Sie spinnen nicht die Liebesfädchen,
Zum Scherze für die müß'ge Stund' ....

Die Bergleute lächelten nicht, sondern sahen ihn nur geradeaus an. Und zuversichtlicher begleitete das wehmütige Instrument.

Jetzt war die Tür hinter Onkel Clemens Rücken aufgegangen.

Der Bahnpolizist kam herein. Vater war ganz geschwind aufgestanden mit dem Geldbeutel in der Hand. Er machte dem Polizisten beschwörende Zeichen.

„Pst, ich zahle alles, alles — nur erst fertigsingen — fertigsingen lassen bitte — bitte."

Unschlüssig stand der Polizist da. Das Fräulein am Schenktisch nickte ihm begütigend zu. Das Mädchen mit dem Veilchenkörbchen tat desgleichen.

Und nun hob Onkel Clemens seine breite Stimme, so hoch er konnte:

Dort ist's, wo meine Wiege stand,
Gott grüße dich, Westfalenland!

Und dann wiederholte er es nochmals:

Dort ist's, wo meine Wiege stand,
Gott grüße dich, Westfalenland!

Und dann ein drittesmal. Und jetzt kollerten ihm die hellen Tränen über das volle Gesicht und zeichneten zwei glänzende Linien von den Augen nach dem Mund. Zwei westfälische, keine amerikanischen.

Die verräterischen Spuren.

Beim Grubenhofer-Wirt kehrt eines Tages ein nobler Herr ein, bestellt zu essen und zu trinken, was nur gut und teuer ist, und läßt sich alles so vortrefflich schmecken, daß der Wirt ganz außer sich kommt über die Ehr', welche der Fremde seiner Aufwartung antut. Auch die Stasi — die Kellnerin — spitzt schon auf ein erkleckliches Trinkgeld und rechnet für sich aus, was sie im Jahr verdienen könnt', wenn täglich beim Grubenhofer so vornehme Gäste einkehren würden.



Auf einmal — wie sie aus dem Sinnieren wieder zu sich kommt — tut sie einen fürchterlichen Schrei .... dann noch einen und stürzt auf die Kellertür los.

„Wirt", ruft sie hinunter, „Wirt, kommt's g'schwind aufi ... der nobliche Herr, der Malefizkerl is durch'brennt!"

Der Grubenhofer läßt im Schreck Licht und Wasserkanne vor'm Weinfaß fallen, stolpert die ausgetretenen Stufen herauf und schreit atemlos: „Wo is er ... wo is er hin, der Gauner?"

„I' weiß's ja net!" heult die Stasi.

Es entsteht ein Aufruhr. Aus der Kegelbahn kommen die Stammgäste und geben in lebhafter Erregung ihren Vermutungen Ausdruck.

„G'rad' is er no' dag'sessen!" lamentiert die Stasi. „Auf einen Zug muß er die letzte Halbe Spezial aus'trunken hab'n ... sonst hätt' er mir net auskommen können!"

„No, no," tröstet sie der Amtsschreiber, „so schlimm wird's ja net sein!"

„Was?“ schreit aber der Wirt. „Net schlimm!? ... Zwei Flaschen Magdalener — a' halbe Spezial — a' Brathendl — zwei mal 'nen Schinken und an' Rahmstrudel ... is dös net g'nua!?“

„Ja“, heult die Kellnerin, „und a' Wirschini' hat er a' no' g'habt!“



Da auf einmal horcht der Förster schärfer auf.

„Was sagst, Stasi?“ meint er. „A' Virginia — von Euch — vom Grubenhofer seiner Patentsort'n eine?“

„Wie s' halt alle sind!“ brummt der Wirt ärgerlich.

„Und hat er s' auch an'zünd't da?“ forscht der Förster weiter.

„Freili'“, antwortet das Mädl, „sechsmal mindestens!“

„Dann hab'n wir'n schon!“ sagt der Förster zuversichtlich. „Mach' weiter, Grubenhofer, nimm an' Knecht mit — nachher geh'n wir!“



Der Wirt und die ander'n stutzen und wollen fragen; aber der Förster gibt nicht lang Aufschluß, sondern drängt, und so setzt sich denn die kleine Expedition in Bewegung.

Unter seiner Führung geht's zum Haus hinaus ... dann bald links ... bald rechts ..... Plötzlich ruft er triumphierend: „Da is er hin!“ und schlägt eine schärfere Gangart an.

„Ja woher weißt denn Du dös?“ fragt verwundert der nachkeuchende Wirt.

„Siehst D' denn nix?“ meint der Förster.

„Na, kein' Schimmer!“

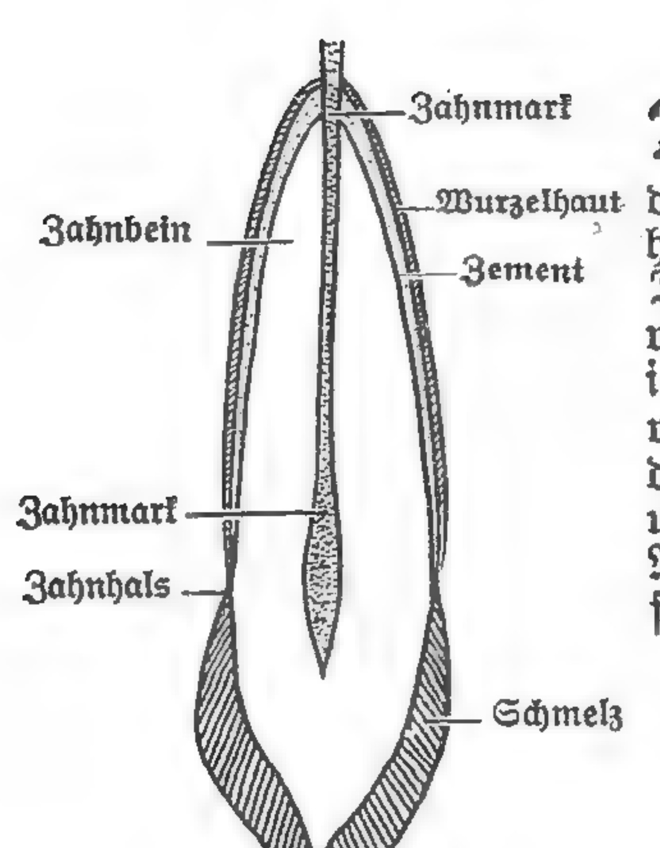
„Na!“ sagt auch der Knecht.

Da bleibt der Förster stehen und schimpft: „Nachher seid's blind alle zwei! ... Und Dir, Grubenhofer, sollt' schon 's schlechte G'wissen d' Augen aufmachen! ... A' Virginia, sagt d' Stasi, hat er von Dir? Da schau' amal auf'n Boden her: Was sind denn dös? Siehst D' die vielen Zündhölzeln?! ... Stimmt's jetzt?“

Und es hat gestimmt. — Die Zündhölzlspur geht weiter und weiter ... Dann finden sie noch das Streichholzschachterl und bald darauf haben sie den Ausreißer auch erwischt und im Triumph heimgebracht.

Über Zahnkrankheiten.

Von Dr. R. P.

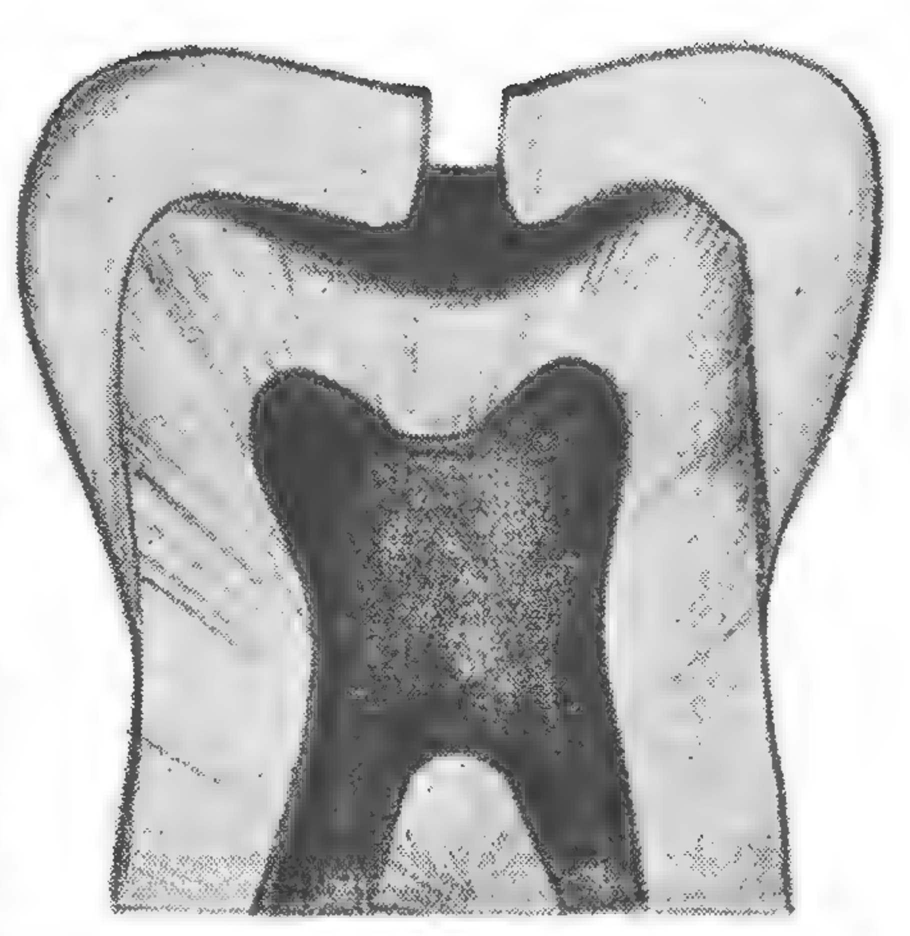


Wir unterscheiden am Zahn die frei in die Mundhöhle hineinragende Krone, dann den vom Zahnfleisch bedeckten, bis zum knöchernen Zahnfach reichenden Zahnhals und schließlich die im Kiefer steckende Wurzel. Der Hauptbestandteil unserer Zähne ist das Zahnbein, welches aus einem knorpelartigen Grundgewebe besteht, in welches Kalk eingelagert ist. Dieses ist an der Krone vom Schmelz überdeckt, welcher die härteste Substanz des menschlichen Körpers ist. Infolge seiner Struktur und seiner Armut an Wasser — er besteht aus 98 % Mineralsalzen und 2 % Weichgeweben — ist der Schmelz fast unverwüstlich, nur scharfe Säuren und grobe mechanische Schädigungen können ihn angreifen. An der Wurzel wird das Zahnbein vom sogenannten Zahnkitt oder Zement umgeben; gegen den Zahnhals hin verlieren sich beide Deckhüllen allmählich. Im Innern des Zahnes ist ein Hohlraum, Pulpahöhle genannt, der an der Spitze der Wurzel frei endigt. In dieser Pulpahöhle liegt das Zahnmark, ein weiches schwammiges Gewebe, welches aus Bindegewebe, Nerven und Adern besteht. Letztere treten als mit sauerstoffhaltigem Blut gefüllte Arterien in das Wurzelloch ein, verzweigen sich und kehren in Schlingen wieder zurück, um den Zahn durch die Wurzelspitze als Venen zu verlassen und das jetzt kohlensäurehaltige Blut abzuleiten. Ihre Aufgabe ist also, den Zahn zu ernähren.

Trotz seiner außerordentlichen Härte ist der Schmelz doch nicht ganz unverletzlich. Durch zu starke mechanische Beanspruchung, wie Aufbeißen von Nüssen usw. sowie durch zu rasch aufeinanderfolgenden Temparaturwechsel in der Mundhöhle, wie es z. B. beim gleichzeitigen Genuß von heißer Suppe und eiskaltem Bier, oder von heißem Kaffee und Gefrorenem der Fall ist, entstehen Sprünge im Schmelz, die vielfach als erster Beginn der Zahnfäulnis verantwortlich gemacht werden.

Außer der eben erwähnten, hat die Zahnfäulnis oder auch Karies genannt, die verbreitetste aller Volkskrankheiten, noch andere Entstehungsursachen. — Es ist eine traurige Tatsache, daß mit fortschreitender Kultur die Zähne der Völker immer schlechter werden. Durch das starke Kochen der Speisen gehen die für den Körper wichtigen phosphor- und kohlensauren Salze teilweise verloren Daher kommt es, daß bei Rohkostvölkern die Karies viel seltener vorkommt, als bei Völkern, die zur Bereitung ihrer Nahrung das Feuer ausgiebiger benützen. Hand in Hand mit der Ernährungsweise geht die verminderte Kautätigkeit. Durch das mangelhafte Kauen ist eine Selbstreinigung des Gebisses nicht mehr

möglich. Gesellt sich dazu noch schlechte Zahnpflege, so werden viele Stellen des Gebisses von Fäulnis befallen, insbesondere natürlich dort, wo Speisereste leicht haften bleiben. Durch die im Munde stets in großer Anzahl vorhandenen Bakterien fangen die Speisereste zu gären an. In diesem vergorenen Brei bildet sich Milchsäure, welche die festen Kalkverbindungen des Zahnbeins in den löslichen milchsauren Kalk zu verwandeln vermag. Gleichzeitig wird durch die Tätigkeit der Bakterien die gelatinartige Grundsubstanz des Zahnknorpels zerstört. Das Zahnbein wird dadurch erweicht und bei der nächsten starken Beanspruchung bricht der Schmelz über angefaulten Stellen ein. Von diesem Augenblick an erfährt der Zerstörungsprozeß eine wesentliche Beschleunigung, denn die im hohlen Zahn ein-



geklemmten Speisereste können weder mit der Zahnbürste noch durch Selbstreinigung durch das Kauen entfernt werden; das Loch wird immer größer.

Gelangen die Bakterien bis zum Zahnmark, so verursachen sie hier eine schmerzhafte Entzündung und allmählich unter Eiterbildung eine Schädigung und Vernichtung des Zahnmarkes, also der Nerven und Adern. Charakteristisch für die Entzündung des Zahnmarkes ist die Steigerung der Schmerzhaftigkeit beim Genuß von kalten oder süßen Speisen. Schreitet die Erkrankung des Zahnmarkes weiter fort, so vereitert der Zahnnerv gänzlich und durch das feine Loch in der Wurzelspitze, durch welches der Zahnnerv eintritt, ist eine Ausdehnung der Erkrankung auf die Wurzelhaut möglich. Bei der so entstandenen Wurzelhautentzündung hat der Patient das Gefühl, als ob der kranke Zahn locker und höher sei als die übrigen Zähne. Der Zahn ist zum Kauen unbrauchbar, oft löst schon die Berührung mit der Zunge Schmerzen aus. In der Wärme nimmt der Schmerz an Heftigkeit zu, Kälte hingegen wirkt schmerzlindernd. Man kann also aus der Empfindlichkeit eines Zahnes gegen Kälte oder Wärme ersehen, ob es sich um eine Erkrankung des Zahnmarkes (besonders des Nervs) oder um eine Wurzelhautentzündung handelt. Um nun ein Weiterdringen von Bakterien in die Markräume des Knochens zu verhindern, bildet die Wurzelhaut um die eitrigen Massen an der Wurzelspitze herum einen derben Gewebesack. Zweifellos sind diese „Eitersäcke" eine der wunderbarsten Schutzvorrichtungen im menschlichen Körper und Millionen von Menschen verdanken nur diesem natürlichen Schutzwall, daß sie vor Kiefererkrankungen jahrelang bewahrt bleiben. Aber leider nur zu oft versagt dieser Schutz. Durch äußere Umstände, wie Verstopfung des Wurzelkanals durch Speisereste, wird den stets vorhandenen Entzündungserregern Gelegenheit zu neuer Entfaltung ihrer Tätigkeit gegeben, es tritt ein Entzündungsnachschub ein, der Eitersack wird immer größer und kann schließlich recht beträchtliche Ausnagungen der Knochensubstanz erzeugen, ja auch weite Wege zurücklegen und schließlich krankhafte Prozesse an entfernt liegenden Punkten hervorrufen. Mit großer Regelmäßigkeit greifen die entzündlichen Vorgänge an der Wurzelhaut auf den Knochen über. Die Bakterien durchdringen den

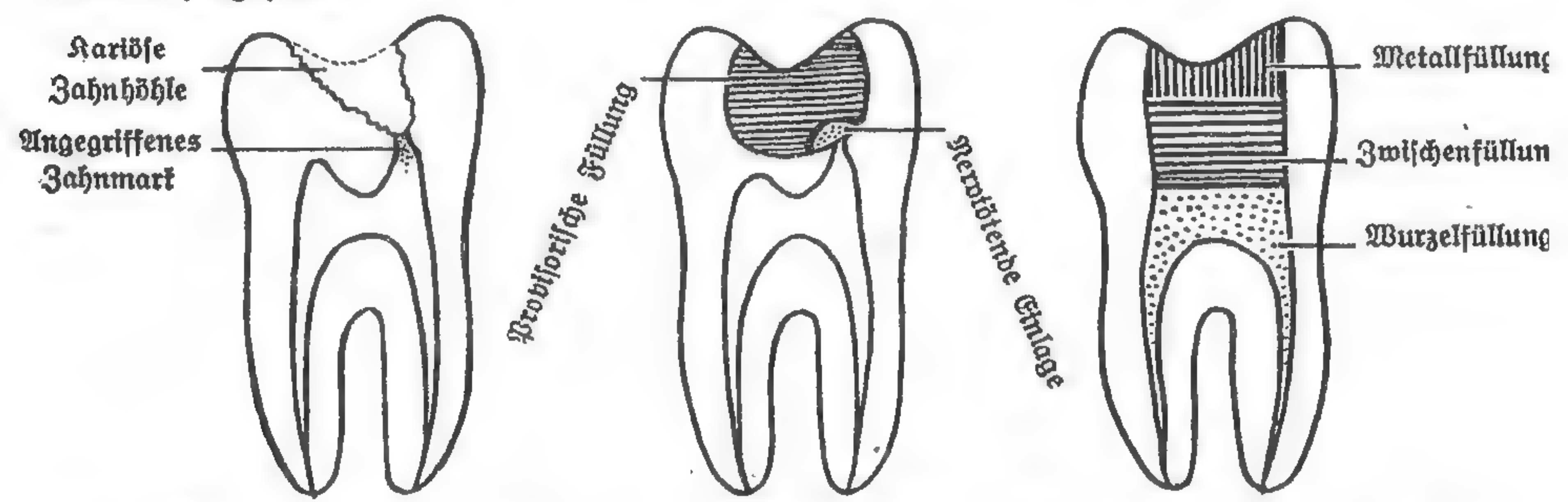


Ausnagung des Kieferknochens (Röntgenaufnahme)

Knochen sehr rasch und verursachen eine Entzündung der bedeckenden Knochenhaut, es kommt zum bekannten „geschwollenen Backen". Wenn die Entzündung auf Mundboden, Mandeln und die Rachenwand übergreift, was Gott sei Dank selten ist, so können äußerst gefährliche Eiterungen entstehen.

Besucht ein Patient mit einem kranken Zahn den Zahnarzt, so wird dieser nicht wie zu Großvaters Zeiten den Zahn ziehen, sondern ihn so lang wie möglich zu erhalten suchen. Stellt er an einem Zahn eine kariöse Höhle fest, dann wird diese durch peinlich genaue Entfernung der kranken Masse bis ins Gesunde hinein gesäubert und mit einer kunstgerechten Füllung versehen. Die zahnärztliche Kunst ist dabei heute auf solcher Höhe, daß Schmerzen bei der Behandlung, wenn auch nicht gänzlich vermieden, so doch auf ein erträgliches Maß gemildert werden können.

Ist das Zahnmark bereits entzündet, so wird das verfaulte Zahnbein oberflächlich entfernt und auf den entzündeten Zahnnerv eine schmerzstillende und zugleich nervtötende Einlage (meist wird ein Arsenikpräparat mit Chlorphenol oder Nelkenöl verwendet) gelegt. Nach einigen Tagen wird das tote Zahnmark mit den bekannten Nervnadeln entfernt, die Höhle sorgfältig ausgebohrt und mit einer stark desinfizierenden Einlage versehen. Später erfolgt dann die eigentliche Füllung, wobei der Füllung des Wurzelkanals wieder bakterientötende Stoffe beigefügt werden. Darüber wird eine Unterfüllung aus Zement gelegt und dann die frühere Gestalt des Zahnes mit der eigentlichen Füllung wieder hergestellt.



Der Zahnarzt wird bestrebt sein, den Nerv nach Möglichkeit zu erhalten, da bei seiner Entfernung auch die Blutgefäße mit herausgerissen werden, damit ist aber dann eine weitere Ernährung, eine Ergänzung der verbrauchten Substanz unmöglich. Als Füllmaterial werden neben dem Gold auch Zemente und Amalgame verwendet. Letztere sind eine Verbindung von Quecksilber mit einem oder mehreren Metallen.

Wenn eine rasche Entfernung des Zahnnerves oder ein anderer schmerzhafter Eingriff gemacht werden soll, so kann der Zahnarzt durch eine Einspritzung von 2—4%iger Novokainlösung die Nerven im Gebiete des zu behandelnden Zahnes empfindungslos machen. Das Novokain nimmt nämlich vorübergehend der Nervensubstanz die Fähigkeit, eine Schmerzempfindung in das Gehirn weiterzuleiten, deshalb kommen uns die durch den Eingriff verursachten Schmerzen nicht zum Bewußtsein. Der Novokainlösung werden meistens auch noch einige Tropfen Adrenalin zugefügt, das die bei der Einspritzung getroffenen Blutgefäße verengert und daher das Operationsfeld blutleer macht.

Selbst wenn die Erkrankung bereits auf die Zahn-Wurzelhaut übergegriffen hat, wird man nicht gleich den Zahn entfernen, sondern eine Wurzelbehandlung einleiten. Es werden die mit verfaulten Nervresten, Bakterien und Speiseresten angefüllten Wurzelkanäle gründlich gereinigt und mit desinfizierenden Einlagen versehen. Dies geschieht so lange, bis jede Spur von Fäulnisgeruch aus dem Nervkanal verschwunden ist. In anderen Fällen wird der Zahnarzt eine Jodpinselung vornehmen. Das Jod besitzt nämlich eine stark keimtötende Eigenschaft mit einer großen Tiefenwirkung. Außerdem wird durch das Jod ein gewisser Reiz auf das umliegende Gewebe ausgeübt. Es erfolgt ein besonders starker Zustrom von Blut und damit eine Zuführung großer Mengen von weißen Blutkörperchen. Diese sind aber die natürlichen Schutzorgane unseres Körpers gegen eingedrungene Fremdstoffe, Eitererreger usw.

Da es oft mehrere Tage dauert, bis sich feststellen läßt, ob eine Wurzelbehandlung mit Erfolg durchgeführt werden kann, so sucht der Zahnarzt währenddessen die Schmerzen

des Patienten nach Möglichkeit zu lindern. Seit neuester Zeit wird zu diesem Zwecke eine Bestrahlung mit der Quarzlampe vorgenommen. Es wird dadurch, ähnlich wie es oben bei der Jodanwendung geschildert ist, ein starker Zustrom von Blut hervorgerufen.

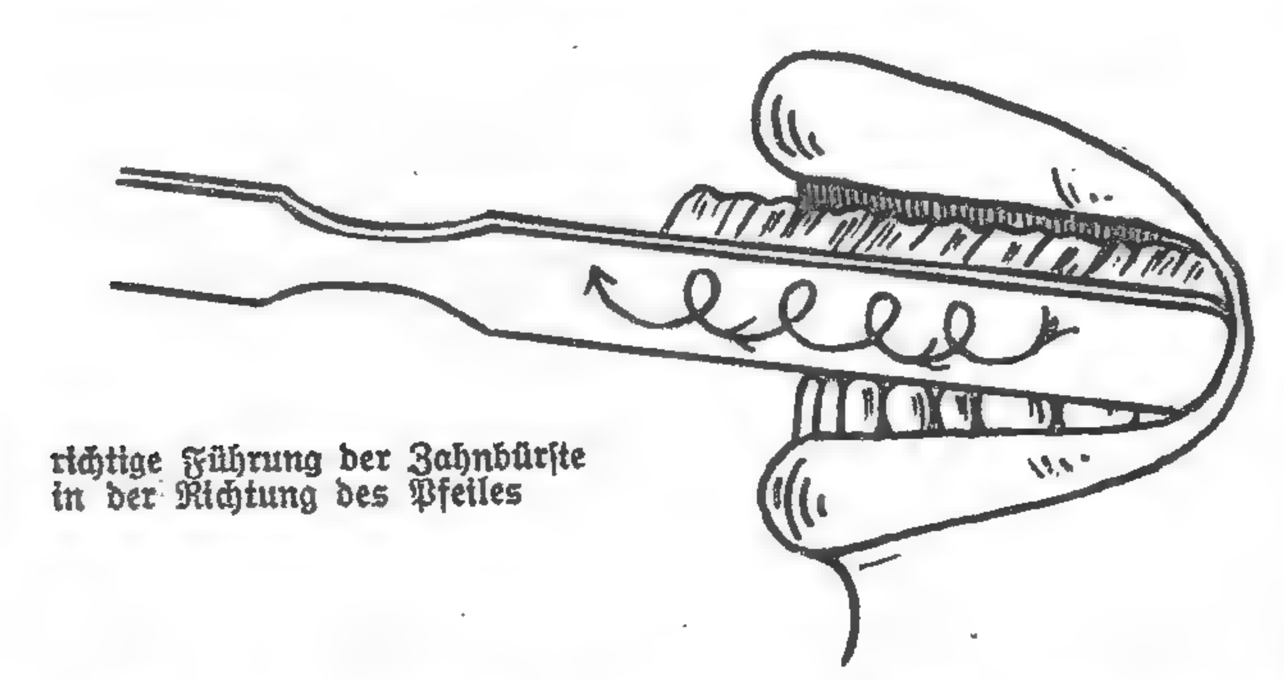
Bei allen Formen des Zahnschmerzes kann man durch einige Arzneimittel vorübergehend Linderung oder Aufhören der Schmerzen erzielen. Die bekanntesten dieser Präparate sind: Aspirin, Pyramidon, Trigemin, Veramon. Alle diese Medikamente haben die Eigenschaft, daß sie auf gewisse Teile des Nervensystems lähmend einwirken und dadurch die Schmerzempfindlichkeit herabsetzen.

Von ganz besonderem Wert bei allen fortgeschrittenen Erkrankungen der Wurzelhaut ist die Anwendung der trockenen Wärme. Am einfachsten ist die Herstellung von handgroßen Beuteln aus alter Leinwand, die mit Mehl, Sand oder trockenen Kräutern locker gefüllt werden. Man erhitzt sie auf dem Deckel eines Topfes, in dem Wasser siedet und legt sie in raschem Wechsel auf die kranke Gegend so heiß auf, als man eben vertragen kann.

Wenn trotz längerer Wurzelbehandlung bei Schneidezähnen keine Aussicht auf Heilung der erkrankten Wurzelspitze besteht, wenn trotz mehrmaliger desinfizierender Einlagen immer wieder Schmerzen auftreten, dann wird der Zahnarzt den Zahn noch dadurch erhalten, daß er die Wurzelspitze entfernt. Bei dieser völlig harmlosen Operation wird die kranke Wurzelspitze durch Abtragung der deckenden knöchernen Wand freigelegt und mit einem Bohrer weggenommen. Hat sich eine Entfernung des Zahnes als unvermeidlich gezeigt, so können natürlich auch hier die Schmerzen durch Einspritzen von Novokain gänzlich vermieden werden. Die manchmal auftretenden Nachschmerzen vertreibt man durch Bestrahlung oder durch Einnehmen der vorher erwähnten Tabletten.

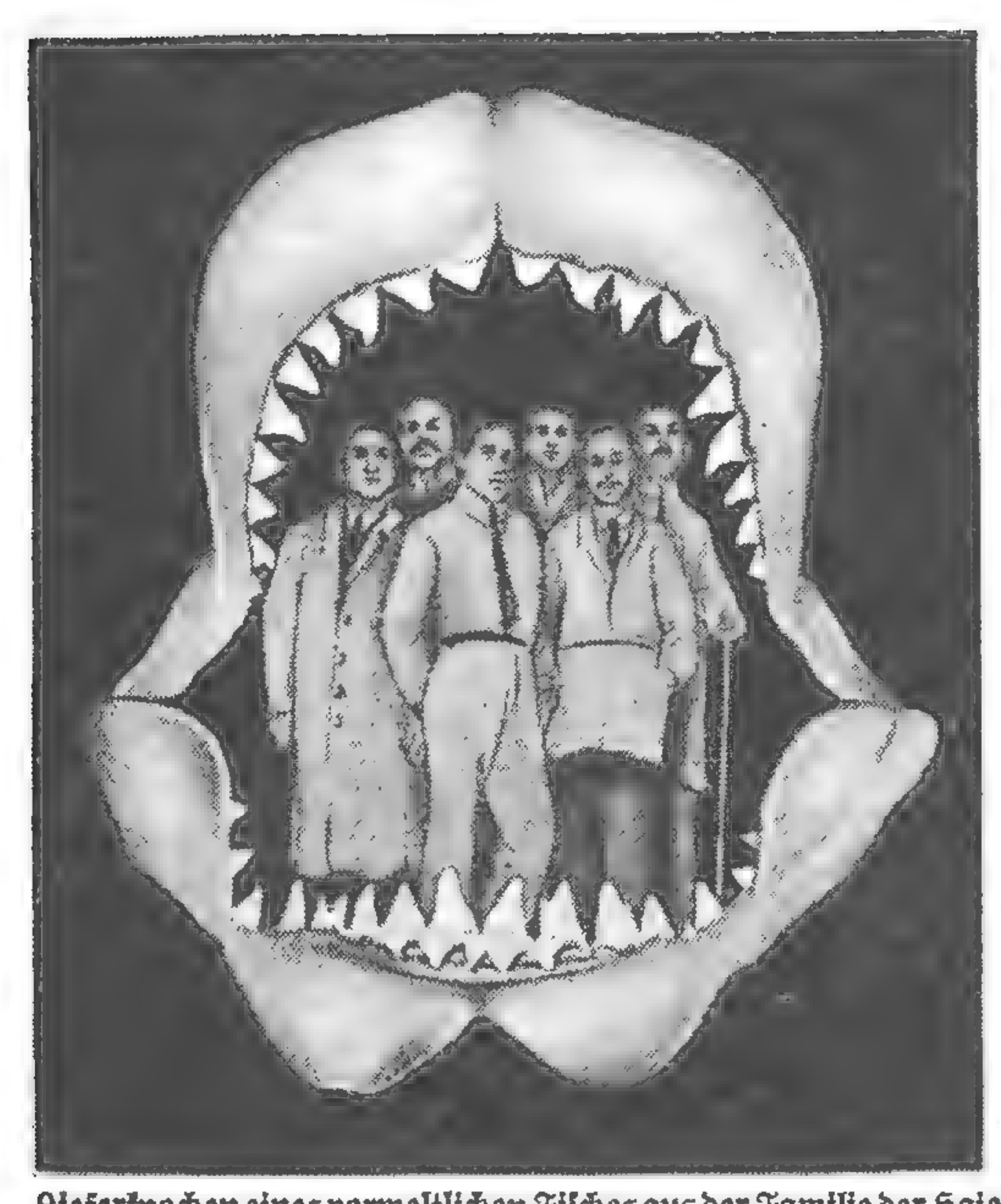
Aus unseren Ausführungen geht hervor, daß die Behandlung eines Zahnes um so leichter möglich ist, je früher sie vorgenommen wird und daß die Angst vor dem Zahnarzt in unseren Tagen keine Berechtigung mehr hat. Daß man den Zahnarzt aufsucht, wenn es sich auch nur um einen geringen Defekt handelt, ist selbstverständlich. Die besten Mittel zur Erhaltung gesunder Zähne sind gewissenhafte Zahnpflege und regelmäßige halbjährige Kontrolle des Gebisses durch den Zahnarzt. Besonders sei noch betont, daß alte Wurzelreste unbedingt entfernt werden müssen, auch wenn sie keine Beschwerden verursachen, denn gerade diese verfaulten Stümpfe sind der Lieblingsaufenthalt von Eitererregern. Gar leicht können diese Bakterien durch die Blutgefäße in Organe verschleppt werden, die weit entfernt von der Mundhöhle liegen und dort schwer heilbare, chronische Erkrankungen hervorrufen.

Es hat sich gezeigt, daß Magenleiden oder Krankheitserscheinungen, die man auf rheumatische Ursachen zurückgeführt hatte, sich nach Entfernung solch schadhafter Zähne verloren, also offenbar nur durch eine dauernde Verseuchung des Blutes durch Krankheitskeime, Eiterkörperchen verursacht waren.


richtige Führung der Zahnbürste in der Richtung des Pfeiles

Größter Wert ist selbstverständlich auch auf eine gründliche und regelmäßige Zahnreinigung zu legen. Besonders wichtig ist es, daß die Zähne nicht, wie es vielfach üblich ist, nur des Morgens sondern auch des Abends geputzt werden, damit nicht Speisereste nachtsüber in den Zwischenräumen der Zähne verbleiben. Unsere Abbildung zeigt, wie die Zahnbürste zu handhaben ist. Es soll eine kreisförmige Bewegung mit derselben ausgeführt werden, sodaß nicht nur die Oberflächen der Zähne, sondern auch die Zwischenräume derselben von den Borsten bestrichen werden.

Riesen des Meeres.



Kieferknochen eines vorweltlichen Fisches aus der Familie der Haie

Das Weltmeer mit seinen unermeßlichen Flächen und seinen Tiefen bietet Großtieren bessere Lebensmöglichkeiten als das Festland. Diese finden da leichter Gelegenheit zu Versteck und Flucht vor der Jagdlust und Beutegier ihrer Verfolger, auch die Ernährung ist gesicherter. So haben sich im Meere verschiedene Tierarten aus der Urzeit bis zum heutigen Tag erhalten, die besonders in einzelnen Exemplaren riesige Ausmaße erreichen.

Das größte aller auf unserer Erde existierenden Lebewesen ist der Walfisch. Wenn wir dies natürlich als bekannt voraussetzen, so glauben wir doch, daß manche nähere Angaben hierüber für viele neu und interessant sein werden.

Von der Gattung des Barten-Wals hat man Tiere gefangen, die bis 30 m lang und 150 000 Kilo schwer waren. Diese Körpermasse ist also ebenso groß, wie die von 35 bis 40 Elefanten, oder einer Herde von 200 Ochsen. Eine Ausbeute von ca. 400 Hektoliter Fischtran machen einen solchen Fang ganz rentabel. Die Jagd auf ein derartiges Riesentier ist allerdings durchaus nicht ungefährlich. Von seiner Kraft kann man sich eine kleine Vorstellung machen, wenn man hört, daß ein mit der Harpunen-Kanone angeschossener Wal, in dem das Geschoß nicht explodiert war, den Waldampfer mit einer Geschwindigkeit von mehr als 24 Knoten in der Stunde hinter sich herschleppte, d. h. mit der Fahrtleistung eines modernen Schnelldampfers. Diese Arbeitsleistung wird nur durch die Schwanzflossen ausgeführt. Ein Schlag mit diesen kann also ein großes Boot zertrümmern wie eine Nußschale.

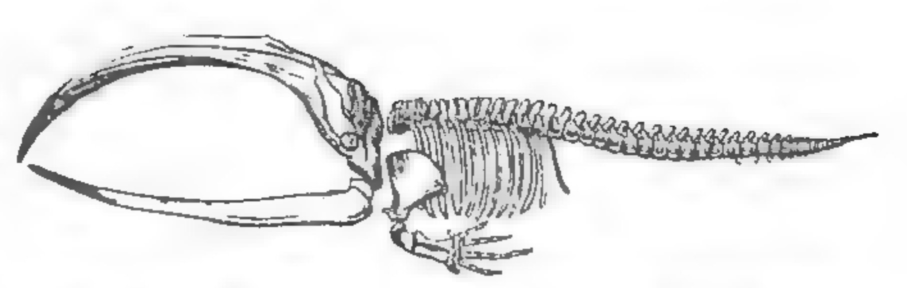


Noch etwas größer wird der Blau-Wal. Im britischen Museum sind Skelettstücke eines solchen, der eine Gesamtlänge von 33 m aufwies. Die Zunge eines solchen Riesen wiegt über 10 Zentner. Die größte Körperschlagader hat einen Umfang von ca. 1 m; ein Mann könnte also bequem seinen Kopf hineinstecken. Die äußere Haut des Augapfels ist so dick und widerstandsfähig, daß nach Berichten eines Forschers ein Durchschnitt nur mit der Tischlersäge gemacht werden konnte.

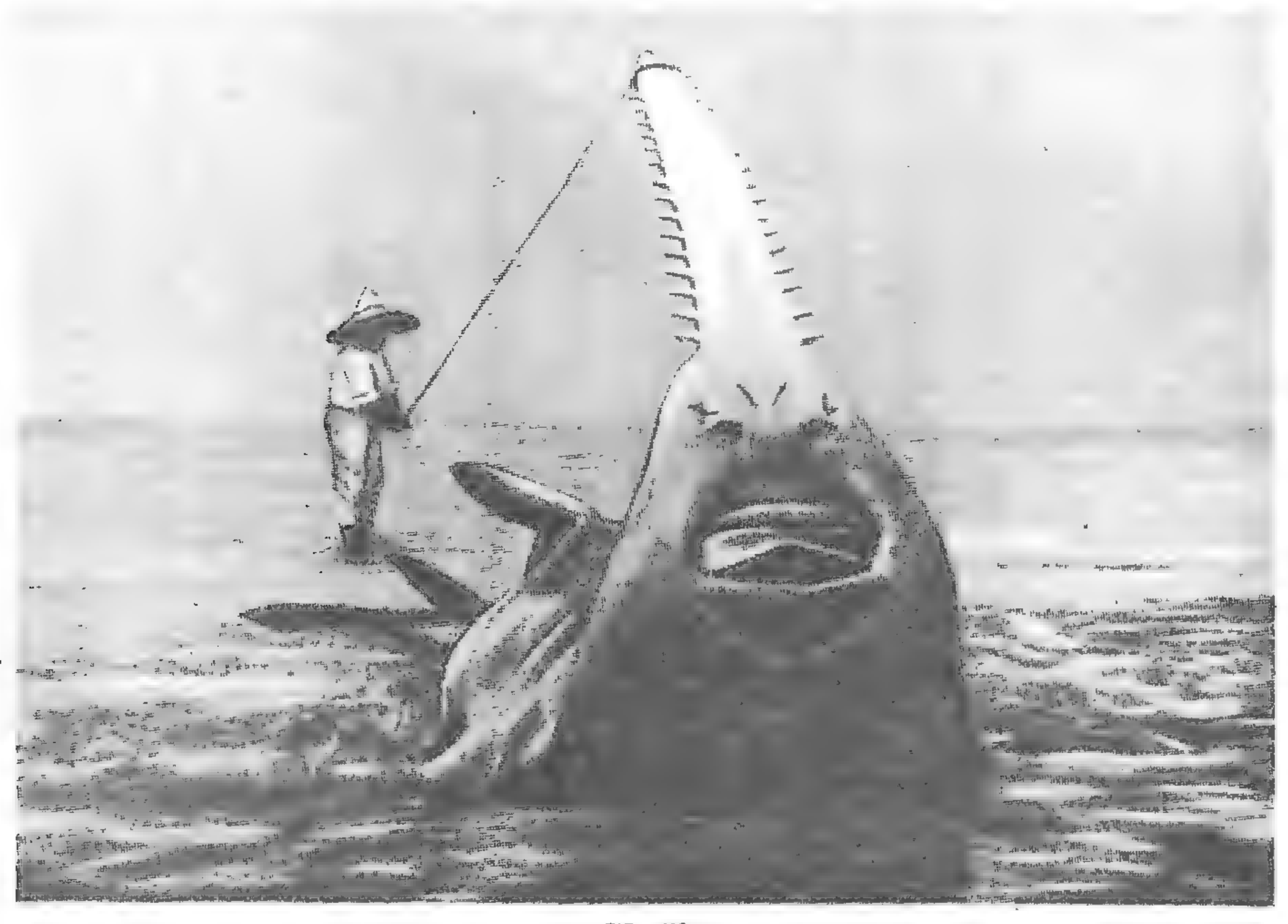
Der Grönland- oder Nordwal wird nur 25 m lang. Bei dieser Art ist die Größe des Kopfes auffallend. Er nimmt bei alten Männchen bis zwei Fünftel der Körpergröße ein. In seinem Maul hätte also ein mäßiges Boot mit Mannschaft ganz gut Platz.

Wenn wir nun zur nächst kleineren Fischsorte übergehen wollen, so müssen wir gleich einen großen Sprung machen. Von dieser gehen ungefähr 50 Stück auf einen solchen Walriesen und das müssen schon ausgewählt selten große Exemplare ihrer Rasse sein.

Der größte — außer den Walfischen — bis jetzt festgestellte Fisch war ein **Sägefisch** von über 30 Fuß Länge und nahezu 50 Zentner Gewicht, der von einem englischen Forscher gefangen wurde. Die Waffe dieser Fische, die Säge, ist im Verein mit der ihnen zur Verfügung stehenden Kraft eine furchtbare. Sie wird mit einem peitschenden Hieb von rechts nach links, dann nach einer kleinen Drehung des Körpers von oben nach unten geschlagen, oder das Tier krümmt sich erst, so daß Säge und Schwanz sich fast berühren und schnellt sich dann mit aller Kraft wieder gerade. Was dabei in den Bereich der Säge kommt ist vernichtet. Vor den Augen des gleichen Forschers wurde ein riesiger Haifisch bei einem solchen Kampf mit einem Hieb mitten durchgeschlagen.



Man sieht auf diesem Bild besonders deutlich wie groß bei dieser Walart der Kopf im Verhältnis zum Körper ist.



Sägefisch

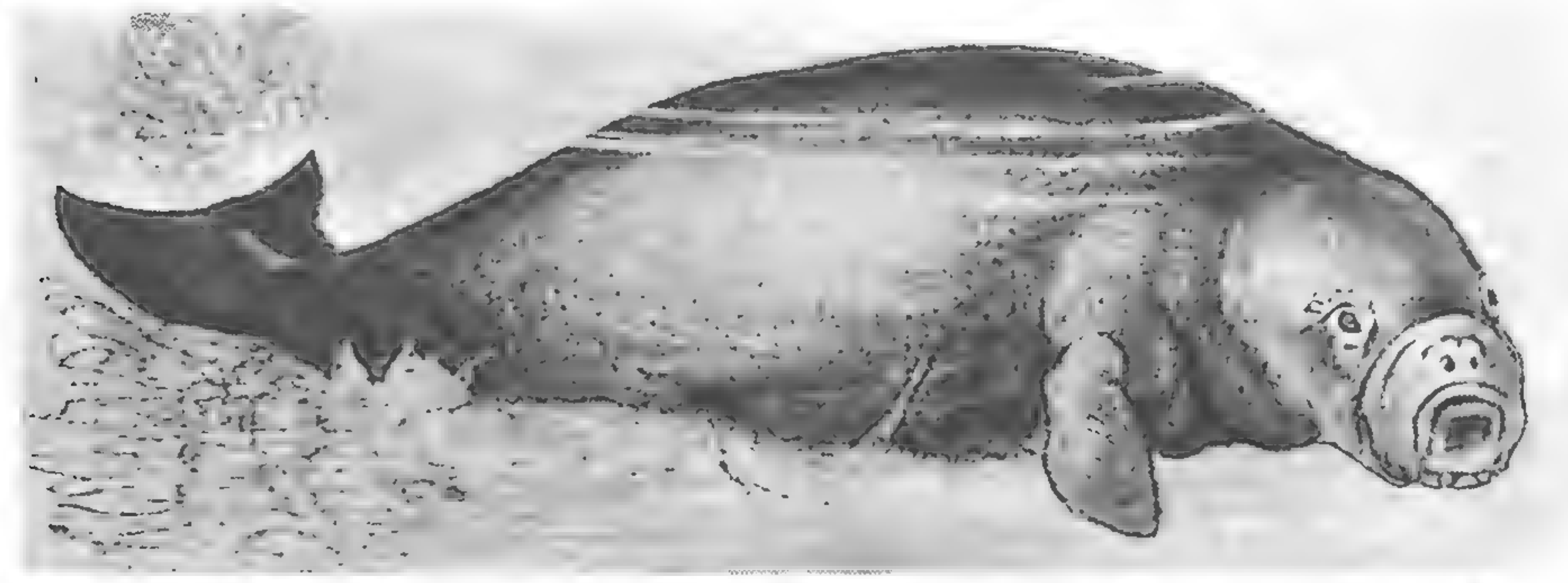
Als nächster großer Fisch, der allerdings wieder um ein gutes Teil kleiner ist und auch die nachgenannten Maße nur in Ausnahmefällen erreicht, kommt der **Haifisch**. Wußte man zwar aus aufgefundenen Zähnen und Ueberresten, daß diese Fischfamilie einst in Riesenexemplaren existierte, so war es doch erst in der letzten Zeit auch wieder jenem Engländer vorbehalten, den Nachweis zu erbringen, daß heute noch Haie von ganz respektabler Größe leben. Es gelang ihm mit eigens dazu konstruierten Angeln solche Fische mit über 20 Fuß Länge und nahezu 20 Zentner Gewicht zu fangen. Der Art nach waren es **Tigerhaie**, **Hammer-Haie** und **Schaufelnasen-Haie**. Als Köder bei dieser Angelei benutzt er zentnerschwere Stücke vorher gefangener Fische. Die aus halbzölligem Werkzeugstahl geschmiedeten und haarscharf geschliffenen Haken sind an dicken Manila-Hanfseilen befestigt. Zwischen Angelhaken und Seil kommt erst eine Stahlkette, da das stärkste Seil durchgebissen würde wie ein Zwieback. Haken und Kette haben ein Gewicht von 14 Pfund. Oft viele Stunden lang schleppt ein solcher Fisch in seiner zähen Ausdauer unter Auf- und Niedertauchen das Boot an der Angelleine hinter sich her, bis er ermüdet ist. Erst dann kann er herangeholt und durch mehrere Explosiv-Geschosse getötet werden. Ein Schlag mit dem Schwanz eines solchen wütenden Untieres würde jeden davon Getroffenen


Das Gebiß eines Tigerhais

töten und die Bootswände zertrümmern. Die Kiefer sind so weit und dehnbar, daß sich zwei Mann hineinstellen können. Der Mageninhalt betrug bei diesen erlegten Riesen stets mehrere Zentner, meist Fische und Seevögel, einmal außerdem noch ein ganzes Rind von einem Viehtransport.

Nach dem mörderischen Tierräuber und Allesfresser wollen wir den Vegetarier des Meeres besprechen, die Seekuh.

Wir bringen dabei Angaben, die der Forscher Streller über die von ihm 1741 an der Beringstraße, einer Meerenge zwischen dem Sibirischen Eismeer und dem Großen Ozean, herdenweise angetroffenen Tiere dieser Art gemacht hat. Es sind nach der Schilderung bis 10 m lange und bis 50 Zentner schwere Ungetüme mit walzenförmigem Körper und mit rissiger, borkenähnlicher, haarloser Haut. Die Kiefer sind zahnlos, dafür sind hornige Kauplatten vorhanden. Die Augen sind verschwindend klein, ein Ohr ist äußerlich überhaupt nicht wahrnehmbar. Die Tiere leben nahe der Küste und weiden dort Seegras und Tang ab, von dem sie riesige Mengen verschlingen.


Die Seekuh

Während des Fressens bewegen sie Kopf und Hals wie eine Kuh und je nach Verlauf einiger Minuten heben sie den Kopf aus dem Wasser und schöpfen geräuschvoll Luft. Unter den Vorderfüßen befinden sich zwei schwarze rundliche Brustwarzen mit vielen Milchgängen. Bei etwas starkem Streifen daran wird ziemlich viel Milch abgegeben, die an Fettgehalt und Süßigkeit diejenige der Landtiere noch übertrifft.

Daher und von der Art des Fressens kommt wohl der Name. Wegen ihrer Schwerfälligkeit ist die Seekuh leicht zu fangen. Die Jagd auf das Tier, von dem Haut, Speck und Fleisch gut verwertbar sind, war also so bequem und wurde so fleißig ausgeübt, daß es heute als ziemlich ausgestorben gilt. Einige, allerdings kleinere Arten, von Seekühen sind aber noch erhalten und bewohnen die Küsten des indischen Ozeans.

Walfisch und Seekuh sind, obwohl Wasserbewohner, keine Fische sondern Säugetiere und bringen lebendige, voll entwickelte Junge zur Welt. Gleichfalls zur Familie der Säugetiere gehören noch einige weitere Riesen des Meeres: der See-Elefant und das Walroß.



See-Elefant. Man betrachte die rüsselartig verlängerte Oberlippe.

Der See-Elefant, der sich allerdings auch nur mehr vereinzelt an einigen Küstenstrichen Südamerikas, einiger Südseeinseln und Kaliforniens findet, ist eine Robbenart mit walzenförmigem, dicken, plumpen Körper. Seine Länge erreicht bis zu 8 m, sein Höchstgewicht wird mit 60, ja 80 Zentner angegeben. Seinen Namen führt er von einer, dem männlichen Tier eigentümlichen, rüsselförmigen Verlängerung der Oberlippe. Diese streckt sich ca. 40 cm weit vor, kann aber, wenn das Tier erregt ist, fast um das Doppelte verlängert werden. Der Rüssel zeigt im zusammengezogenen Zustand drei Querfalten, hängt bogig nach unten herab und trägt an seiner Spitze die Nasenlöcher.

Der See-Elefant ist im Wasser trotz seines massigen Körpers sehr beweglich, auf dem Lande aber beinahe hilflos. Er bewegt sich nach Art der Seehunde fort, indem er den Körper abwechselnd krümmt und streckt und bald das Hinterteil, bald das Vorderteil nach vorne wirft. Der fette Leib schlottert dabei wie eine große gefüllte Blase. Nach einem Weg von ein paar Metern ist das Tier schon so ermüdet, daß es eine Pause machen und sich ausruhen muß. Durch die Anstrengung der Bewegung platzt oft die Haut und bei manchen dieser Riesenfettwanste sind Rißnarben massenhaft über den Körper verstreut. Infolge der Hilflosigkeit der Tiere auf dem Lande ist ihre Anzahl stark dezimiert und ihr Vorkommen immer seltener, was nicht zu verwundern ist.

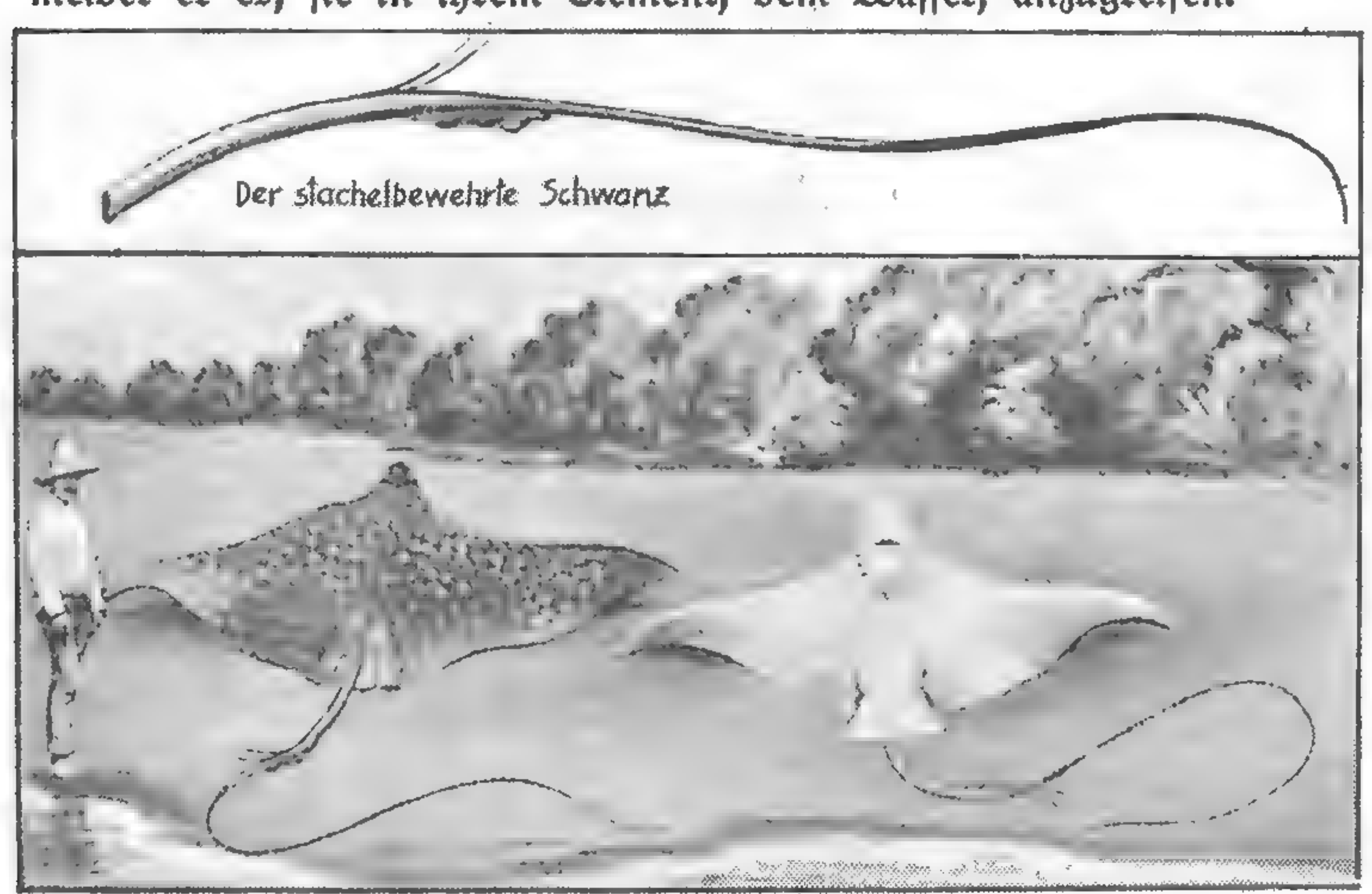
Das Walroß ist ebenfalls eine Robbenart. Die Ausmaße sind etwas kleiner, nur in seltenen Fällen wird eine Länge von 6 m und ein Gewicht von 30—40 Zentner erreicht. Dafür kam aber das Tier wenigstens früher, so z. B. bei Spitzbergen in Herden von mehr als 1000 Stück vor. Das Walroß ist viel beweglicher als sein eben beschriebener Verwandter. Der Leib ist zwar auch walzenförmig wie bei den meisten Robben, aber weitaus nicht so plump. Die oberen Eckzähne sind zu mächtigen Hauen ausgebildet, die bei Männchen bis 4 kg schwer und nahezu 1 m lang werden



Das Walroß

können, beim Weibchen etwas schwächer sind. Auf dem Lande bewegt es sich zwar auch etwas schwerfällig, aber doch nicht ganz ungeschickt. Seine Bewegung ist kein Kriechen, sondern ein Gehen. Beim Erklettern steiler Eisblöcke nimmt es seine beiden langen Eckzähne zu Hilfe, hackt sich damit in Klüften und Spalten ein und zieht den schweren Körper nach.

Das Walroß wird in allen Berichten als durchaus wehrhaftes Tier geschildert, das ernste Behelligungen mit ebenso viel Mut wie Nachdruck von sich abzuweisen sucht. Seine Kraft wird als außerordentlich groß bezeichnet, im Schwimmen überbietet es jedes Ruderboot und betätigt dabei eine unermüdliche Ausdauer. Ohne Furcht nehmen die Tiere im Wasser auch einen Kampf mit wohlbewaffneten Leuten auf. Der Angriff auf ein einziges Walroß zieht gewöhnlich alle übrigen zur Verteidigung herbei. In solchen Fällen versammeln sie sich rund um das Boot, von welchem der Angriff ausging, durchbohren seine Planken mit ihren Hauzähnen, heben sich bis an den Rand des Bootes empor und versuchen, das Boot umzuwerfen. Je mehr Erfahrung also ein Jäger hat, umso mehr vermeidet er es, sie in ihrem Element, dem Wasser, anzugreifen.



Adlerrochen. (Oberseite gefleckt, Unterseite hell)

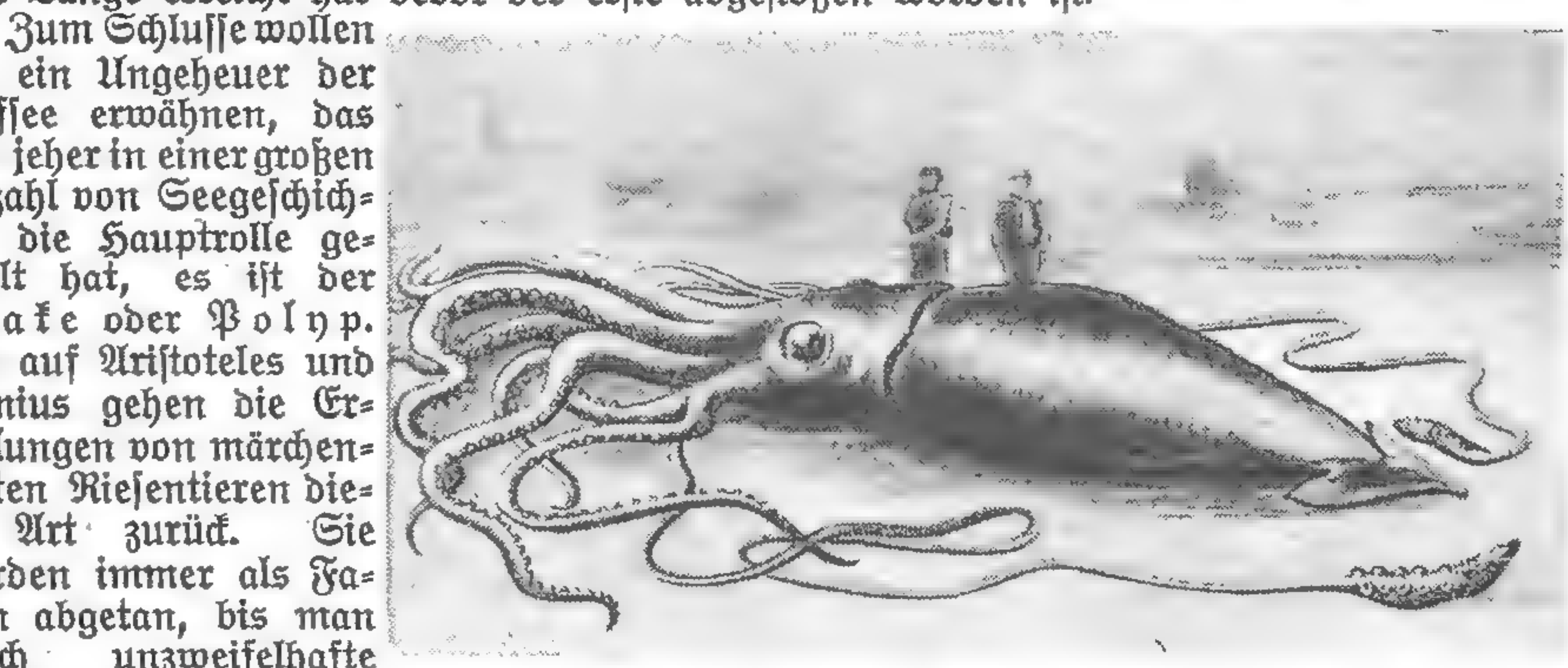
Eines der gefährlichsten Ungeheuer der Tiefsee ist der Rochen in seinen verschiedenen Arten. Sind auch Exemplare von 4—6 Zentner schon Seltenheiten, so steht doch nach übereinstimmenden Berichten fest, daß in einzelnen Fällen auch Riesen dieser Tierart von 40, 50 Zentner und mehr gesehen wurden. Bei New York tötete man einen Rochen, der eine riesige Größe und ungefähr 100 Zentner an Gewicht hatte. Die Kräfte von zwei Gespann Ochsen, 2 Pferden und etwa 20 Menschen reichten kaum hin, um das Ungetüm ans Land zu ziehen. Auch andere Beobachter erzählen von Tieren von 10 m Breite und 8 m Länge.


Ein großer Rochen wird an Land geholt

Schon die Form des Fisches ist furchterregend, so daß er im Volksmund den Namen „Seeteufel" erhalten hat. Der Körper des Fisches ist ziemlich flach, die Schnauze kielartig verlängert, bei manchen Sorten ist die Breite größer als die Länge. Der abstehende Schwanz ist

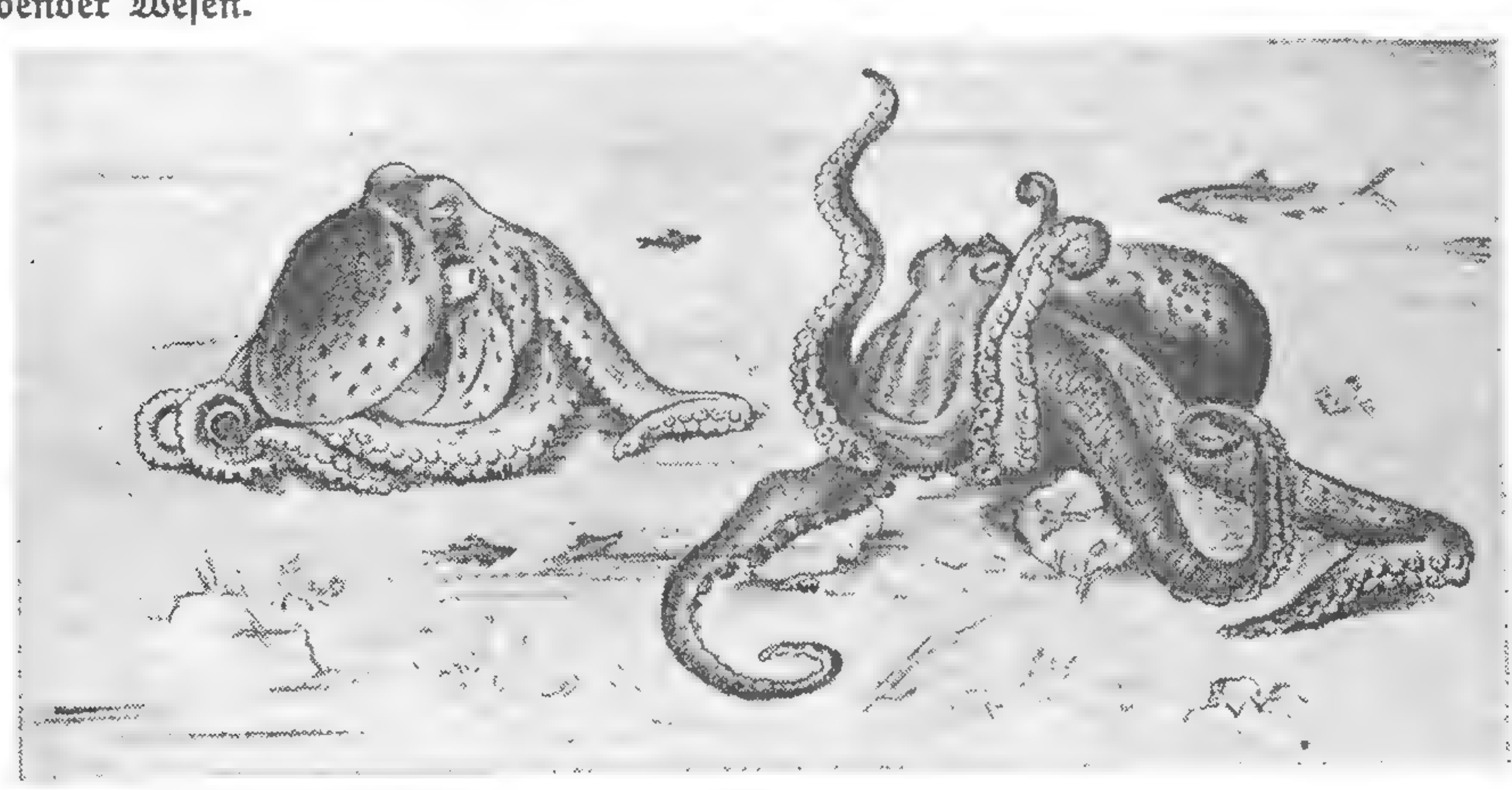
etwas länger als der Leib, unten abgeplattet. Der Fisch ist mit einer furchtbaren Waffe versehen. Ungefähr in der Mitte des Schwanzes trägt er einen scharfen, mit Widerhaken versehenen Stachel. Mit diesem ist er in der Lage, sehr bösartige Verwundungen hervorzurufen, da mit dem Stachel ein Giftstoff in die Wunde eindringt und meist auch die Spitze des Stachels im Körper abbricht und in der Wunde bleibt. Es kommt nicht selten vor, daß derartige Verletzungen, Lähmungen und auch den Tod zur Folge haben. Der Stachel wird von Zeit zu Zeit erneuert, d. h. abgeworfen und durch einen nachwachsenden ersetzt. Häufig findet man auch, daß der Ersatzstachel schon eine beträchtliche Länge erreicht hat bevor der erste abgestoßen worden ist.

Zum Schlusse wollen wir ein Ungeheuer der Tiefsee erwähnen, das von jeher in einer großen Anzahl von Seegeschichten die Hauptrolle gespielt hat, es ist der Krake oder Polyp. Bis auf Aristoteles und Plinius gehen die Erzählungen von märchenhaften Riesentieren dieser Art zurück. Sie wurden immer als Fabeln abgetan, bis man durch unzweifelhafte Funde erkannte, daß sie vielleicht übertrieben sein mochten, aber doch einen gewissen tatsächlichen Hintergrund haben konnten. Im Berliner Museum für Naturkunde ist das Modell eines großen in Japan gefangenen Kraken aufbewahrt, von Neuseeland berichtet man von einem gefangenen Tier mit über 3 m Körperlänge und von 9 m Armlänge. Kapitän Bouyer hat 1861 bei Teneriffa ein Tier beobachtet, das ohne die langen Arme 5—6 m maß. Es wurden Walfische gefangen, an deren Körper sich Abdrücke von Saugnäpfen geradezu riesiger Kraken fanden, im Mageninhalt von Seetieren fand man Reste von Saug- und Fangarmen in der Stärke eines Menschenschenkels, mit Saugnäpfen von der Größe einer Kaffeetasse.



Polyp

Der Körper bei diesen Tieren hat einen ganz ungewohnt erscheinenden Bau. Aus unseren Bildern ist ja ersichtlich, woher der Gattungsname „Kopffüßler" kommt. Rings um den Kopf ist ein Kranz von Anhängern angeordnet, die den Körper oft um ein Mehrfaches an Länge übertreffen und als Greif- und Bewegungsorgane gebraucht werden. Sonderbar erscheinen uns auch die riesigen Augen, die bei den großen Exemplaren einen Durchmesser von je ½ m erreichen. Es sind dies die größten bekannten optischen Organe lebender Wesen.



Krake

Der Arzt.

Von Max Karl Böttcher.
Illustrationen von G. Kirchbach.

Dr. Bernt hatte sich in Wittkotten, einem stattlichen Fischerdorfe, als Arzt niedergelassen. Obgleich er ein Kind der Küste war, hatten die wetterharten, seegewohnten Leute von Wittkotten noch nicht rechtes Vertrauen zu ihm, er war ihnen zu jung, zu lebensfroh, zu lustig, und die ernsten wortkargen Friesen, deren Leben immerfort ein Ringen mit den Wogen, ein Kämpfen mit dem Meeresstürme war, fanden sich nicht zu dem jungen Arzte. So saß Dr. Knut Bernt tagaus, tagein vor dem kleinen Häuschen, das er sich gemietet hatte, rauchte eine Pfeife nach der anderen und wartete auf einen aus dem Dorfe, der zu ihm käme oder ihn rufen ließe, Rat und Hilfe von ihm zu heischen. Aber es kam keiner und wenn ein Fieber in eine Hütte schlich, dann spannte Sven Karsten, der Wattenfahrer, die beiden Braunen ein und trottete mit



Hü und Hott nach Marschstädt. Dort praktizierte seit Jahrzehnten der alte Dr. Witten, den holte er in das Fischerdorf zur Hilfe für die Kranken. Und wenn der alte Landarzt den Leuten sagte: „Habt doch selbst einen Doktor in Wittkotten! Ruft doch den! Der will auch leben und ist gewiß nicht dümmer als ich!" Da antworteten die Fischer: „De kann doch seker nics, he lacht und singt denn ganzen Dag in sien Kat! So en könnt wie nich bruken! Uterdem stinkt he ok noch na Benzin!"

„Nach Benzin? Wieso das?"

„Jo, Doktor Witten, uns Doktor Bernt fohrt Motorrad. Dat is doch nics för uns Fischerlüd." — —

Eines Tages fuhr der alte Wattenfahrer an Dr. Bernts Hause vorbei.

„Wollt Ihr zur Insel hinüber mit dem Karren, Karsten?" rief ihn Knud Bernt fröhlich an.

„Jo, Herr Doktor, dat is jo Ebb un ick mutt de Post över't Watt na de Insel bringen."

„Nehmt mich mit, Karsten, ich habe ja so nichts zu tun!"

„Stiegt op! Mi is't recht!"

Und so fuhr Dr. Bernt über das Wattenmeer, und der Alte, der nun seit 35 Jahren tagtäglich zur Ebbezeit mit seinem hochräderigen Karren über den sandigen Meeresgrund hinüberfuhr, den paar Bauern auf der Insel das Nötigste zum Leben zu bringen, erklärte während der Fahrt dem Doktor die durch verankerte Seezeichen kenntlich gemachte Wattenstraße, zeigte ihm die gefährlichen Priele — das waren Querrinnen im Sandboden, die merkwürdigerweise wanderten, d. h. ihre Richtung, ihre Tiefe und Abböschung änderten, und aufmerksam achtete Dr. Bernt auf alles, was der Alte ihm erzählte.

So fuhr er nun wochenlang zur Ebbezeit tagtäglich mit Sven Karsten zur Insel und zurück und kannte schließlich den Meeresgrund so gut, wie der alte Wattenfahrer selbst. Patienten hatte der Doktor noch immer nicht, deshalb beschloß er, eine Stelle als Schiffsarzt anzunehmen. Aber da trat ein Ereignis ein, das dem armen Doktor mit einem Schlage Achtung und Ansehen in Wittkotten verschaffte.

Auf dem Inselchen im Watt war ein Unglück geschehen. Inge Sölborg, das Töchterchen des Deichhauptmanns, war drüben auf dem Eilande beim Onkel auf Besuch und in eine Sense gestürzt und hatte sich so entsetzlich verletzt, daß ohne baldige ärztliche Hilfe das junge Lebenslichtlein verlöschen mußte. Vom kleinen Leuchtturm des Eilandes gab man das Notzeichen nach dem Fischerdorfe und signalisierte dringend nach einem Arzt, aber Sven Karstens Gäule waren zu langsam, um schnell den alten Dr. Witten aus Marschstädt herbeizuholen. Da fanden die Wittkotten endlich den Weg zu ihrem eigenen Doktor, freilich nicht, ihn aufzufordern, selbst zur Insel zu fahren, sondern mit seinem Motorrade zu Dr. Witten zu fahren und den alten Herrn auf dem Soziussitze herbeizubringen. Der Deichhauptmann war es selbst, der Dr. Bernt dies seltsame Ansuchen stellte, ohne freilich zu wissen, daß sein eigenes Kind drüben im Sterben lag. „Also, den Kollegen Witten soll ich holen! Das nenn' ich ein christliches Verlangen. Das tue ich nicht, sondern ich fahre selbst zum Eilande."

„Ji hebbt jo keen Perd und keen Wattenkorr, Doktor."

„Natürlich habe ich einen Gaul! Da — schaut!" Und er stieß die Tür zum Schuppen auf, da stand das 4 PS-Kraftrad.

Rasch entschlossen schob es Dr. Bernt heraus, überprüfte es, schnallte Verbandskasten und Chirurgentasche auf dem Soziussitz fest und nickte dem vor Staunen sprachlos zuschauenden Deichhauptmann lachend zu.

„Mit dat Dings wüllt Ji över dat Watt?"

„Natürlich!"

„Utslaten, dat sinkt in."

„Probiert wird es! Klappt es, ist's ja gut, geht die Sache schief — na, Ihr Wittkottner werdet nich lange weinen um mich! Stimmt es?!" Sprang auf, trat den Kickstarter, und fort ging es.

Ganz, ganz langsam mit dem kleinen Gang, fuhr er hinunter auf das Watt. Der Schlick trug wundervoll die Last des Rades, und als Bernt fühlte, daß er nicht einsank, gab er Gas und nun sauste er, erst mit dem zweiten, dann mit dem dritten Gang über das Watt wie ein Sturmvogel.

Ein feines Knirschen und Klingen sprühte immerfort unter den Ballonreifen hervor, das waren die Tausend und Zehntausend kleiner, hauchdünner Muscheln, die die Räder



Was war das für eine glänzende wogende Mauer . . . . .



zerdrückten, und hie und da mußte auch ein Taschenkrebs oder eine schmierige Qualle daran glauben, aber er kam vorwärts. Kam er an einen Priel, eine querlaufende Wasserrinne, stoppte er ab, schob fürsichtig sein Benzinrößlein durch das seichte Wasser, und jenseits ging es wieder weiter. Kilometer um Kilometer gewann das Kraftrad und näher und näher kam er dem Eilande im Watt.

Wieder kam ein Priel, er stoppte, stieg ab, schob das Motorrad durch die Rinne und wollte drüben weiter, aber da streikte der Motor. Er untersuchte seine Maschine, probierte, aber die blieb verstockt; er probierte wieder, — vergebens. Da überlief ihn ein bängliches Gefühl. Eine Panne mitten im Watt und gegen Ende der Ebbe — da konnte man schon eine Gänsehaut bekommen. Er schätzte die Entfernung bis zur Insel auf noch knapp 5 Kilometer.

„So muß ich dich halt schieben, armes krankes Rößlein!" rief Bernt und begann nun seinen Marsch. Er kam nun freilich nur langsam vorwärts und nach zwanzig Minuten Marsch blieb er stehen, was war das? — Was war das für eine glänzende, wogende Mauer, mit Schaumzinnen gekrönt, die sich kaum sichtbar und doch merklich rechts und links vom Eilande vorwärts schob? „Herrgott, die Flut!" schrie Bernt auf, zog sein Taschenbuch und schlug den Flutkalender auf: Sonnabend, 16. Juni, Flut setzt um 4 Uhr 33 Minuten ein. Ein Blick auf die Uhr. Es war 4 Uhr 47, also die Flut schon im Anmarsch, und er — mitten im Watt. Durch seine Heilungsversuche am streikenden Motorrade hatte er mehr Zeit vertan, als ihm bewußt war. Und im Augenblick wußte Bernt, daß jetzt ein Wettlauf mit dem Meere, ein Wettlauf mit dem Tode anheben mußte. Nochmals sah er sein Rad durch, und — er jubelte wild auf — am Vergaser fand er einen kleinen Schaden, den er mit ein paar Handgriffen reparierte. Und nun sprang der Motor wieder an. Drauf aufs Rößlein, und nun setzte eine wilde Jagd ein. Das Kraftrad sprang fast vorwärts, vom dritten Gang gespornt, und das Inselchen flog auf ihn zu. Aber nun kam der große Priel, der tiefste und heimtückischste. Mit Riesenkräften schleppte er sein Rad durch die Wasserrinnen und jenseits wieder hoch und wieder ging die wilde Fahrt weiter. Aber je näher er der Insel rückte, desto weicher wurde der Meeresgrund, Sickerwasser drückte sich heraus, das schwere Rad pflügte tiefe Rinnen, es schien am Boden zu kleben, schwankte auf dem schwappigen Watt hin und her. Und die heranrückende Flutmauer rauschte in tollem Auf und Nieder dicht vor ihm wie ein tosender Wasserfall. Von Sekunde zu Sekunde wurde der Boden weicher, nässer, Lachen, oft schon fußtief, sperrten den Weg; hier und da züngelte eine fürwitzige, kecke Welle über den Schlick. — Nun kam der letzte Priel, aber er war kein harmloses Wasserrinnsal mehr, ein Wildbach, mannestief, mit gurgelnden, brausenden Wellenkämmen, war er geworden. Ratlos stand Bernt vor diesem furchtbaren Hindernis. Jede Sekunde Zeitverlust brachte die Flut zehn Meter näher, und mit Schauder entdeckte nun Bernt, daß das Eiland schon vom Wasser umspült war. Da entschloß sich der Doktor, sein Kraftrad zu opfern, denn er wußte nicht, wie er es durch den tosenden Priel bringen sollte. Aber ein verführerisches Stimmlein raunte seiner Seele zu: „Was schert dich die Insel, Knud Bernt! Was schert dich das Menschenkind auf dem Eilande, dem du helfen kommst! Kehre doch um, gib Vollgas und sause heim, deine gute Maschine ist schneller als das Meer!"

Doch das Gute in seiner Seele rief: „Tu es nicht, Bernt! Auf der Insel liegt eins auf den Tod, das braucht den Arzt! Gehe mutig weiter, du rettest dich und das todwunde Menschenkind dazu!"

„So sei es!" sagte dumpf, aber entschlossen Bernt, ließ sein treues Kraftrad in den Schlick fallen, schnallte Verbandskasten und Chirurgentasche ab und stieg, diese Sachen hochhaltend, in den Priel. Bis unter die Schulter ging ihm schon die Flut, aber tapfer und schnell patschte er durch, krauchte drüben die Böschung hoch und rannte, was seine Kräfte hergaben, dem Eilande, der Flut entgegen.

Das war eine furchtbare, eine schreckliche Hetze. Hochauf spritzten die Wasser um ihn, bis an die Hüften gingen nun schon die Wogen, jetzt rollte eine majestätische Welle auf ihn zu, warf ihn um, aber er raffte sich wieder auf und hoch hielt er über sein Haupt sein ärztliches Handwerkszeug. Jedoch seine Kraft war zu Ende. „Es ist aus," dachte er und hob sein Antlitz sehnsuchtsvoll nach dem Inselchen, das nur noch fünfhundert Meter von ihm in eherner Ruhe im Wogenprall lag. Aber da sah er auch seine Rettung. — Die auf dem Eilande hatten längst sein Kommen gesehen, sein mannhaftes Ringen mit dem Meere, aber sie konnten ihm nicht eher helfen, bis daß das Wasser ihre Boote trug. Und nun war es so weit. Zwei gut bemannte Fischerkähne stießen vom Eilande ab. Hei, wie sich die acht Fäuste in die Riemen legten! Hei, wie sie vorwärts drängten, und die landwärts drückende Flut warf sie mit jedem Ruderschlag zehn Meter Bernt entgegen.

Der Doktor stand im Wogenprall wie eine Säule aus Erz. Keinen Schritt ging er seinen Rettern entgegen, weil er wußte, daß das geringste Straucheln ihm das Ende bringen würde. — Verbandskasten und Doktortasche über seinem Kopfe abwechselnd mit der rechten und linken Hand haltend, wartete er auf die Boote. Und sie kamen. Drei der Fischer sprangen ins Wasser, einer nahm Bernt sein ärztliches Werkzeug ab, zwei faßten Bernt und zogen und schoben ihn in das Boot, und nun ging es inselwärts. In zehn Minuten stand Knut Bernt auf dem Trokkenen. „Wo ist der Kranke?" war die erste Frage des wakkeren Arztes, nicht: Gebt mir trockene Kleider! — auch nicht: Gebt mir einen heißen Grog! — Nein: „Wo ist der Kranke?"

„Dat is en lütt Deern, en Gör vun twolf Johr, de Dochter vun denn Diekvagt, Herr Doktor. Se is in en Sens' fulln."

Und nun stand er am Totenbett, triefendnaß, zitternd vor Kälte, aber sein Wille ordnete den revoltierenden Körper unter, als er die Gefahr sah.



Wortlos arbeitete er wohl eine halbe Stunde an dem schwerverletzten Leibe des Kindes und machte aus dem Totenbett ein Krankenlager. Schwer enttäuscht schlich der Knochenmann zur Pforte hinaus, zwei sichere Opfer waren ihm heute entgangen: der draußen in den Wellen und durch den auch noch das Kind!

Wacker und mit sicherer Hand hatte Bernt operiert, genäht und verbunden.

Und drei Wochen später war Inge über den Berg der Gefahr, nach wieder drei Wochen saß sie im Gärtchen und Dr. Bernt hatte vom Tage der wilden Wattenfahrt an keine Zeit mehr stundenlang vor seiner Kate zu sitzen und Pfeife zu schmauchen, seine hochherzige, mutige Tat hatte ihn in Wittkotten geachtet und beliebt gemacht, und als der Tag kam, da Inge Sölborg transportfähig war und nach Wittkotten gebracht werden konnte, stand plötzlich ein funkelnagelneues Motorrad vor Bernts Haus, ein Geschenk des glücklichen Deichhauptmannes, eine Gegengabe für das im Meere verlorengegangene Benzinroß des Doktors. Aber über das Watt will der gute Doktor Bernt — wie er mir gestern sagte — sein Lebtag nicht wieder mit dem Motorrade fahren.



Kommerzienrat Körnerich hatte alles, was sein Herz begehrte — ein brillantes Geschäft, eine glückliche Familie, ein Haus in der Stadt, eine Villa auf dem Lande, und bei der letzteren einen famosen, wildreichen Jagdgrund.

Er war nämlich ein leidenschaftlicher Nimrod.

Aber gerade da lag der Hase im Pfeffer. Er lag vielmehr nicht darin. Körnerich traf nämlich nie einen, obwohl er eine Sammlung der besten Gewehre, Hunde aller Rassen und obendrein einen ausgezeichneten, alten, geriebenen Jagdgehilfen hatte.

Heute war wieder Treibjagd gewesen. Alle seine Freunde erlebten frohes Waidmannsglück — nur er nicht. Sie lachten heimlich ... er wütete ... seine Gattin seufzte und bat den alten Pfiffberger — den Gehilfen — doch zu trachten, daß das anders würde.



Dieser brummte was vor sich hin und ging dann nachdenklich, mächtige Wolken vor sich hinblasend, heimwärts.

Ein paar Wochen, während deren Körnerich ob seines Mißerfolgs keine Lust zu einer neuen Jagd hatte, ließ sich Pfiffberger fast nicht sehen. Dann plötzlich — man hatte schon geglaubt, er sei krank — kam er vergnügt und munter daher und führte einen Hund mit sich — ein seltsames Gemisch aller erdenklichen Rassen — den er dem kommerzienrätlichen Ehepaar mit schlauem Blinzeln und der triumphierenden Bemerkung vorstellte: „Jetzt haben wir den Richtigen! Das ist ein Wundervieh ... ein Teufelskerl ... der Feldmann ... der bringt Ihnen 's Wild besser zu wie zwanzig Treiber! ... Jetzt nur flott eingeladen ... diesmal fleckt's!“

Das Ehepaar Körnerich sah erst den unscheinbaren so sehr Gepriesenen etwas mißtrauisch an. Wie der aber mit seinen klugen glänzenden Aeuglein so ermunternd zu ihnen aufsah, dabei artig wedelte und an dem Kommerzienrat hinaufsprang wie an einem alten Bekannten, da wurde sein Herz weich und warm; er freute sich, seine Frau freute sich — man stach mit Pfiffberger eine gute Flasche aus, und am Schlusse ließ man Feldmann den Siegreichen leben und setzte eine große Treibjagd fest.

Reich beschenkt und schmunzelnd verließ der Jagdgehilfe den Landsitz. —



Als freilich dieses Mal in besonders großer Anzahl die geladenen Jagdgäste kamen, machten sie sich laut und leise über das merkwürdige Getier lustig, das ihnen Körnerich als seinen neuen Jagdhund vorstellte. Herr und Hund ließen sich indessen dadurch in ihrer gehobenen Stimmung nicht beeinträchtigen und trabten vergnügt selbander in den Wald.



Den ersten Hasen, auf den der Kommerzienrat schoß, glaubte er allerdings wieder gefehlt zu haben ... aber nein, er mußte sich doch geirrt haben, denn Feldmann war gleich wie der Teufel davongesaust und schleppte bald keuchend ein Mordshasentier heran, das er wedelnd vor seinem Herrn niederlegte.

Dieser kannte sich nicht mehr aus vor Stolz und Freude. Er betrachtete den Erlegten und streichelte den Ueberbringer, der das Lob wie etwas Selbstverständliches hinnahm. —

Hollah — wieder ein Hase — bums! — auweh, fehlgegangen! — Aber nein — nicht zum glauben — Feldmann davon — nach wenigen Minuten mit einem Prachthasen zurück — Körnerich voll Staunen, Jubel und Waidmannsseligkeit.

Und Fortuna blieb ihm heute so hold, daß ihm beinah' graute. So oft er schoß, so oft er vorbeigezielt zu haben meinte, jedesmal sauste sein Wunderhund weg und brachte einen neuen Stammesgenossen derer von Lampe ... Schon häufte sich die Beute.

Aha, auch die anderen wurden nun schon aufmerksam und neidisch! Nette Freunde das!

In dem enger werdenden Trieb hörte man hier und dort ein Pfeifen, Rufen, Schelten, — ja, plötzlich brachen ein paar Jagdgäste durch's Dickicht, hinter Feldmann her, der eben wieder einen Hasen apportierte.

„Na", rief ihnen Körnerich zu, „was sagen Sie zu meinem Glück und zu meinem Hund?!"

„Ich?" schnaubte da einer wütend. „Zu dem Hund? ... Daß er uns alle Hasen stiehlt!"

„Wie können Sie sich untersteh'n ..." brauste Körnerich auf.



Feldmann war schon wieder fortgesaust.
Es entstand ein Geräufe, Gezerre, Gelächter, Geschimpfe.
Man eilte herzu — auch der Kommerzienrat.
Welch' ein Bild!



Ein Jagdgast hielt einen eben erlegten Hasen krampfhaft bei den Beinen, während Feldmann das Tier an den Löffeln gefaßt hatte und wie wild daran riß und zerrte.

Die Jagdgesellschaft, die sich rasch gesammelt hatte, barst fast vor Lachen — —



Körnerich meinte in den Boden sinken zu müssen.

„Wo ist Pfiffberger?" stammelte er tonlos.

Aber der hatte sich, als er die Szene heimlich aus dem Buschwerk beobachtete, rasch davongemacht.

„Sakra!" murmelte er — „den hätt' i' fast zu gut dressiert!"

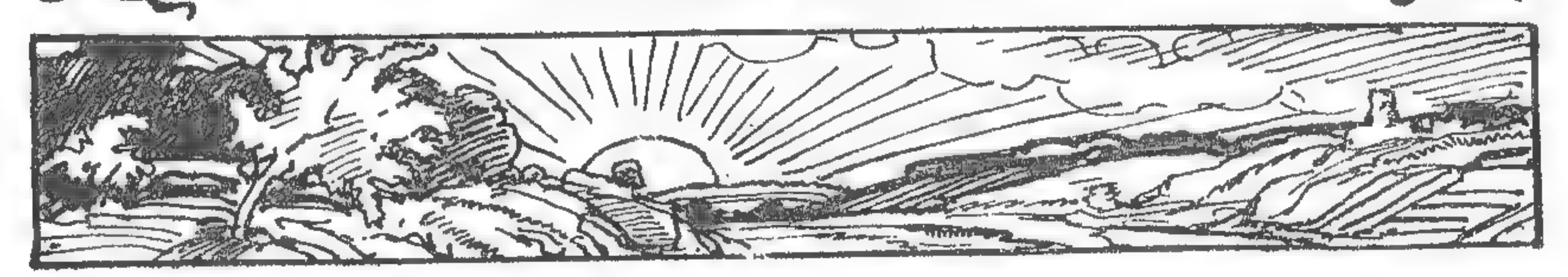


Frühling in der Stadt.

Geht nicht vorüber, ihr, die ihr an jedem Tag
Den gleichen Weg zur Arbeit übers stein'ge Pflaster schreitet,
Wenn zwischen Gitterzäunchen blaß und zag
Sich irgendwo im Straßengrau ein Rasenflecken breitet,
Wenn irgendwo an staubbeschlagnen Bäumen
Die Knöfplein schüchtern springen und von Luft und
[Sonne träumen.

Verhaltet einen Augenblick den hast'gen Schritt,
Laßt eure Augen froh das Frühlingswunder schauen,
Und nehmt in euer Tagwerk sel'ge Ahnung mit
Von Wäldern, die erwachen, weiten Auen,
Darüber helle Sonne liegt, vom Erdruch brauner Schollen
Draus schon die Halme schießen, die im Sommer Ähren
[tragen sollen.

von Heinz Schauwecker.



Medizinische Tees.

Von Apotheker **G r a f.**

Die Anwendung von Arzneimitteln in der Form von Tees hat durch Jahrtausende hindurch ihre Existenzberechtigung und ihre Beliebtheit erwiesen. Die Wirksamkeit mancher an sich vielleicht belangloser Einzelstoffe in oft minimalsten Mengen kommt durch ein Z u s a m m e n w i r k e n zustande und diese erfolgt erfahrungsgemäß gerade dadurch, daß eine große Anzahl solcher Stoffe in einem bestimmten Verhältnis in gewissen Pflanzen enthalten sind.

Die Allmutter Natur gibt dabei nicht selten dem untersuchenden Wissenschaftler ein unlösbares Rätsel auf. Er findet etwa „Schleimstoffe, Bitterstoffe, etwas Gerbsäure, verschiedene Zuckerarten, in der Asche ein paar ganz alltägliche Mineralstoffe und sonst keine charakteristischen isolierbaren chemischen Verbindungen". Und trotzdem w i r k t der Tee, was nicht zu leugnen ist.

Blechdeckel

Celluloiddeckel



Blechdeckel

Die Lösung dieses Rätsels mag ruhig späteren, glücklicheren Forschern vorbehalten bleiben. Wir haben aus den Erfahrungen der Praxis unsere Nutzanwendung gezogen und bei manchen Krankheitsfällen die Anwendung von medizinischen Tee-mischungen empfohlen. Besonders angebracht halten wir diese in Fällen, wo auch die A r t d e r A n w e n d u n g des Mittels, nämlich ein heiß genossener Aufguß eine Rolle spielt, also bei Erkältungskrankheiten und Blasen- und Nierenleiden.

Nun ist aber eine weitere Erfahrungstatsache, daß die Auf-bewahrung von Tee-Kräutern im Haushalt nicht immer in ganz geeigneter Weise erfolgt. Um den Tee beim Kochen gleich bei der Hand zu haben, hebt man ihn oft in der Küche auf. Da stehen die Pakete oder auch die Papiertüten mit Tee, besonders Reste von nicht aufgebrauchten Packungen in einer muffigen Ecke, werden feucht, trocknen wieder, werden einmal umgeschüttet, wieder eingefaßt, verlieren die oft aus flüchtigen ätherischen Oelen bestehenden wirksamen Bestandteile, nehmen andere, in der Mischung nicht immer angenehme Gerüche auf, schimmeln und modern. Das Beste, die feinsten Teile der Blättchen, fällt ab und wird zu Pulver und am Schluß bleiben haupt-sächlich Stengel übrig. In diesem Zustande wird dann der Tee bei weiteren Krankheitsfällen hervorgeholt und wieder ver-wendet.

Dazu kommt noch ein weiterer Punkt. Ein-mal braut ihn die Köchin, einmal die alte Groß-mutter, dann vielleicht ein Kind. Keines weiß w i e v i e l es eigentlich nehmen muß.

Die Firma Heumann & Co., welche ja stets bestrebt ist, den Anhängern der Pfarrer Heu-mann'schen Mittel das Beste zu bieten, hat sich seit langem bemüht, eine Art der Packung zu finden, durch welche alle diese aufgeführten Nachteile und Mißstände ausgeschlossen werden. Die Bemühungen wurden nun von Erfolg gekrönt — der gesuchte Weg ist gefunden.

Die Pfarrer Heumann'schen Tees werden jetzt in große Tabletten gepreßt. Jede einzelne solche in Staniol gepackt und diese Tabletten kommen dann in der praktischen Heumann-Rundpackung zum Vertrieb.

Hübsches, gefälliges, appetitliches Aussehen, Schutz gegen Austrocknen und Feucht-werden, gegen Verdunstung flüchtiger ätherischer Bestandteile und Aufnahme fremder



½ Tablette = 1 Portion Tee

Gerüche, bequemste, sauberste Aufbewahrung, immer gleich richtige Dosierung, das sind also in kurzen Worten die Vorteile, welche mit der Lieferung der Pfarrer Heumann'schen Tees in Tablettenform geboten werden.

Hut und Handschuhe.

Eine Mainachts- und Weihnachtsgeschichte von Akut Bierletter.
Illustrationen von G. Kirchbach.

Die Frau Rentmeister Hut in Biedenkopf war nicht wenig überrascht gewesen über die unerwartete Ankunft des erwarteten Ankömmlings, und dem kleinen Geschöpfchen selbst schien sie auch nicht recht zu sein, denn es wimmerte kläglich und traf Anstalten, die Welt in einem Alter wieder zu verlassen, in dem andere kleine Mitbürger sie noch gar nicht betreten haben. Daher schritt man schon am dritten Tage in Angst und Eile zur Taufe, zu der, da in der Verwirrung kein anderer Name zur Hand war, der gerade residierende Kalenderheilige aufgeboten wurde, der Jucundus hieß. Dem Täufling bekam die Zeremonie wider Erwarten ausgezeichnet: von Stund an schrie und gedieh der kleine Jucundus vortrefflich, und während die Frau Rentmeister wähnte, all die Angst erst vor wenigen Wochen durchgemacht zu haben, ging Jucundus bereits mit dem Ranzen in die Vorschule und ein wenig später mit zusammengeschnallten Büchern ins Gymnasium, das er ganz ordentlich durchlief: in Quinta bekam er zwei Stunden Arrest, weil er in der Religionsstunde, statt zuzuhören, eine plastische Nachbildung des goldenen Kalbes in Knetgummi geliefert hatte, in Untertertia zwei Stunden wegen unziemlichen Gelächters über die Benennung von Cäsars zweitem Buch „liber alter", und schließlich zwei Stunden in Sekunda für eine Handzeichnung des göttlichen Sauhirten Eumäus, der auffallenderweise mit Bart, Brille und Glatze des amtierenden Professors begabt war, was dieser ihm nicht vergaß. Noch beim Abgang zur Universität, wo Jucundus Medizin studieren wollte, suchte ihn der gekränkte Mann durch eine düstere Prophezeiung zu schrecken: „Ich sage Ihnen, Hut, noch im medizinischen Staatsexamen wird Ihnen kein unregelmäßiges griechisches Verbum einfallen!" Jucundus wagte es auf diese Gefahr hin und ließ sich in Tübingen immatrikulieren.

Angeblich also, um Medizin zu studieren. Statt dessen verliebte er sich Knall und Fall leidenschaftlich in eine junge Hamburgerin, die bei seinen Wirtsleuten zu Besuch war, und beschloß, um sich das seltene Juwel auf alle Fälle zu sichern, alsbald einen Antrag zu wagen.

Das einzige, was ihm dazu fehlte, war ein Paar Glacéhandschuhe. Denn es muß gesagt werden, daß Jucundus bis zu diesem Zeitpunkt ohne Glacéhandschuhe durchs Leben geschritten war. Teils, weil man dergleichen in Biedenkopf wenig trägt, teils, weil sein winziges Wechselchen keinerlei weltmännische Extravaganzen gestattete. So kam es, daß Jucundus immer nur wollene Winterhandschuhe besessen hatte, die ihm ein Onkel aus Flensburg allweihnachtlich zusandte. Besessen, aber nicht getragen, denn das Format dieser Handschuhe erregte jedesmal seine milde Verwunderung, da er kaum die Fingerspitzen hineinzupressen vermochte. Er begab sich also in das Handschuhgeschäft von Baum-

feller und Frau in der Michaelstraße und bot der bedienenden Frau Baumfeller mit möglichster Gelassenheit die Rechte zum Maßnehmen. In Frau Baumfellers Mienen vollzog sich eine merkwürdige Wandlung. Sie starrte Jucundus so entgeistert an, als trüge er statt seines gutmütigen Rundgesichts eine Satyrmaske zur Schau. Dann schrie sie gellend: „Sebastian!“ Auf diesen Ruf hin erschien eilig Herr Baumfeller, der einen Raubüberfall mutmaßte. Doch war er über Jucundus' noch immer ausgestreckte Rechte kaum weniger erschrocken. „Mein lieber Herr,“ sagte er, „die Nummer hab' ich nicht vorrätig. Sie brauchen ja für Ihre Handschuhe einen ausgewachsenen Ziegenbock.“

Jucundus wußte nicht, ob das als ein Vorzug anzusehen sei, und bat um Anfertigung bis zum nächsten Mittag. Herr Baumfeller versprach das, ersuchte aber um sofortige Erlegung des Kaufpreises, den er nach einer verwickelten Kopfrechnung so festsetzte, daß dem armen Freiersmann vor Schreck der Atem stillstand. Liebe fordert Opfer. Jucundus zahlte und ging.

Ausgerüstet mit einer Rose und angetan mit den neuen Handschuhen, gelang es ihm am Spätnachmittag des fünfzehnten Mai, seine Angebetete auf einem Spaziergang vor dem Tor zu überraschen und ritterlich zu begrüßen, wobei ihm allerdings sein Hut, und bei dem Bestreben, ihn graziös aufzuheben, auch sein Spazierstock und die Rose entfiel. Aus Verlegenheit trat er alsdann mehrmals auf alle drei Gegenstände, was dem Spazierstock nichts schadete, dem Hut nicht dienlich war, die Rose aber ungeeignet für ihren besonderen Zweck machte. Er suchte die Situation geschickt durch die Bemerkung zu retten, daß der Mai nun gekommen sei. Diese Feststellung einer seit zwei Wochen bekannten Tatsache hatte nicht den gewünschten Erfolg. Auch das Lied, in dem alle Knospen springen, war der belesenen Hamburgerin nicht fremd. Jucundus begann zu merken, daß er mit den Aussprüchen anderer Leute nicht zum Ziele komme und tat daher einen eigenen, der an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. „Mein Fräulein,“ sagte er, und sein rundes Gesicht zeigte, daß er sich der Feierlichkeit des Augenblickes wohl bewußt war, „mein Fräulein, gestatten Sie, daß ich Ihnen meine Hand anbiete.“

Zur sinnfälligen Bekräftigung dieses Angebotes streckte er seine mit dem Baumfellerschen Meisterwerk umkleidete Rechte mit einem jähen Ruck gegen den Kehlkopf der Dame



aus. Die wich erschrocken einen Schritt zurück, und als sie in Jucundus Huts treuherzigen Bernhardineraugen las, daß es ihm wirklich Ernst sei, verfiel sie in einen Lachkrampf, aus dem heraus sie mit überschnappender Stimme rief: „Die Hand! Die Hand! Damit können Sie ja ein Meerschweinchen umspannen!“

„Ein Meerschweinchen?" stammelte Jucundus fassungslos. „Ein Meerschweinchen?" wiederholte er, flammend vor Entrüstung. „Ein Meerschweinchen?" repetierte er nochmals in milder Wehmut. Worauf er sich wandte und mit sich und der Welt zerfallen davonging.

In dieser schönen Mainacht kam Jucundus nicht nach Hause. Er saß vielmehr auf einer Bank unweit der Stelle, wo sein Lebensschifflein so kläglich gescheitert war, und betrachtete seine Hände, deren ganz ungewöhnliches Format ihm, der mit ihnen groß geworden war, erst heute zum Bewußtsein kam. Er merkte nicht, daß es von Feldern und Wiesen lieblich herüberduftete, er sah nicht den Mond und nicht, daß ein verfrühter Johanniswurm unverdrossen sein Laternchen im Kreise schwang — er blickte still auf seine Riesenhände, und erst, als der Morgentau ihn durchfeuchtete, erhob er sich und sagte halblaut: „Da hat man nun solche Hände und kann sich sein Schicksal nicht damit formen."

Dieser Ausspruch kam ihm so geistreich vor, daß er sich auf unerklärliche Weise innerlich gefestigt fühlte, und er, der ausgezogen war, die Braut zu gewinnen, kam als zorniger Menschenverächter wieder heim.

Erst acht Jahre später wiederholte Jucundus den bei Herrn Baumfeller in Tübingen gemachten Versuch, sich Glacéhandschuhe zu kaufen. Bis hierher hatten die Tübinger vorgehalten. Das war in Berlin am vierundzwanzigsten Dezember, als eben die Dämmerung hereinbrach. Verloben wollte er sich diesmal nicht, sondern nur den heiligen Abend bei der verwitweten Frau Regierungsrat Wunderlich verbringen, die den jungen Arzt aus Dankbarkeit dafür, daß er ihrer einzigen Tochter über eine schwere Lungenentzündung weggeholfen hatte, für diesen Abend zu Tisch geladen hatte. Denn Jucundus hatte inzwischen mit Auszeichnung doktoriert, da ihn niemand nach einem unregelmäßigen griechischen Verbum gefragt hatte, und an fünfhundert Späße waren bei dieser Gelegenheit gemacht worden über den Doktorhut des Doktor Hut. Er trat also in ein Kaufhaus und trug sein Begehren vor. Ein halbes Dutzend blonder, brauner und schwarzer Mädchenköpfe fuhr kichernd zusammen, ehe man ihm bedeutete, daß diese Nummer leider nicht vorrätig sei.

Erbittert trat Jucundus in den Winterabend hinaus. Nicht einmal Berlin hatte ein Paar Handschuhe für ihn. Die Freude an der Neuigkeit, die er den Damen Wunderlich überbringen wollte, war ihm verdorben. Was hatte er um seiner Hände willen nicht schon leiden müssen! Helfen ließen sich die Menschen gern von diesen Goliäthwerkzeugen, die Sonde und Skalpell so geschickt zu führen wußten, und wenn ihnen geholfen und die Not vorüber war, lachten sie ihn mehr oder minder gutmütig aus. Sein ganzes Leben schien nur ein lächerliches Spielzeug in seinen eigenen Zyklopenfäusten. Unfroh und mißtrauisch war er geworden. Jedes Lächeln schien auf ihn zu zielen, jeder Händedruck eine Verhöhnung zu sein. Hatte nicht erst tags zuvor ein reicher Mann, den er dem Tod aus dem Rachen gerissen hatte, ihm herzlich gedankt und dann gesagt: „Ich begreife nur nicht, Doktor, wie Sie Ihre Hand überhaupt in meine Bauchhöhle hineinbekommen haben!" Und hatte nicht eine schöne Frau sich mit Tränen über seine kunstreichen Riesenhände gebeugt und sie zu küssen versucht, um dann zu sagen: „Schade, lieber Doktor, daß Sie nicht musikalisch sind. Liszt konnte nur sechzehn Tasten auf einmal anschlagen; Sie hätten es bei einiger Uebung auf alle vierundachtzig gebracht." Und daß man ihn in Gesellschaft, wenn es zog, bat, die Hand vor die Tür zu halten, gehörte zu den stehenden Scherzen, zu denen er lachen mußte, während sie ihm am Herzen fraßen.

Verdrossen schritt er durch die paketbeladene Menschenmenge, in der rechten Hand einen sorgfältig eingehüllten Rosenstrauß tragend, in der linken aber die wollenen Winterhandschuhe, die der Onkel aus Flensburg auch dieses Jahr geschickt hatte und die auch dieses Jahr zu klein waren.

Bei Wunderlichs roch es so angenehm nach Tannengrün, Braten und Bohnerwachs, daß es für jeden andern ein Genuß gewesen wäre. Jucundus hingegen roch aus dem Gemisch nur das Bohnerwachs heraus und erinnerte sich ohne Vergnügen daran, daß er sich auf frisch gewichsten Böden nicht sehr geschickt zu benehmen pflege. Er setzte daher mit möglichster Vorsicht und Grazie den Fuß über die Schwelle und erreichte es auch, daß er sofort ausglitt und wie ein Aal wagrecht in das Zimmer hineinschoß, wo er aus Verlegenheit so lange still wie ein Ausrufungszeichen liegen blieb, bis die Damen Wunderlich sich ernstlich zu beunruhigen begannen. Da richtete sich Jucundus schnell halb auf und sagte:

„Entschuldigen Sie, daß ich so ungestüm eintrete. Ich habe nämlich vorhin die Nachricht bekommen, daß ich zum ersten Assistenzarzt am Krankenhaus in Apolda gewählt worden bin."

Dann erhob er sich völlig und fuhr mutlos fort: „Jucundus Hut, Apolda ... es klingt wie birmanesisch. Mit Namen und Handschuhen habe ich kein Glück. Sie wissen ja, mein liebes Fräulein ..."

Frau Wunderlich lächelte vieldeutig, sagte, daß sie noch die letzten Vorbereitungen für die Bescherung treffen müsse, und fuhr eilig durch die Tür hinaus.

„Ich muß schon am ersten Januar in Apolda antreten, Fräulein Margarete," begann Jucundus, während man Frau Wunderlich im Nebenzimmer wirtschaften hörte. „Ich muß gleich nach den Feiertagen abreisen, so daß ich Sie vorher wohl kaum noch sehen werde. Ich möchte Ihnen also schon jetzt herzlich danken, daß Sie so freundlich waren, mich für den heutigen Abend in Ihren mütterlichen Schoß — ich meine, im Schoße Ihrer Familie — Gott, nein, das stimmt ja auch nicht ..."

„Nichts zu danken, Herr Doktor," versetzte das schlanke Mädchen munter. „Wir freuen uns sehr, einen so lieben Gast bei uns zu sehen."

Jucundus errötete vor Stolz und Verwirrung, ohne recht zu wissen, warum. Da schrillte Frau Wunderlichs Schelle im Nebenzimmer. Margarete erhob sich: „Kommen Sie, Herr Doktor, auch für Sie hat das Christkind etwas in Bereitschaft."

Sie traten nebeneinander über die Schwelle in den Wachsduft und Lichterglanz hinein, und der Doktor nahm aus des Fräuleins Händen ein ziemlich umfangreiches, weiches Päckchen entgegen. Sorgfältig enthüllte er es und sah sprachlos auf ein Paar Glacéhandschuhe in Großfolio.



„D i e passen!" sagte er endlich weich und beglückt. „D i e passen!"

Eilig fuhr er hinein, strich ungläubig die Finger glatt, und als sie immer wieder Falten schlugen, brach er los, wie von einem langen Bann befreit:

„Sie sind mir zu groß! Fräulein Margarete, sie sind mir zu groß! Sie haben mir den Glauben an das Leben wiedergegeben! Es gibt noch Handschuhe, die mir zu groß sind!"

Immer wieder schüttelte er dem lachenden Mädchen beide Hände, bis ihm etwas einfiel.

„Aber ich habe auch etwas!" rief er eifrig und lief auf den Vorplatz. Stolz trat er mit seinem verhüllten Rosenstrauß wieder ein, stolz sah er zu, wie Fräulein Margarete die Hülle entfernte, und überglücklich war er, als sie zwischen den Blüten ein Ledertui entdeckte und hervorzog.

Während sie es öffnete, warf Frau Wunderlich über die Schulter der Tochter hinweg einen Blick in das Kästchen und geriet urplötzlich in heftige Bewegung. Sie drückte hinter des Doktors Rücken auf den Knopf der elektrischen Klingel und rannte dann eilfertig hinaus, um zu öffnen.

Fräulein Margarete aber sah mit feuchten Augen auf den Doktor, stellte das Kästchen langsam auf den Tisch und sagte mit zitternder Stimme:



„Du lieber, guter, dummer Kerl!"

Worauf sie dem ungemein erschrockenen Doktor Jucundus Hut unter Tränen an die Brust sank.

Als Frau Wunderlich nach geraumer Zeit wieder eintrat, sagte Margarete gerade: „Und weißt du, Schatz, als du vorhin so plötzlich im Zimmer lagst, da habe ich an die Mutter denken müssen. Gestern hat sie mir die Karten gelegt und in Fachausdrücken prophezeit: Nimm dich in acht, Gretel, es fliegt ein fremder Mann ins Haus!'"

Und sie küßten sich wieder, und Frau Wunderlich stand nassen Auges dabei, und die Lichter brannten und dufteten, und ein Wachsengel vom Christbaum fiel beifallspendend mit ausgebreiteten Armen dem seligen Doktor auf den Kopf.

Sehr spät und sehr glücklich ging er heim.

Unterwegs aber blieb er stehen, hob die Augen zu dem dunkeln und weihnachtlich schneeschweren Himmel und sagte freudestrahlend zu sich selbst: „Weiß der Himmel wie die Verlobungsringe in mein Etui gekommen sind! Dieser prachtvolle Esel von Juwelier! Ich habe eine Brosche gekauft!"

Gefahren der Darmträgheit.

Wenn wir nachforschen, was für Gifte in den meisten Krebsfällen schon jahrzehntelang vor Ausbruch der Krankheit auf den Patienten eingewirkt haben, so müssen wir feststellen, daß es die Darmselbstgifte sind. Augenscheinlich gehen Zivilisation und Verstopfung Hand in Hand. Bei primitiven Rassen ist Darmträgheit so gut wie unbekannt. Doch bei uns tritt sie schon häufig im Alter von fünfzehn bis zwanzig Jahren ein.

Zunächst möchte ich den Laien einiges über die Lage des Dickdarms und die ernsten Folgen chronischer Verstopfung mitteilen. Der Dickdarm entspringt in der rechten Leistengegend und steigt von da aufrecht bis zum rechten Rippenbogen. Dann wendet er sich fast rechtwinklig und wagrecht nach links (Leberflexur) bis zu einem hoch unter dem linken Rippenbogen liegenden Punkte, und von dort fällt er senkrecht zur linken Leistenbeuge hinab, von wo er sich dem Darmausgange zuwendet. Auf der Oberseite des Darms laufen sogenannte „Bänder", die zur Verstärkung dienen.

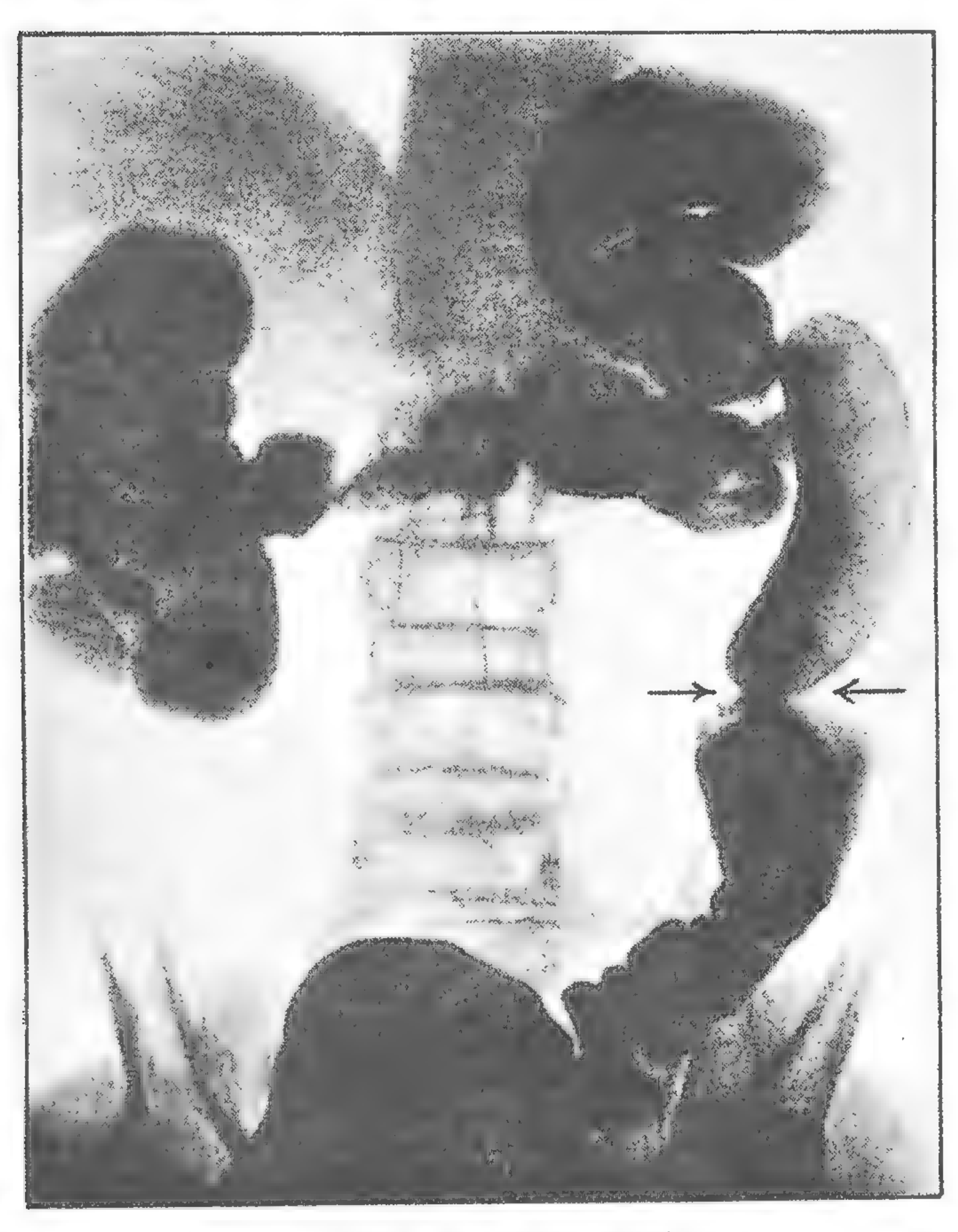
Wird er nun mit Kotmassen überladen, kann zweierlei passieren: Bei schwachen Individuen zieht das Gewicht des Darminhaltes den Dickdarm aus seiner Lage. Er wird erweitert und ausgedehnt, verliert also seine Form und der Patient beginnt an Dickdarmentzündung zu leiden, die nur zu häufig von ernsten Folgen begleitet ist. Bei kräftigen Menschen kommt jedoch im Falle der Ueberlastung des Darmes die Natur zu Hilfe und hält den kotschweren Darm durch die oben erwähnten Bänder (s. Bild) in seiner Lage. Unglücklicherweise haben jedoch die Bänder die Neigung, sich mit den Jahren zusammenzuziehen. Dadurch aber kneifen sie in den Darm ein, der nunmehr ein Aussehen bekommt, wie ein an einem Haken hängender, durch seine Schwere abgeknickter Gummischlauch. Auf diese Weise werden Knicke geformt, die den Durchgang des Darminhaltes erschweren. Die durch Abknickung des Dickdarms bewirkte Wegverlegung stellt sich für den Hindurchgang des Darminhaltes als ein physisches Hindernis dar. Der Kot sammelt sich oberhalb einer solchen Knickung an, trocknet ein und wird hart, weil die darin enthaltene Feuchtigkeit von den Darmwänden aufgesogen wird. Schließlich zwingt die Natur die

Lage des Dickdarmes, die Bänder sind deutlich sichtbar

harte Masse durch den Knick oder die Knickungen oder aber, was noch häufiger ist, die Fäkalmassen werden mit Hilfe eines Abführmittels durchgezwungen. Das heftige Vorwärtsdringen dieser harten Massen führt zu **Reibungen und Beschädigungen.**

Oft verletzen solche harte Stuhlentleerungen selbst die kräftige, lederartige Haut des Aftereingangs. Die weiche Darmschleimhaut kann natürlich noch viel leichter verletzt werden, besonders, wenn derartige wegverlegende Knickungen vorhanden sind. Die in den Fäkalmassen aufgespeicherten Gifte können durch solche Darmverletzungen in das Körpersystem gelangen, und die fortgesetzte Wiederholung solcher Darmabschürfungen und die dadurch bedingte Giftaufsaugung kann, wenn sie jahrelang fortdauert, zu einem Krebs an der durch den Knick verletzten Passage führen.

Frauen leiden schlimmer unter Verstopfungen als Männer, weil ihr Unterleib größer ist, weil sie oft eine mehr sitzende Lebensweise führen und weil sie mehr Süßigkeiten essen und andere Nahrungsstoffe zu sich nehmen, die verstopfen. Während bei kräftigen Männern der überfällige Dickdarm an vielen Stellen mit starken Bändern festgehalten wird, die zur Bildung gefährlicher Darmknicke führen können, entwickeln sich derartige Bänder bei Frauen und schwächlichen Männern nicht. In solchen Fällen sinkt das Querstück des Dickdarms oft hinunter, vergrößert sich und wird länger. Dadurch kommt es ebenfalls zur Anstauung des Darminhaltes — wodurch Entzündung entsteht — und ferner kommt es zur Formung von Taschen, die für den Darminhalt richtige Fallen bilden und zu Zentren fauliger Zersetzung werden. Ich möchte auf folgende **höchst wichtige Tatsache** hinweisen: Bis vor kurzem war die Kenntnis des Mechanismus der Verdauung und Ausscheidung sehr lückenhaft und unsicher. Nur weniges war hierüber bekannt. Diese Kenntnisse rührten von Sektionen Toter und von Operationen an lebenden Menschen und Tieren her. Die Entdeckung der Röntgenstrahlen hat manche Anschauung geändert. Heute tappen Aerzte und Chirurgen nicht mehr im Finstern. Sie brauchen nur einen lebenden Menschen eine für die Röntgenstrahlen undurchlässige Mahlzeit, z. B. einen Wismutbrei essen zu lassen und den Betreffenden zu durchleuchten. Die Mediziner können also mit den Röntgenstrahlen und mit der Wismutmahlzeit etwaige Defekte in der Verdauungsfunktion des Magens oder Darmes feststellen, und sich über andere Unregelmäßigkeiten Gewißheit verschaffen.



Krebs an einer Stauungsstelle

Das Stärkere.

Von Gustav Schröer.

Illustrationen von Reinh. Bach.

„Bleibt's also bei der Kündigung, Matthes?"

„Weidenbauer, ich kann nit anders. Wenn ich jetzt mein Geld nit krieg', hernach kann ich die Bierlitz-Wiese und das Holz dran nit kaufen, und der Reinhardt ersteht's mir vor der Nase weg."

„Hm! So seid ihr zwei, du und der Reinhardt, dem Tölz seine Totengräber? Ist ja recht hübsch von euch! Spassig wird's, wenn ihr euch in die Haare kommt. Doch das geht mich nix an. Daß du nun aber, wenn ihr den Tölz zu Grabe singt, mir auch das letzte Geläut...."

„Weidenbauer, red nit solch Zeug daher. Wer hat den Tölz umgebracht? Ist er nit selber schuld?"

„Ja, freilich, warum hat er zuletzt 12 vom Hundert gezahlt, anstatt euch die Knochen zu zerschlagen und sich nachher abführen zu lassen. Er hätte dann wenigstens ein gutes Werk getan gehabt. Ins Zuchthaus kommt er zuletzt doch, wenn er seinen sechs Würmern nit das Essen abgewöhnt."

„Lasse die Grobheiten," keift der Matthes mit hoher, dünner Stimme, „anzeigen könnt ich dich...."

„Tu's", höhnt der Weidenbauer grob dazwischen. „Nein, ich tu's nit, bin immer dein Freund gewesen." „Bedank mich schön."

„Wie du dein Geld braucht hast, die fünfzehnhundert Mark, da hast du anders gesprochen."

„Das ist nit wahr, Matthes. Auf dem Wege in die Stadt bin ich gewesen, weil ich tausend Mark brauchte. Leichten Herzens bin ich nit gegangen, das stimmt. Ich hatt' keinen Bürgen, — da bist du mir in den Weg gelaufen...."

„Ja, ja, und mein gutes Herz hat mich dazu getrieben, dir...."

„Nit das Herz, Matthes, oh nein, davon red nit. Geld hast du, das ist wahr, Herz nit. Du hast dir denkt: Der Weidenbauer sitzt zwar schon ein bissel in Schulden, aber für das, was du ihm gibst, ist er allemal noch sicher; und du hast geschwatzt, bis ich statt tausend, fünfzehnhundert Mark von dir nahm, daß ich für die Wiese gleich die Maschine kaufen könnte, die ich lange brauchte, hast du gesagt und hast nur sechs vom Hundert genommen."

„Mußt ich, weil ich dafür mein sauer verdientes Geld wagte."

Der Weidenbauer lachte hart auf. „Viel Lügen auf einen Atem, Matthes, aber nur zu, kommt auf ein paar nit an. Und nun hast du gewartet, bis mir der Blitz die Scheune verbrannt und der Hagel das Korn zerschlagen hat und jetzt, denkst du, ist der Weidenbauer so reif, wie der Tölz, aber das sage ich dir: ein Tölz bin ich nit. Sollst dein Geld ehrlich und redlich haben, aber daß ich's jetzt nit schaffen kann, das weißt du. Bleibt's also bei der Kündigung?"

Der kleine Matthes schielte zur Seite, zog sich ein wenig zurück und antwortete: „Die Kündigung ist ordnungsgemäß erfolgt, und ich brauch das Geld."

„Wieder eine Lüge, Matthes, ich will sehn, wie viel ich schaffen kann, aber das sag ich dir...."

„Nix sagst du," schrie der Kleine jetzt dazwischen, weil er am anderen eine leise Unsicherheit merkte „nix, und wenn du mir drohst, so vermeld ich's heute noch beim Gericht. Hüte dich Weidenbauer, ich laß nit mit mir spassen und laß mir nit drohen!"

„Du Wurm," rief der lange, baumstarke Weidenbauer, „wenn ich ein einziges Mal dir mit dem Hammer da," er schüttelte die Faust, „auf den Schädel schlage, dann rutschst du vollends in dich hinein. — Das Recht ist auf deiner Seite, das weiß ich. Matthes, aber sei menschlich!" Das klang bittend.

Nun hatte Matthes vollends Oberwasser. „Ich habe lange genug Geduld gehabt. Lassen wir das Reden: es ändert nix. In drei Wochen ist die Frist abgelaufen. Leb wohl, Weidenbauer."

Der Bauer stand allein. Matthes war gewandt ins Haus gehuscht. Burkhardt, der Weidenbauer, besah sich das stattliche Gebäude, vor dem die Auseinandersetzung stattgefunden hatte, von unten bis oben. Der Matthes war auch eine Art Bauer, aber ein Halsabschneider. Wie ein Hund der Fährte des weidwunden Tieres, so spürte er den Anbrüchigen nach. Und seine spinnrigen Finger waren so klebrig, daß der letzte saure Schweiß der Armen, die ihm dazwischen gerieten, daran hängen blieb. Davon

hatte er sich Felder, Wiesen und Wälder gekauft und ein Haus hingesetzt, protzig und aufdringlich. — —

Der Weidenbauer wanderte heim. Er hatte sichs zwar von vorneherein gesagt, daß sein Weg nutzlos sein würde, aber in seiner Not hatte er ihn doch unternommen. Nun gewiß war, was er gefürchtet, lag ihm all sein Trotz zerbrochen vor den Füßen. Was war zu tun? Der Matthes war im Rechte und daß die Kündigung jetzt wie ein heimtückischer Streich erfolgte, das zählte vor dem Gesetze nicht.

Mit langen Schritten geht Burkhardt hinter den Höfen weg. Er mag keinem ins Gesicht sehen, weil man's ihm anmerken muß, daß er einen harten Weg vergeblich gemacht hat und nun am Ende ist. Der schwere Herbstnebel nistet sich dem Bauern ins Gewand. Durch den Obstgarten an der Scheune vorüber geht er in sein Gehöft und hält den Kopf gesenkt. Sein Weib stellt die Melkeimer zur Seite und folgt ihm in die Stube. „Der Matthes bleibt dabei?" fragte sie mit harter Stimme.

„Hast du's anders erwartet?" „Nein. Was wird nun?"

„Fünfzehnhundert Mark will der Matthes, zweitausend kostet die Scheune, — die Versicherung hat mir nur die Hälfte gegeben. — die Ernte ist hin."

„Zähl nit weiter. Es kommt sonst noch eine ganze Reihe."

„Und alles zusammen, als wenn's darauf gelauert hätt, mir die Luft abzufangen, wenn ich schon dem letzten Schnaufer nahe bin. So, als wenn ein Tier über mir läg' und lauerte, bis mir die Augen aus dem Kopfe treten, und dann reißt's mir den Hals auf. Und was haben wir getan, daß es so kommen mußte? Bist du dir einer Schlechtigkeit bewußt, Weib?"

„So wenig, wie du."

„Da ist der Matthes, ein Galgenmännlein, dem der Halunke aus allen Knopflöchern schaut, dem gerät, was er anfängt. Er saugt den Leuten das Blut aus und mästet sich davon, und wenn der Matthes über die Straße geht, so reißen sie den Hut vom Kopfe."

„Und schimpfen hinter ihm drein."

„Was schadt's? Mich segnen sie auch nit. Bin mein Lebtag ein ehrlicher Kerl gewesen, und das Unglück hängt sich doch an mich wie ein bissiger Hund."

„Was nutzt das Reden. Am Ende sind wir. Nun schaff Geld oder sie setzen uns in 4 Wochen auf die Straße."

„Woher soll ich's nehmen?" schreit der Mann auf.

„Von denen, die's haben." Die Frau poltert hinaus. —

Drei Tage darauf ist der Weidenbauer wieder beim Matthes. Der grinst und weidet sich an des starken Mannes Not. Er hat nicht gedacht, daß der so klein würde.

„Matthes" bittet Burkhardt, „verlang dein Geld nur jetzt nit. Der Strick liegt mir um den Hals. Läßt du mir Zeit, dann streif ich ihn wohl ab; bleibst du bei dem, was du sagtest, dann schnürst du zu und ich ersticke."

„Papperlapapp. Schwätzest recht viel, Weidenbauer. Ich denk du bist ein Mann, stattdessen tust du wie ein altes flenniges Weib."

Burkhardt reißt sich empor. „Bleibt's also dabei?" „Ja".

„Gut, Matthes, aber das sage ich dir, was geschieht, das lade ich auf dein Gewissen."

Krachend fällt die Tür hinter ihm zu. Dem Matthes läuft's kalt über den schmalen Rücken. Pah, — — so hat mancher getan und ist hernach doch wieder gekrochen gekommen wie ein kreuzlahmer Hund. — — —

Der nebelige Herbstabend ist früh hereingebrochen. Burkhardt schreitet auf der Landstraße dahin, die Hände tief in den Taschen vergraben. — — —

Morgen ist Viehmarkt drin in der Stadt. Mit schweren Schritten wandert der Gruner daher. Der ist einer der bekanntesten Aufkäufer, ersteht regelmäßig an die zwanzig schwere Ochsen und schafft sie hinüber ins Bayrische. Er ist ein Mann des alten Schlages. An Größe gibt er dem Weidenbauern nichts nach, aber er ist noch breiter wie der. Wenn er zu Markte geht, dann trägt er die schwere Geldkatze um den Leib geschnallt. Die birgt ein Vermögen. Der Gruner fürchtet sich auch in stockdunkler Nacht nicht. Mit zweien, dreien der gewöhnlichen Art Männer nimmt er's auf. Dem begegnet der Weidenbauer.

„Wo willst du noch hinaus, Weidenbauer?" fragt der Viehhändler.

„Geld will ich holen." „Von wem?"

„Von dem, der's hat. Hast du Geld bei dir, Gruner?" „Lapp, selbstverständlich, wenn ich Vieh kaufen will." „Gib's her, Gruner!"

„Hat dich der Teufel oder bist du überschnappt? Ein Strauchdieb bist du doch bis jetzt nit gewesen."

„Bis jetzt nit, aber der Matthes macht mich dazu. Er hat mir auf heute in 14 Tagen, die fünfzehnhundert Mark gekündigt. Gib das Geld her, Gruner!"

„Hahaha, Weidenbauer, ist eine neue Art, Geld zu borgen."

„Wer sagt dir, daß ich's borgen will. Borgen tut's mir keiner. Her damit, sag ich, wenn du dein Leben behalten willst."

Der Gruner faßt seinen schweren Stock fester. „Aus dem Wege, Strauchdieb!"

Da stöhnt der Burkhardt laut auf und wirft sich auf den andern. Mit beiden Händen umklammert er ihn. Der Viehhändler aber drischt auf den Weidenbauer los, über den Schädel, den Rücken, wo es hingeht. Burkhardt duckt sich, hebt den starken Mann empor und wirft ihn nieder. Sie ringen schweigend, und im Sternenlicht sieht Gruner das Weiße in des Weidenbauern wilden Augen. Der keucht und geifert. Seine Finger graben sich dem Gegner wie eiserne Krallen in den Hals. Zuletzt wird der Viehhändler matt. Die Hände sinken ihm zur Seite.



Da läßt der Weidenbauer erschrocken ab.

„Herrgott, was hab ich getan!" schreit er auf, wirft sich neben dem andern nieder und wühlt das Gesicht in die kalte Ackererde. Rasselnd ringt der Gruner nach Luft.

Nun neigt sich der Weidenbauer über ihn.

„Gruner," ruft er. Seine Stimme ist rauh, wie wenn einer ein Schluchzen unterkriegen will. Er rüttelt den Bewußtlosen an den Schultern. „Gruner, so red doch nur ein Wort! Herrgott, Herrgott, bin ich denn ein wildes Tier? — Gruner!"

Der seufzt tief auf. Nun reißt ihm der Weidenbauer die Weste auf. „Hol Atem, Mensch. Ach, Freunderl, sei nit bang. Ich tu dir nix. Es hat mich verrückt gemacht, daß ich vom Hofe soll. Sei mir nit bös! Morgen geh ich mit dir in die Stadt. Ich stell mich schon selbst. Brauchst mich nit anzuzeigen."

Der Gruner kommt wieder zum Bewußtsein. Er richtet sich auf. Zur Seite kniet der Weidenbauer.

„Ah, daß du lebst! Gott sei Dank!"

Mit seinen rauhen, schmutzigen Händen versucht der Burkhardt dem andern das Gesicht zu streicheln.

Im Handumdrehen 18.– Mark verdient!



Dieser Mann ist schlau: Vor 2 Jahren hat er es einmal mit dem Wiederverkauf des Pfarrer-Heumann-Kalenders versucht und gleich das erste Mal 25 Kalender in seinem Bekanntenkreise abgesetzt. Voriges Jahr hat er dann 30 Kalender verkauft und auch heuer schon die gleiche Zahl vorausbestellt. **Er verdient also jedesmal 18.— Mark,** ohne sich besonders anzustrengen. Im Gegenteil, die Bekannten sind ihm für die Besorgung des prächtigen Kalenders sogar dankbar!

Das können Sie auch!

Bestellen Sie unter Benützung untenstehender Karte ein **Probepaket zu 10 Kalendern (Mk. 9.—).** Kein Risiko, da bei Nichtverkauf Retournahme (siehe Rückseite).

Abtrennen und sofort einsenden!

Bestellkarte

Ich bestelle hiermit **per Nachnahme** ....Stück

Pfarrer-Heumann-Kalender 1929

Der **Preis** beträgt bei gleichzeitiger Abnahme

von	pro Stück	zusammen	Verdienst:
10 Stück	—.90 M.	9.— M.	6.— M.
4 bis 8 Stück	1.— M.	4 bis 8.— M.	2 bis 4.— M.
3 Stück	1.10 M.	3.30 M.	1.20 M.
1 Stück	1.50 M.	1.50 M.	—

Porto und Verpackung wird **nicht** berechnet.

Jeder Sendung fügen wir **gratis** Werbe-Drucksachen bei. Wer diese liest, kauft auch den Kalender.

Bitte deutlich schreiben und genau ausfüllen!

Name: ....

Stand: ....

Wohnort: ....

Straße u. Nr. ....

Post: ....

Kreis/Bezirk: ....

18 bis 30 Mk. Extraverdienst
oder mehr (bis zu 90.— Mark!)
wären zu Weihnachten gerade recht!

Schon in den letzten Jahren haben wir unseren Lesern den Vorschlag gemacht, unseren schönen Kalender in ihrem Bekanntenkreise weiterzuempfehlen und zu verkaufen.

Wir freuen uns, daß so viele Leser davon Gebrauch gemacht haben. Mancher hat sich ein schönes Stück Geld dabei verdient. **Bis zu 90.— Mark** sind einzelne dabei gekommen.

Im Ganzen werden durch den Weiterverkauf unseres Kalenders **viele tausend Mark** Nebenverdienst jährlich erzielt, die natürlich gerade zu Weihnachten und in der Winterszeit eine sehr willkommene Dreingabe sind.

Der Einzelverkaufspreis des Kalenders beträgt **Mk. 1.50.** Wenn aber **10 Stück auf einmal** bezogen werden, so können wir infolge von Ersparnissen an Porto und Verpackung den Kalender schon um **90 Pfg. pro Stück** abgeben.

An jedem verkauften Kalender verdienen Sie also 60 Pfg, bezw. an 10 Stück schon 6.— Mk. Sie können aber mühelos das Doppelte und mehr verkaufen, weil der Kalender jedem gefällt, der ihn sieht. Legen Sie nur den Kalender einmal Ihren Bekannten vor!

Wer den Kalender aber nicht gleich kaufen will, dem lassen Sie eine unserer Drucksachen dort, die wir Ihnen **gratis** liefern. Dann bestellt er später sicher.

Versuchen Sie's doch einmal!

Verlag des
Pfarrer - Heumann - Kalenders, Nürnberg K, Heideloffstraße 24

Wir verpflichten uns,

alle Kalender, die Sie etwa nicht absetzen können, bis 1. Januar 1929

zurückzukaufen,

wenn sie gut erhalten sind. Wir versenden den Kalender **nur** per Nachnahme oder gegen Vorauszahlung. Ausnahmen hiervon sind nicht möglich. Durch unsere Rücknahmeverpflichtung ist aber für Sie

jedes Risiko ausgeschlossen!

Bestellen Sie ruhig einmal 10 Kalender und versuchen Sie Ihr Glück!

Drucksache

Wenn nur Vordruck ausgefüllt wird 3 Pfg. Porto, bei mehr Text 8 Pfg. Porto.

An den Verlag

Pfarrer-Heumann-Kalender

Nürnberg K

Postfach 109

Der wehrt ab und wischt sich langsam über die Augen. Dann greift er nach der Geldkatze. Die ist da.

„Burkhardt," sagt er schwer, „wie ist das gekommen, daß du stärker warst als ich?"

„Das macht die Not, die mich aus meinem Hause jagen will, weißt du Gruner, die macht so stark."

„Warum hast du das Geld nit genommen, als ich unter dir lag und es aus war?"

„Ah, nein, Gruner, dein Geld nehm ich nit. Da hab keine Sorge. Ich bin verrückt gewesen, und morgen gehe ich vor's Gericht."

„Warum hast du mich nit umgebracht?"

„Red nit, Gruner, ich bitt dich, red nit davon."

„Du hättest das gekonnt."

„Ach nein, nein da bin ich viel zu schwach dazu."

„Und morgen läg ich kalt auf der Erde."

„Nein, Nein."

„Und in drei Tagen hätten sie mich begraben."

„Nein doch, Gruner, um Gottes willen!" Burkhardt reibt ihm die Hände. „Jetzt wirst wieder warm, jetzt ist's gut. Komm mit, mein Weib soll dir eine Suppe kochen."

„Und mein Geld hätt' mir nichts genutzt, gar nichts." Gruner spricht dumpf wie im Traume.

„Gruner," schluchzt der Weidenbauer jetzt laut, „ich bitt dich, geh mit. Und wenn sich einer an dich machen will, so schlage ich ihn nieder. Kannst mir's glauben, Gruner ich hab dich lieb, ich kann's gar nit sagen."

„Hilf mir auf, Weidenbauer."

„Ist dir was zerschlagen, Gruner?"

„Nein, nein, so... ah ... ein bissel langsam geht's, aber es geht. So, jetzt nehm ich deinen Arm."

Wie wenn eine Mutter ihr Kind heimführt, so leitet der Weidenbauer den starken Mann. Der Viehhändler bleibt stehen.

„Weidenbauer, da ist etwas, womit ich nit fertig werde."

„Ich auch nit, Gruner, aber das muß man lassen. Da muß man nit darüber reden."

Als sie beim Weidenbauern in die Stube treten, blickt die Bäuerin scheu zur Seite.

„Frau, ein Essen mach dem Gruner. Dann rüst ihm das Bett."

Einen Blick wirft sie auf ihren Mann. Dessen Gesicht ist zerschlagen und blutrünstig. In den Kleidern klebt ihm die braune Ackererde. Auch dem Gruner. Sie weiß, was vorgefallen ist.

Der Viehhändler lehnt sich zurück in den hohen Stuhl. Er schließt die Augen, ein Schauer überläuft ihn. Als er aufsieht, begegnet er dem Blicke des Weidenbauern, der ängstlich sein Gesicht sucht. Er schüttelt den Kopf.

„Das verstehe ein andrer. Ich lieg unten und bin hin, und du schlägst nit zu und nimmst nit einmal das Geld, obwohl du gerade um deswillen ausgegangen bist."

„Weißt du Gruner, wenn einer vom Hofe muß, dann ist das so zerrissen in ihm, daß er nit weiß, was er tut, bis er auf einmal einen Blitz vor sich niederfahren sieht und dann — —dann ...."

„Ja, Burkhardt," der Viehhändler beugt sich vor, „so hab ich dich zugericht? Dein Gesicht ist zerschlagen!"

„Ah, das spür ich nit. Das ist nix."

„Und du bist nit zuletzt wütend geworden?"

„Wütend? Aber Gruner, du hast mir ja nix getan!"

„So, so — —. Und vom Hofe mußt du?"

„Ja, das wird wohl so kommen, aber nun ertrag ich's, weil du lebst. Gott sei Dank."

„Der Matthes hat dich in den Fingern?"

„Red nit davon. Das ist alles nix gegen das andere."

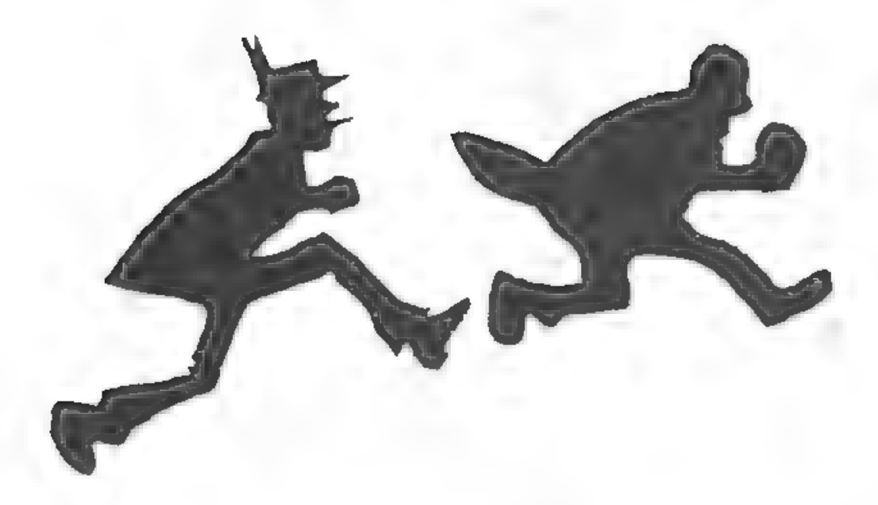
Der Weidenbauer ist um seinen Gast bemüht, als sei ihm mit dem Besuche die höchste Ehre widerfahren. So oft er ihn ansieht, ist ihm, als sei er erlöst von einer schrecklichen Last.

Die Bäuerin stellt das Essen auf den Tisch und geht wieder hinaus. Der Gruner sieht's mit stillem Ernste.

„Leute, was müßt ihr in Not sein, und was ist der Matthes für ein Lump!"
„Das ist nit ganz so schlimm wie du meinst. Er will nur Geld. Weiter geht's ihm nit."
„Aber andern durch ihn."
„Das ist schon wahr."
Der Gruner ißt wenig. Dazwischen schnallt er die Geldkatze ab.
„Da Burkhardt heb sie mir auf. Ich geh schlafen."
Der Weidenbauer führt ihn in die Nebenstube. Dann setzt er sich an den Tisch. Vor ihm liegt das Geld. Nach einer Weile kommt die Bäuerin. Sie läßt sich ihm gegenüber nieder. Kein Wort fällt. Es steht etwas Großes mit schreckhaftem Gesicht zwischen ihnen. Gegen Morgen tritt der Viehhändler herein.
„Leute," sagte er, „mir scheint, zwischen uns ist seit gestern abend etwas, das uns aneinander bindet. Eine große Bewahrung auf beiden Seiten. Da ist's Pflicht, daß ich euch aushelfe."
Er öffnet die Geldtasche.
„Wieviel brauchst du, Weidenbauer?"
„Nix, Gruner, ich bitt dich, mach mir's nit so schwer, nix!"
„Red kein dummes Zeug."



„In die Stadt geh ich mit dir. Ich geb mich an."
„Heut bin ich der Stärkere! Du bleibst. — — Wieviel also Bäuerin?"
„Das laß jetzt. Nun ist's nix mehr damit," sagt die Frau langsam.
Da schlägt der Gruner auf den Tisch, „jetzt seid nit wie zwei Ziegenböcke. Meint ihr, ich sei da nit in Schuld? — — Das kann so übermächtig im Menschen werden, daß man ihn nit verdammen darf. Der Tod hat ein hohles Auge. Also heraus mit der Sprache!" — —
Nun liegt das Geld auf dem Tische.
„Einen Schein will ich nit. Das braucht's zwischen uns nit."
„Gruner", der Weidenbauer drückt ihm die Hände, und dicke Tränen rinnen ihm über die Wangen, „an d e r Last schlepp ich mein Lebtag". — —
Fest und breitbeinig schreitet der Viehhändler nach der Stadt. Er atmet tief. Immer wieder, immer wieder.



Die Hetzjagd.



Mein Freund Wiedehopf ist ein Naturschwärmer. Ich bin auch einer.

Eines Abends, wie wir in der „blauen Ente“ beisammensaßen, las ich im „Tagblatt“. Da stand ein Inserat. Ein kleines nettes Häuschen mit Garten in Grünwald war sofort zu verkaufen.

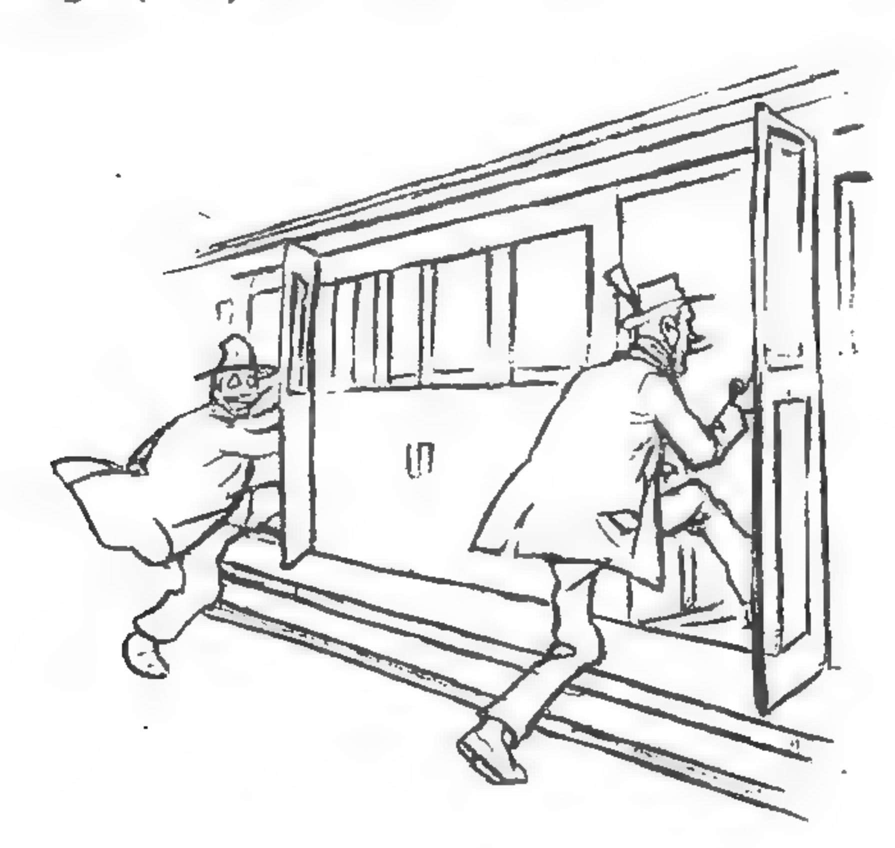
Gleich beschließe ich: „Da fährst du morgen mit dem ersten Zug hinaus!“ Wie ich aufschaue, sieht er mich einen Augenblick fest an. Ein Bekannter spricht mit mir. Mit halbem Blick bemerke ich, daß Wiedehopf heimlich die Zeitung zu sich hinüberzieht. Er sucht die Stelle. Er findet sie. Er liest das Inserat.



Ich sehe ihm am Gesicht an, daß er sofort den Entschluß faßt, das Häusl selber zu kaufen.

Er will's mir vor der Nase wegschnappen. Aber gefehlt, Freund: Diesmal schnappe *ich*!

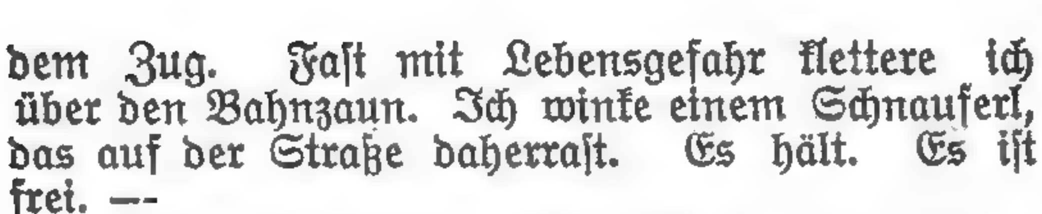
Ich schleiche mich heimlich ans Büfett. Ich suche im Kursbuch nach dem ersten Frühzug der Lokalbahn. Wie ich umschaue, sehe ich, daß *er* mir über die Schulter geguckt und mitgelesen hat.



Um 5 Uhr 20 früh bin ich am Bahnhof. Ich steige ein. Da steigt er auch ein. Weiter vorne.

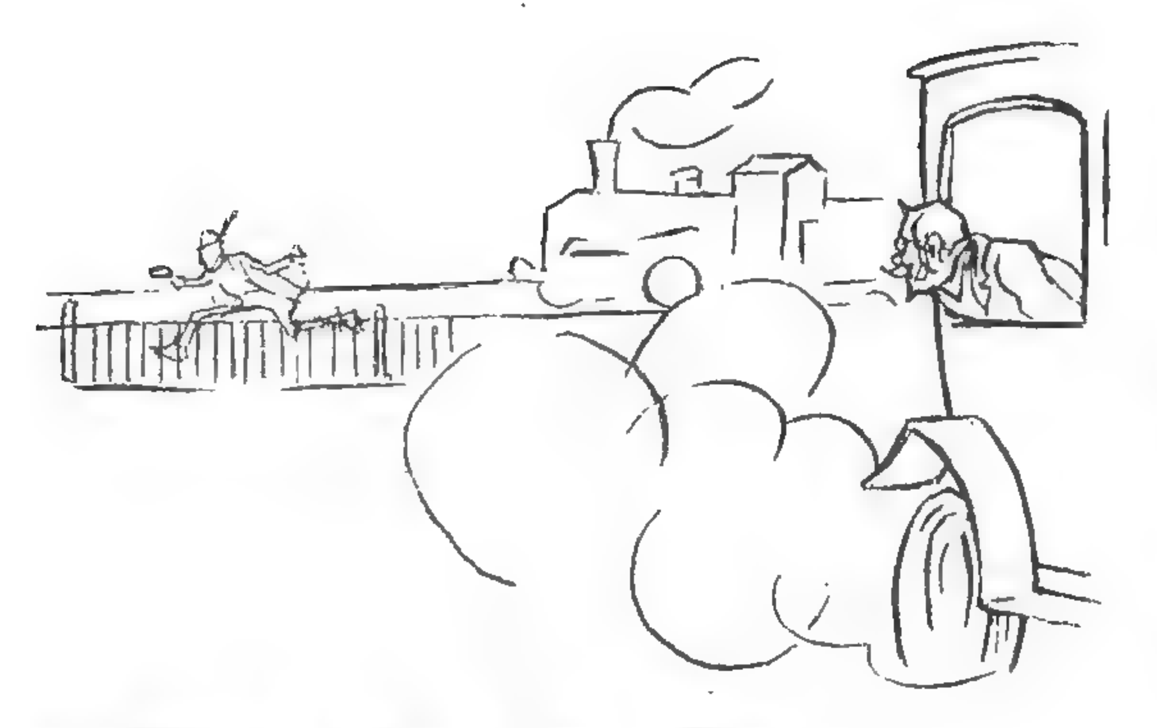
Mein Hirn rattert wie ein Propeller. Ich *muß* ihm zuvorkommen. An der ersten Station springe ich heimlich auf der verkehrten Seite aus





dem Zug. Fast mit Lebensgefahr klettere ich über den Bahnzaun. Ich winke einem Schnauferl, das auf der Straße daherrast. Es hält. Es ist frei. —

„Grünwald!“ sage ich. Ich springe hinein. Es putscht davon.



Der Zug fährt ab. Wie ich umschaue, sehe ich, daß e r gerade abhüpft. Er rennt auf die Perronsperre los. ...

„Schnell! Schnell!" schreie ich. Mein Auterl springt förmlich. ..... Es ist gewonnen! .....

Auf einmal tut's einen Kanonenschlag. Ein Reifen ist geplatzt.

Der Chauffeur hat keinen Ersatz.

Wütend steh' ich da. Aber, Gott sei Dank, ich hab' einen großen Vorsprung. Wiedehopf kann mich nicht mehr einholen.

Ich zahle und renne davon.

Plötzlich saust ein Radler vorbei. Fast überrumpelt er mich. ... Er grinst. W i e d e h o p f ist's. Er hat sich irgendwo ein Rad ausgeliehen. „Halunke!" schreie ich. Aber er hört es nicht mehr.

Da kommt ein Landwägerl mit einem flinken Pferd.

„Aufsitzen lassen!" winke ich. Ich breite die Arme aus. Der Kutscher hält. Wir unterhandeln. Er verlangt einen unverschämten Preis. Ich sage notgedrungen „Ja!" Ich kraxle hinauf. „Nur schnell!" Wir rasen davon.

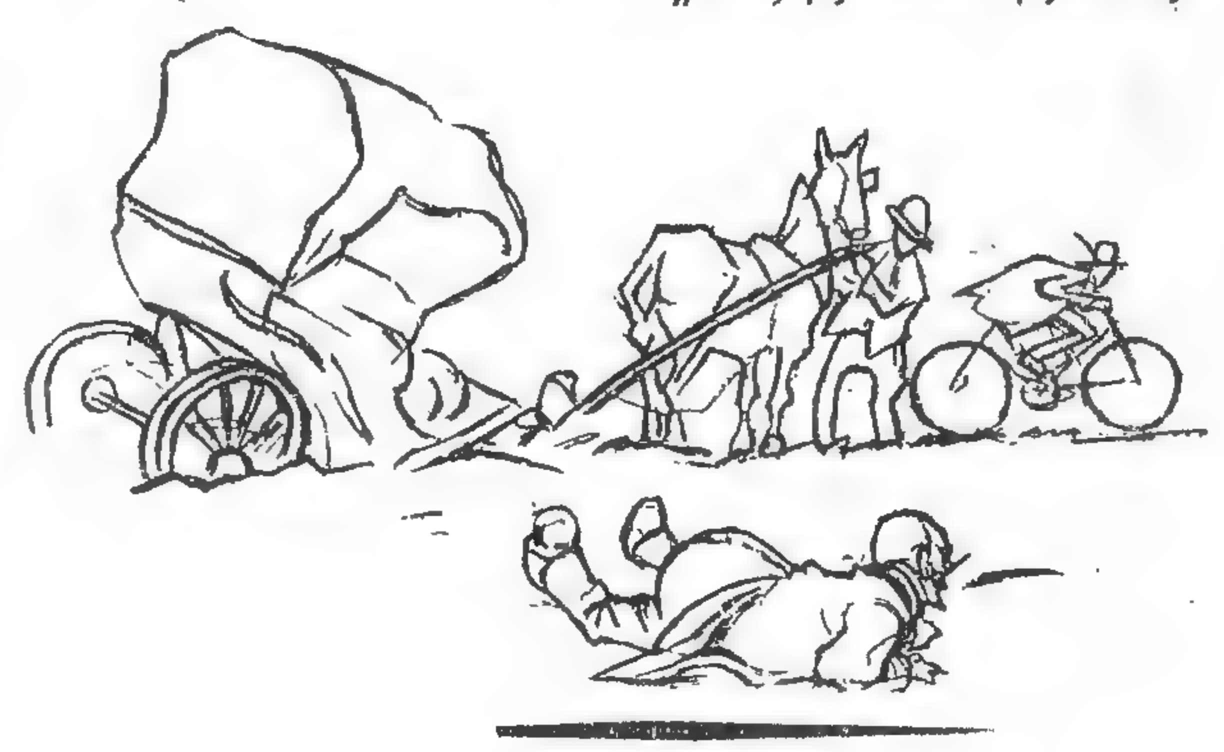


Bald seh' ich zu meiner jauchzenden Schadenfreude Wiedehopf. Er sitzt am Wegrand. .....

Seinem Rad ist die Luft ausgegangen. Er muß pumpen. Wir im Galopp vorüber.

„Noch schneller!" schrei' ich.

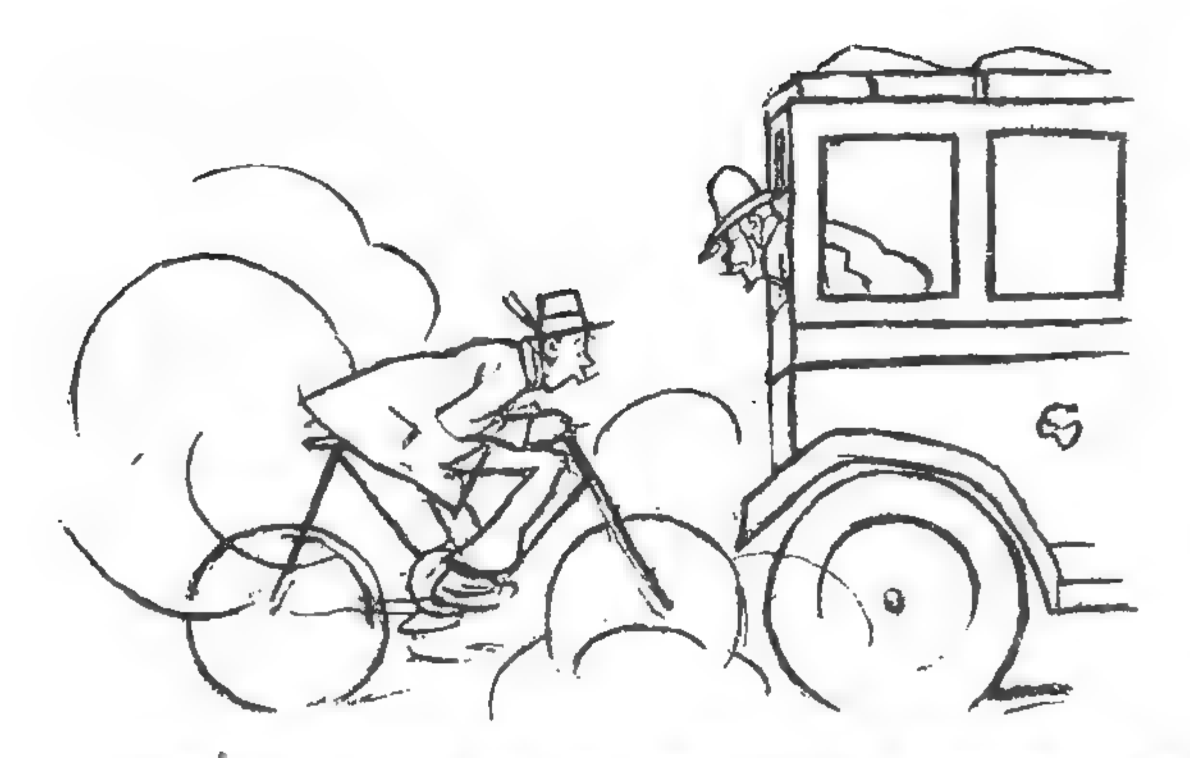
Der Kutscher haut auf das Pferd. Es schlägt aus. Der Wagen wirft um. Ich lieg' im Graben. Voll Beulen krieche ich heraus und renne davon.



„Kling — kling — kling!" Wiedehopf saust an mir vorbei.

Ich stürme ihm nach. Da kommt das Postautomobil hinter mir. Ich winke mit einem Zehnmarkschein.

Man nimmt mich mit. Ich gewinne wieder die



Vorhand. Ich komme vor ihm nach Grünwald.

Ich frage mich nach dem Häusl hin.

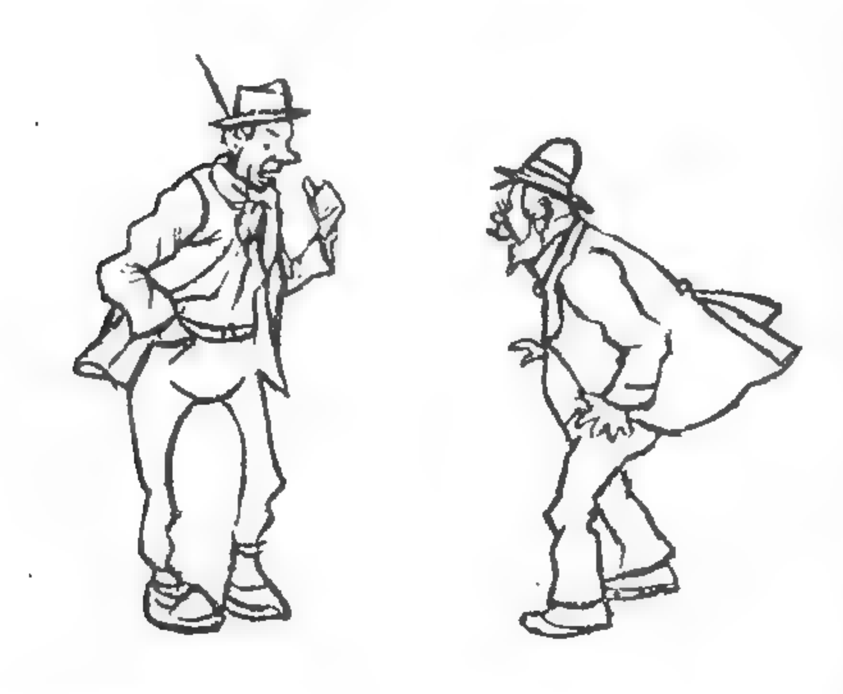
„Vor einer halben Stunde“— sagt der Nachbar — „ist der Huber-Wastl, dem das Häusl gehört, in die Stadt gefahren. In fünf Minuten geht wieder ein Zug. Wenn Sie laufen, erwischen Sie den noch. Wahrscheinlich sitzt der Wastl in der Bahnhofrestauration in der Stadt — dort kehrt er alleweil ein!“

Atemlos renn' ich mit meinem Geheimnis nach dem Bahnhof. Unterwegs begegnet mir der Wiedehopf. Er kommt erst jetzt an.



„Du bist ja doch der Geleimte!“ lache ich für mich hin. „Du weißt ja nicht, daß der Wastl in die Stadt gefahren ist und daß er dort in der Bahnhofrestauration sitzt. Bis Du das herausbringst, hab' ich das Häusl gekauft!“

Schweißtriefend komm' ich an den schon in Gang befindlichen Zug. Ohne Karte springe ich auf. Im Wagen muß ich Billett und Strafe zahlen. Dabei bemerke ich, daß ich meine Brieftasche verloren habe. Ich bin wütend über den Verlust.



Ich freue mich höllisch über die gewonnene Hetzjagd. Ich platze vor Ungeduld über den langsamen Zug. — Endlich sind wir da. Ich springe hinaus. Ich renne in die Bahnhofswirtschaft. Ob man den Huber-Wastl kennt? — Ja freilich, heißt es. — Wo er ist?! — Vorhin ist er hinausgegangen; er wird wahrscheinlich bald wieder da sein. Ich stürze ein Glas Bier hinunter und erkälte mir den Magen.

Da kommt er herein. Ich schau' ihn an, ob sein Gesicht nicht verrät, wie er wohl meinem Angebot gesinnt ist. Aber es ist undurchdringlich. Mit lebhaftem Herzklopfen entschließe ich mich daher — denn die Zeit eilt — zu der für mich so sehr bedeutungsvollen Schicksalsfrage.

„Herr Huber-Wastl, ich möcht' Ihr Häusl kaufen — aber schnell muß es gehn!“

„So?!“ sagt er. „G'rad' hat mir's einer ab'kauft am Telephon!“

„Wie heißt er?!“ schrei' ich.

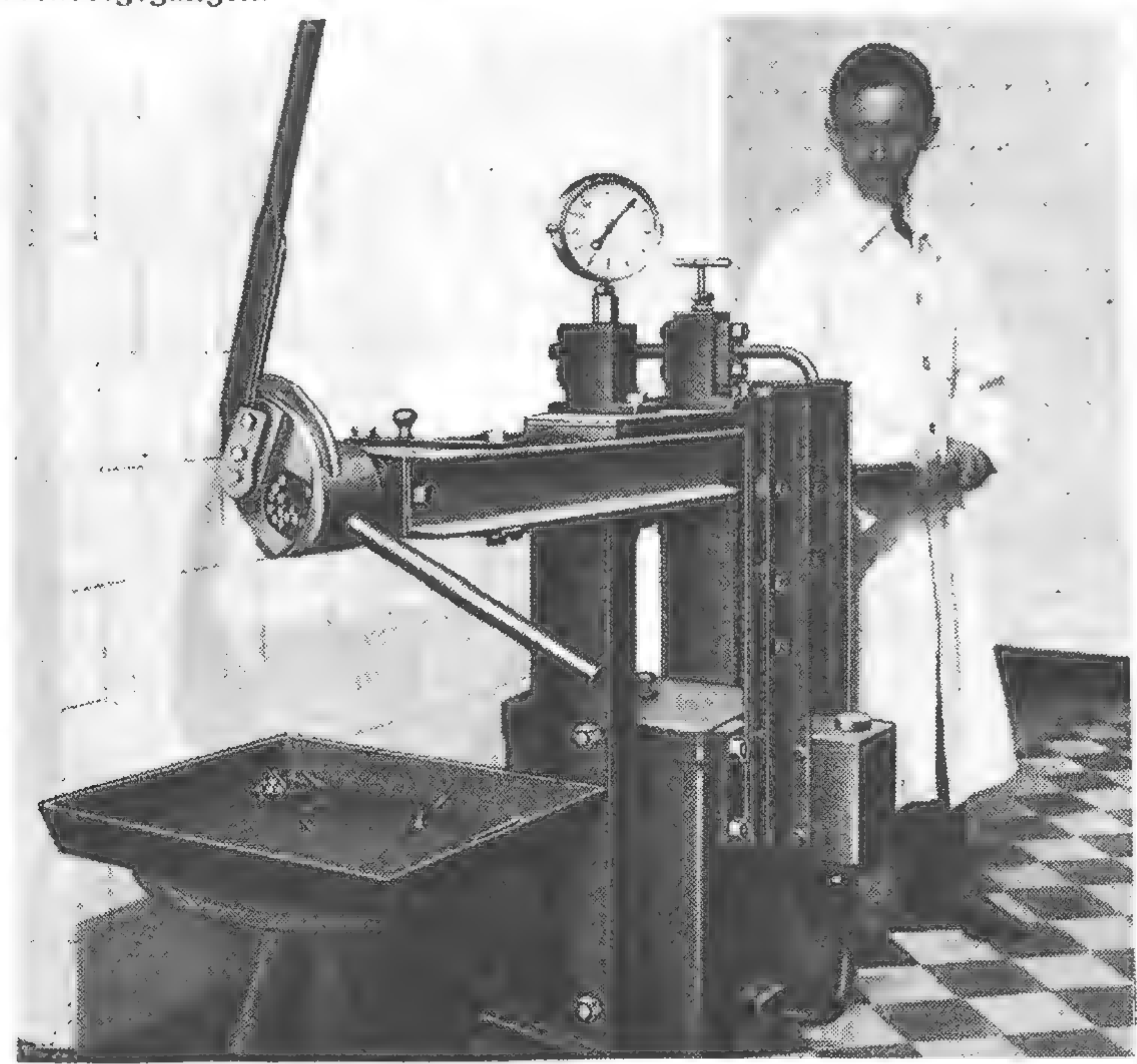
„Hm!“ meint er. „Ja — richtig — Wiedehopf!“ ....



Die fabrikationsmäßige Herstellung von Arzneimitteln, Arzneimittel in Form von Zäpfchen.

Von Apotheker Graf.

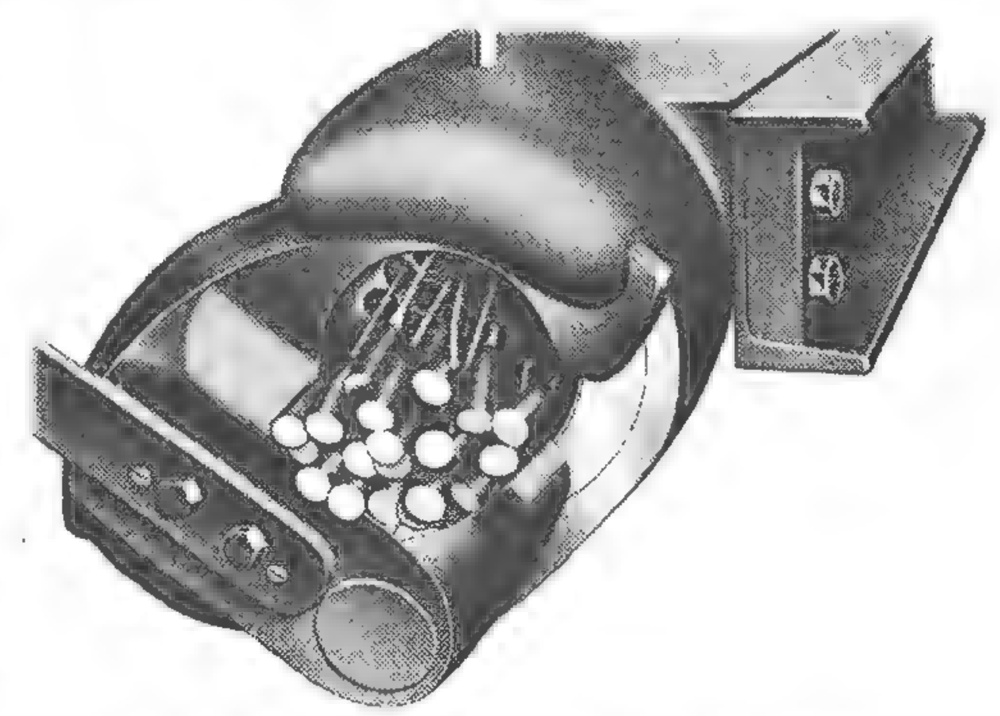
Das Prinzip der Arbeitsteilung, das sich auf allen Gebieten der Wirtschaft unwiderstehlich Bahn gebrochen hat, ist auch am Wesen der Arzneimittelversorgung nicht spurlos vorübergegangen.



Während früher die Arzneien, sei es, daß der Arzt sie verschrieb oder der Apotheker sie auf Wunsch eines Kranken abgab, erst bei Bedarf einzeln hergestellt wurden, sind sie heute meist in fertiger Packung vorrätig und die Fabrikation findet vielfach in großen Mengen statt. Es hat sich eben ergeben, daß die Herstellung auf diese Art nicht nur rationeller, also billiger, möglich ist, sondern daß sich auch in vielen Fällen in der Art der Zubereitung Vorteile und Vorzüge erreichen lassen. Man denke nur an die heute unentbehrlich gewordene Einnehmeform der Tablette und an die so wohltätig empfundene Verpackung der Salben in Tuben, welche eine reinliche Entnahme gestattet.

Eine Arzneiform bei der die Vorteile der Großfabrikation gegenüber der Einzelanfertigung besonders in Erscheinung treten, sind auch die Zäpfchen.

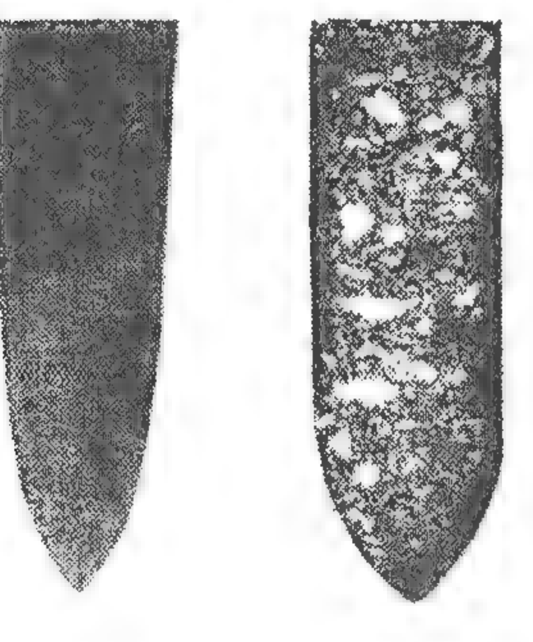
Bei der Herstellung im Kleinen werden sie auf die Weise bereitet, daß die Arzneistoffe mit der Grundmasse, die aus geriebener Kakaobutter besteht, im Mörser vermischt werden, und daraus durch Einpressen in eine Form die Zäpfchen hergestellt werden.



30 Zäpfchen kommen zugleich aus der Presse

In der Arzneimittelfabrik z. B. bei der Firma Heumann & Co. ist der Arbeitsgang dagegen folgender:

Die sog. Grundmasse wird geschmolzen, währenddem werden die pulverförmigen Bestandteile mehrmals durch feinste Siebe getrieben, um zu kontrollieren, ob alle den nötigen Feinheitsgrad der Pulverung haben und um eine ganz gleichmäßige Mischung zu erzielen. Dann werden alle Bestandteile der Grundmasse zugemischt, aber erst wenn diese auf eine ganz bestimmte Temperatur erkaltet ist. Die ganze Substanz geht dann zweimal durch die ganz eng gestellten Walzen einer Salbenmühle, so daß eine feinst verriebene, knotenlose, durch und durch gleichmäßige Masse entsteht. Erst aus dieser werden dann durch Anwendung hydraulischen Druckes die Zäpfchen gepreßt.



Wir bringen hier ein Bild, das Ihnen vielleicht noch deutlicher und schneller zeigt, welch ein Unterschied zwischen dieser Art der Herstellung und einer Anfertigung im Kleinen, im Handbetrieb, besteht.

Auf dem Durchschnitt des einen Zäpfchens sehen Sie eine vollkommen einheitliche, gleichmäßige Masse, auf dem anderen Bilde sehen Sie eine ganz rohe Verteilung der Einzelbestandteile, wo lediglich die einzelnen Klümpchen der Grundmasse des Pulvers und der sonstigen Stoffe nebeneinander liegen.

Humor.

Die List des Arztes.

Von dem kürzlich verstorbenen Sanitätsrat H. in Berlin wurde gern die folgende Geschichte erzählt, die zeigt, daß ein Arzt nicht nur wissenschaftliche, sondern vor allem auch Menschenkenntnis haben muß. So war er einmal in eine Familie gerufen worden, und zwar, weil die Mutter ängstlich war, gleich zusammen mit einem andern Kollegen. Da er als erster am Krankenbett eintraf, nahm er auch sofort eine Untersuchung vor und verschrieb folgendes: „Geben Sie ins Badewasser des Kindes jeden Morgen einen Eßlöffel voll von der Essenz, für die ich Ihnen das Rezept aufgeschrieben habe, und Sie werden sehen, daß die Gefahr rasch vorüber geht."

In diesem Augenblick traf auch der zweite Arzt ein, sah, was Sanitätsrat H. festgestellt und verordnet hatte, erklärte natürlich seine Zustimmung und ging dann mit H. fort.

Auf der Straße konnte er sich aber nicht verwehren, den alten Herrn zu fragen: „Nun sagen Sie mir mal, lieber Kollege, weshalb geben Sie in das Badewasser eine solch gänzlich belanglose wohlriechende Essenz?"

Da lächelte H. fein und meinte: „Ja sehen Sie, wenn ich der guten Dame gesagt hätte, sie solle ihr Kind sauberer halten und jeden Morgen baden, dann wäre sie beleidigt gewesen. Aber mit der Beimengung dieser ganz unschuldigen Essenz wird sie es ganz bestimmt tun und mir noch dankbar sein."

Beim Examen.

Professor: „Nehmen wir an, Sie werden zu einem Schwerkranken geholt, der lebhaft nach Wasser ruft. Welche Schlüsse werden Sie daraus zunächst ziehen?"
„Daß der Mann nicht bei Bewußtsein ist!"

Im Eifer.

Arzt: „Ihre Krankheit kommt daher, weil Sie zuviel grübeln — das macht das Alleinsein! Sie müssen sich zerstreuen — gehen Sie in Gesellschaften, in Vereine — oder heiraten Sie meinetwegen — ich weiß da eine Witwe mit sieben Kindern — — !"

Vorbeugung.

Arzt: Ich will Ihnen schon Ostende verordnen, gnädiges Fräulein! Wenn Sie sich aber auch da nicht verloben — daß Sie mich dann ja nicht wegen Kurpfuscherei verklagen!"

Maria von den Namenlosen.

Novelle von Karl Figdor.
Illustrationen von C. Hachez.

Mit speiendem Schornstein jagt ein Schiff den Fluß hinab, hält die verstörten Menschen in den Klauen, die sich da drängen auf dem zitternden Deck, aneinanderklebend, wie ein Rudel Schafe in Angst vor dem tobenden Sturm.

Nur eines von vielen Dutzenden von Schiffen ist dieses Schiff — von diesen vielen Dutzenden, die alle Ströme Chinas jetzt hinunterhasten, zum Meer, zum schützenden Meer. Und die verstörten Menschen auf allen ihren Decks sind weiße Menschen, gehetzt, gejagt von der chinesischen Hölle.

Feuer flammen auf am Ufer, dort und wieder dort. Hier brennt eine Fabrik, hier das Haus eines weißen Kaufmanns, hier eine Mission. Schüsse peitschen auf, fliegen über das Deck, Dschunken taumeln vorüber mit ihren schweren Segeln, die Decks bepackt mit fletschenden Gesichtern, in die Höhe geworfenen Fäusten, über die Planken quellendem Haß.



„Im Jahre 1925 brach die chinesische Revolution des Südens aus", werden einmal nach Jahren auf ihrem Schreibtisch die Geschichtsschreiber der Nachwelt in beneidenswertem seelischen Gleichgewicht verzeichnen. Wer von den Späteren wird einmal ahnen, wieviel Grauen hinter diesen kühlen Worten lauert — Grauen, das nicht sterben kann, weil es zu unsäglich ist ...

Auf dem Deck dieses von der Meute gejagten Schiffes, unter diesen paar Hundert zitternden Frauen, Kindern und Männern, sind eigentlich nur zwei, die weiße Menschen geblieben sind mit der Würde der weißen Menschheit auch gegenüber dem Tod. Der eine ist Mr. Fletcher, der amerikanische Journalist, und der andere der Pater Johannes. Mr. Fletcher ist glatt rasiert, hat ein scharf geschnittenes, eiskaltes Gesicht mit kühlen, scharfen blauen Augen, das Gesicht des Pater Johannes ist hager, mit einem schwarzen Bart und zwei grauen Augen, aus denen die Güte und die Einheit mit dem Himmel blickt. Langsam geht der Mond auf über den Bergen am Ufer, nur ab und zu noch zerreißt der Peitschenknall eines Schusses die Stille. Das Deck ist leer geworden. Sie sind fast allein, wie sie da an der Reeling lehnen. Mr. Fletcher pafft schweigsam in langen Zügen aus seiner Stummelpfeife, und der Pater Johannes sagt nun, auf eine Frage, die vielleicht vor vielen Minuten gefallen, den Blick unten auf den dunkeln, vorüberschnellenden Fluten, fast wie für sich selbst:

„Sehen Sie, nun habe ich gut dreißig Jahre, fast ein Menschenleben lang in diesem Land gelebt, gearbeitet. Fast ein Menschenleben lang habe ich geglaubt, zu säen und darauf gewartet, daß die Saat der Liebe aufgeht. Und nun jagt mich dieses Land davon, mit den anderen. Verstehen Sie dieses Land? Ich habe geglaubt, es zu verstehen; aber ich habe eingesehen, daß es Ueberhebung war und daß es keinen weißen Menschen gibt, der es je verstanden hat, verstehen wird. Und doch, und doch ... „er macht eine Pause .... „meine Liebe bleibt hier, trotz allem! Denn ich habe hier das Menschenwunder erlebt, das Wunder einer Seele, die zum ewigen Himmelslichte flattern wollte und doch verbrennen mußte an der eigenen dunkeln Flamme, die in uns allen brennt. Es war nur ein kleines, armes Chinesenmädel, um das es dabei ging, aber ihre taumelnde Seele hielt doch die ganze Not, das ganze Weh der Welt. Wenn etwas den Vorhang lüften kann vor dem Mysterium dieser gelben, wimmelnden, phantastischen Welt, dann ist es die Geschichte meiner kleinen Maria. Wollen Sie sie hören?"

Mr. Fletcher nickt stumm. Leis gluckfend fließen die Wasser, dumpf unter Deck rattern die Maschinen.

„Also hören Sie!" sagt leise der Pater Johannes:

„Sie kam zu uns, wie einst der kleine Moses zur Tochter des Pharao. Meine Mission liegt" — er unterbrach sich: „nein, sie lag, denn sie ist in Flammen aufgegangen wie die übrigen .... weit droben im Westen an einem der Nebenflüsse des großen Stromes. Ich hatte eben meine Morgenandacht beendet und trat hinaus in den wundervollen Frieden, der besonders in den ersten Stunden des Tages dort über Himmel, Erde und Wasser liegt. Der Fluß war leer, kein Boot zu sehen. Aber dort .... war das nicht wie ein winziger, schwarzer Punkt auf der schimmernden Fläche?

Wie der Punkt näher kam, erkannte ich zu meinem hellsten Erstaunen, daß es ein Körbchen aus Schilf war, in dem ein winziges, leise weinendes Geschöpfchen lag — ein Kind, ein Mädchen.

Die Strömung trieb das seltsame Schiff mir fast in die Arme. Es war, als ob eine höhere Macht es so lenkte, daß es zu mir kommen mußte, gerade an diesen Ort, gerade zu dieser Stunde. Es drehte sich noch zwei-, dreimal um sich selbst, dann lag es still hinter der kleinen Felsnase, die beim Landungsplatz der Mission ein wenig in den Fluß vorspringt.

Als ich es aufnahm, das winzige Chinesenmädchen, hörte es auf zu weinen. Es lächelte nicht, aber es fürchtete sich auch nicht. Mit seinen großen, pechschwarzen Augen starrte es mich an ... ich kann es nicht anders sagen — wie ein Tier, das zum ersten Male aus dem finstern Walde tritt, die Welt anschaut.

Behutsam, wie wenn es eine von jenen Kostbarkeiten aus uraltem Porzellan wäre, die man hier oft sieht, trug ich es ins Haus. Es lag ganz still an meiner Brust. Gott hat es dir geschickt, klang es in meinem Herzen, so nackt und bloß wie es ist. Gott will, daß du es zu einem Menschen machst, in seiner Liebe.

Nun, das arme Ding, das zu uns kam, mit nichts sein Eigen auf der Welt, als um den Hals ein seltsames Amulett aus Nephrit, war wirklich ein Bote von Gott. Der Vorbote einer ganzen kleinen Armee von unseligen Kindern, die das Chaos in diesen wilden Wochen und Monaten des Hunger- und Ueberschwemmungsjahres an unseren Strand warf und in unseren Frieden. Sie wissen ja sicher, daß es in allen Elendsjahren in China so ist. Die Missionen müssen dann die Arme weit öffnen, damit diese Geschöpfe des Jammers nicht sterben wie die Würmer am Wege — zertreten vom Hunger, zerbrochen von der Not. In jedem solchen Jahr werden in China nicht nur Hunderte, sondern Tausende von Kindern ausgesetzt oder einfach verkauft, besonders Mädchen. Der Sohn ist ja der Stammhalter der Familie, sein Erscheinen auf Erden wird selbst bei den Aermsten mit Freude begrüßt. Denn noch heute sind die drei köstlichsten Lebensgüter für die Chinesen: Amt und Würden, männliche Nachkommen und langes Leben. Ein neuer Sohn, das bedeutet neuerworbene Ehren, die ihr Licht auch auf die Eltern zurückwerfen. Ein neuer Sohn, das bedeutet Ernährung der Eltern im Alter durch ihn. Die Tochter kann da nicht helfen, denn sie gehört nach ihrer Verheiratung der Familie ihres Mannes ...

Wir nahmen mehr von den Kindern auf, als die Mission beherbergen konnte. Aber keines von ihnen wuchs uns allen so ans Herz wie dies kleine Etwas, dem wir in der christlichen Taufe den Namen Maria gegeben hatten. Sie war still, immer still und ernst all' die Jahre lang, und ihr, auch nach europäischen Begriffen schönes Gesicht mit seiner Hautfarbe von mattem Elfenbein konnte höchstens einmal lächeln, nie aber lachen. Trug ihre Seele, ohne es selbst zu wissen, alle Not der Zeit in sich? Oder w u ß t e sie in der tiefsten Tiefe des Bewußtseins etwas von der Katastrophe, die sie den Ihren entrissen, ihr das

Letzte auf Erden geraubt haben mußte? Fast schien es so. Fast mußte man es glauben, wenn man den Blick ihrer Augen erfaßte, in denen nichts von Kindheit war, nur neben der Angst des Waldtieres vor der Welt, die tiefe, grenzenlose Trauer.

Sie lernte beten, sie lernte, daß ein Gott ist, der wahre Gott. Ein immer größeres Glück erwuchs in unseren Herzen je größer sie wurde. Sie lernte so leicht und mühelos, daß es schien, als ob sie vom ersten Tage ihres Lebens angefangen unter uns gewesen, als ob ihr Blut nicht das der gelben, sondern das der weißen Rasse gewesen. Wir waren uns bald einig darüber, daß wir sie behalten wollten für immer .... und auch Maria war einverstanden, in unserer Schule zu lehren. Wir alle, die wir für Gottes Namen in China wirkten, haben ja auf unserem Weg mehr als genug Enttäuschungen erlebt. Wir alle wissen, wie schwer es ist, nicht nur dem Namen nach zu taufen, sondern auch in Wirklichkeit die Seele zu retten. Nun, hier war sie — eine dieser seltenen, ach so seltenen Seelen, die zu uns kommen, um bei uns zu bleiben.

Besonders mir selbst gegenüber war Maria das gütigste Kind. Zu meinen Füßen saß sie und hörte mit weit offenen Augen von den Worten des Heils. Ich hätte beide Hände ins Feuer gehalten dafür, daß hier einmal, hier wenigstens, der geheimnisvolle und unheimliche Drache der chinesischen Welt ein Wesen seiner Welt aus den Klauen gelassen — für immer.

Und doch: eines Tages — sie mochte 18 Jahre alt sein oder 19 — war sie weg. Spurlos verschwunden, untergegangen, ergriffen von dem Drachen China, zurückgefallen in das Unheil, aus dem Licht in die Nacht. Geheimnisvoll wie sie gekommen, war sie gegangen. Nichts blieb zurück von ihr, von all den vielen Jahren ihres Lebens unter uns, von all der Liebe zwischen uns und ihr als ein Brief, ein paar hastig und wie in wilder Aufregung hingeworfene Zeilen an mich:

„Pater Johannes — verzeiht!“ schrieb sie. „Ich kann nicht anders. Nie werde ich vergessen, was ihr an mir getan. Mein Leben gehörte euch und dem Gott, dem ihr dient — bis zu jenem Augenblicke gestern, da der Bettler mich traf. Er packte mich an der Hand, dort unten am Strand, ohne daß ich ihn hätte kommen sehen, packte mich wie das Schicksal. Groß war er und ausgemergelt, fast ein Gerippe, bedeckt mit Schmutz und schrecklichen Lumpen. Ich zitterte, wie ich ihn sah. Seine Augen starrten auf das Amulett an meinem Hals, und plötzlich waren sie von Tränen voll. Der Griff seiner Hand ließ nach, und im nächsten Augenblick lag er vor mir jungem Menschenkind auf den Knien.

„Endlich!“ murmelte er zitternd. „Endlich, endlich! Die langen Jahre habe ich dich gesucht — gesucht wie unzählige von uns dich gesucht haben vom Heer der Bettler, vom Heer der Namenlosen! Tochter Wu's, des Bettlerkönigs, unseres Königs, nun endlich habe ich dich gefunden. Weißt du noch, daß du einen Vater hattest, weist du noch, daß du zu uns gehörst und nicht zu ihnen, diesen fremden Teufeln?! Weißt du, daß dein toter Vater dich ruft? Daß die Götter dich am Leben erhielten zu der einen Tat, um seiner Ruhe willen — der Tat der R a ch e?“

Ich zitterte am ganzen Leibe.

„Was weißt du von meinem Vater?“ stammelte ich.

„Tscheng hat ihn ermordet — der Opiumwirt, der jetzt den General spielt und eine Bande von Räubern anführt, die sich Soldaten der Revolution nennen. Auch du solltest sterben, die dein Vater über alles liebte. Aber das alte Weib, das auf dich achtgab, rettete dich. Sie legte dich dem Strom ans Herz. Wir kamen zu spät; wir fanden dich nicht mehr. Aber wir wußten, daß du lebtest, denn es durfte nicht sein, daß du tot warst. Darum blieb auch Tscheng noch am Leben. Längst wäre er sonst gestorben unter tausendfältigen Martern. Aber die Rache ist dein! Auch wenn du nur ein Mädchen bist ... Wu's Tochter mußte es sein, die ihn rächte!“

„Vergebt denen, die euch hassen“ ... stammelte ich wieder.

Da packten mich die Krallenfinger des Alten wie ein Schraubstock, erbarmungslos.

„Vergeben?! So sprichst du ... Wu's Tochter spricht so? So tief bist du gesunken bei den weißen Teufeln? Schande über dein Haupt, wenn du deines Vaters vergißt. Schande ... Schande ... !“

Ich zitterte am ganzen Leibe, alles um mich drehte sich. Was war mit mir? Was griff nach mir aus der Dunkelheit?

„Hab' Erbarmen!“ flehte ich. „Ich weiß nicht ... ich kann nicht ... !“

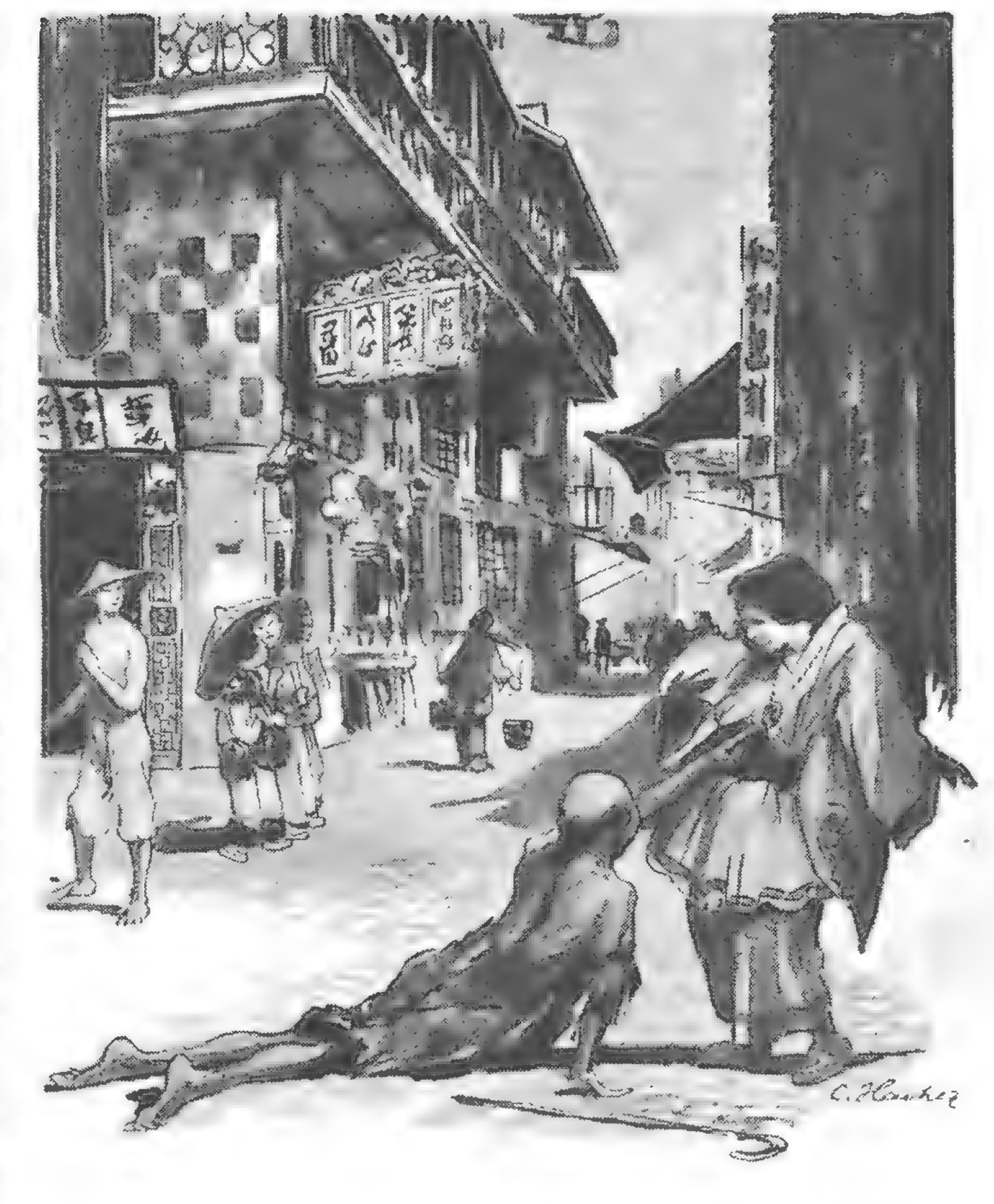
Mit einem furchtbaren Blick sah mich der Alte an. Wie ein Dolchstoß ging dieser Blick — — mitten hinein in mein Herz.

„Du sollst Zeit haben dich wiederzufinden. Eine ganze Nacht. Morgen vor Sonnenaufgang warte ich hier und ... ich weiß ... du wirst kommen. Denn du mußt!"

Ich wurde ohnmächtig, ich fiel hin. Als ich die Augen wieder aufschlug, war ich allein.

Glaubt mir, Pater Johannes: ich habe eine Nacht des Entsetzens erlebt, so unsäglich ... Ich habe gerungen und ... Pater: Als es Morgen wurde, da stand es klar vor mir, daß ich meinem Vater gehörte und seinen Göttern. Und nicht eurem Gott!

Pater Johannes ... mein Leben gehört Wu, meinem Vater. Nach ihm gehört es euch. Für eure Liebe ... Aber erst nach ihm."



— —

Durch die Stille der Mondnacht gluckste eintönig der Strom.

„Sehen sie, — das ist die chinesische Seele, das ist China!" sagt nach einer langen Pause leise der Pater. „Ist es wirklich stärker als wir?"

Die Antwort gibt, wenigstens für den Augenblick, niemand anders als das Schicksal selbst.

Mitten in das Glucksen die Stille und den Mondschein hinein brüllt Mr. Fletcher auf. „Vorsicht! ... Da sind sie!"

Brüllt, reißt die Pfeife aus dem Mund, schmeißt sie der ersten der wie Phantome auftauchenden gelben Fratzen ins Gesicht, daß die Funken stieben, springt zurück. Streckt im Sprung noch die Hand nach dem Pater. Aber die Hand findet den Pater nicht mehr. Der Pater liegt bereits am Boden. Ueber ihn krabbeln gelbe, in groteske Uniformen gekleidete Riesenameisen, wälzen sich über seine Arme, Beine und Schenkel. Der Pater Johannes ist ein starker Mann, trotzdem er nicht danach aussieht. Aber jetzt bäumt er sich nur noch ein letztes schwaches Mal hoch, sinkt dann zurück.

Haben sie ihn erschlagen?

Mr. Fletcher vom New York Herald hat jetzt keine Zeit, darüber Feststellungen zu machen. Vor ihm kribbelt das Deck.

Ameisen, gelbe Riesenameisen!

Sie wälzen sich über die Reeling, von irgendwo her aus der Tiefe der Bordwand. Dutzende, neue Dutzende, Hunderte.

Schon ist das ganze Hinterdeck voll von ihnen. Wie ein Strom aus dem Füllhorn eines riesigen, stumm grinsenden Giganten gießt es sich aus, und Mr. Fletcher weiß im Augenblick, daß es jetzt ums Ganze geht; daß hier, hier endlich sich das ganze Rätsel Chinas entschleiert.



Daß der gelbe Drachen seine Krallen entblößt im namenlosen Haß seines Blutes gegen die Weißen, ihre Frauen, ihre Kinder.

Noch immer taumelt Mr. Fletcher zurück, Schritt für Schritt, bis er gegen das Deckhaus anprallt und so endlich wenigstens den Rücken geschützt bekommt. Da endlich erinnert er sich, daß er in der Hosentasche seine Waffe hat.

Daß er nicht nur selber um sein Leben kämpfen, daß er, vor allem, die andern warnen muß ... die Leute seiner Farbe, seines Blutes ... die Männer, Frauen und Kinder.

Wie es Wogen wirft — dieses gelbe, gegen ihn aufklatschende Meer!

Wie es schon hochbrandet an seinen Beinen ... lähmend, immer lähmender.

Sie zerren an seinen Beinen. Noch hält er sich aufrecht. Jetzt fahren die ersten Griffe an seine Arme. Mühsam reißt er die Rechte los.

Da hat er die Waffe. Endlich, endlich!

Und da knallt sie endlich los, mitten hinein in die gelben Gesichter.

Mitten hinein in den totenstillen, grauenhaften Kampf.

Es scheint, als ob dies der letzte Schuß sein soll, den Mr. Fletcher aus New York in seinem irdischen Leben abgegeben hat. Einen Augenblick lang bekommt er Luft. Im nächsten Augenblick aber schmeißt sich eine neue gelbe Welle aufheulend gegen ihn.

Seine Füße verlieren den Boden. Er schlägt hin, mitten unter die fletschenden gelben Riesentiere, wie ein Klotz.

Er erfährt nicht mehr, daß er zu spät gewarnt hat ... vielleicht nur ein paar Minuten zu spät.

Denn im nächsten Augenblick schon ist die Welle über ihn hinweggegangen, hat sie die Decktüren eingerannt, hat sich hineinergossen in dies unglückliche Schiff ... dieses Schiff mit den vielen weißen Frauen und Kindern, das tief aus dem Innern Chinas bis hierher geflüchtet ist und doch niemals den rettenden Hafen drunten am Strom erreichen wird.

Nacht ist über Fletcher. Nacht ist über dem Schiff.

Nacht über den Weißen. Nacht über China.

Es gibt in dieser schönen Zeit, in der wir leben, im „Reich des Himmels" unendlich viele Möglichkeiten, General zu werden.

Die Hölle der Prüfungen ist unnötig. Nach dem Vorleben wird höchstens soweit gefragt, als man beweisen muß, daß man so und soviele Jahre Räubereien in irgend einer Form hinter sich hat. Herr Li scheint dieses Examen bestanden zu haben, trotzdem er bis zu diesem seinem neuesten Lebensabschnitt nicht gerade Räuber offiziellen Anstrichs gewesen ist wie etwa Tschang-Solin, sein großer Bruder, der Diktator und Kriegsherr der



Mandschurei. Aber er war immerhin ein Mann mit vielen Beziehungen unterirdischer Art, ein Mann, bei dem viel vorkam, Nacht um Nacht. Auch wenn man in diesen tollen Zeiten eine Opiumkneipe vornehmsten Stils hat, kann man seinen Instinkten die Zügel schießen lassen. Der Genuß von Opium ist nicht an Rang und Würden gebunden, höchstens an den Besitz von ein wenig Geld. So hat Herr Li in dieser kleinen Stadt, irgendwo am großen Yangtsekiang, seit Jahr und Tag eine Klientel, die sich so gut aus den Vornehmsten der Stadt und Provinz, wie aus ihren Letzten und Aermsten zusammensetzt. Der Fluß ist schweigsam. Er hat schon viel Blut getrunken und trinkt es geruhsam weiter. Herr Li, könnte, wenn er es wollte, bezeugen, daß ein nicht geringer Teil dieses Menschenblutes auf sein Konto zu schreiben ist. Man flüstert nicht umsonst seit Jahr und Tag von den unerhörten Eigenschaften von Herrn Li's Messer.

Auch wenn man gut verdient, kann man noch besser verdienen. Und der allerbeste Beruf in China ist heute der des Generals. Der Titel ist frei, er kostet nichts und ein paar Kerle findet man immer. Der Begriff „Armee" ist dehnbar. Wo so viel Phantasie verspritzt wird wie im Reich der Mitte, sind auch zwei Dutzend Strauchräuber schließlich eine Armee.

Der Besitz einer Armee aber berechtigt zum Spiel in der großen Politik. Man ist ein Faktor in dieser großen Politik geworden, wie es so schön heißt, man erhält von irgend jemandem das amtlich beglaubigte Recht zu Mord, Todschlag und Raub im Namen irgendwelcher höchsten Güter der Nation. Man ist plötzlich wertvoll — so wertvoll, daß man sich versteigern kann, zum höchsten Preis, der geboten wird. Da ist einmal Moskau. Der

Bolschewik zahlt gut. Aber vielleicht zahlt morgen Shanghai besser oder Mukden. Man muß nur zu warten wissen.

So regiert Herr Li bis auf weiteres den ganzen Landstrich und die Stadt. So führt Herr Li, General Li, auf seine Weise den Kampf mit den Großmächten der Erde. Was schert ihn England? England ist weit und hat Besseres zu tun — mit größeren Räubergenerälen als Herr Li einer ist.

Schon lange hat Herr Li einen Hauptschlag gegen die Großmacht England geplant, der ihm bares Geld in Mengen einbringen und den Bolschewiken überzeugen soll, daß er bisher noch immer zu wenig an diesen wertvollen Bundesgenossen bezahlt hat.

Nun, da ist er, dieser große Streich.

Draußen, mitten auf dem Strom, brennt das Flüchtlingsschiff. Es wird in ein paar Stunden versunken sein. Schon lecken die Flammen bis zur Wasserlinie herab.

Wohl verwahrt, von Li's grimmiger Soldateska bewacht, liegen die paar hundert weißer Frauen und Kinder, zitternd wie Schafe vor dem Wolf in der Nacht, im Hofe eines verfallenen Tempels draußen vor der Stadt. Er hat sie gründlich ausgeräubert, der saubere Herr Li. Sie haben sich nicht gewehrt. In ein paar Stunden hat man ihnen das letzte Schmuckstück abgerissen.

Aber da sind von den paar Männern, die man nicht erschlagen hat, zwei, die Li sich noch besonders vornehmen muß, den einen, diesen Amerikaner, der mehr Geld haben muß als er bei sich getragen, und den anderen, diesen Missionar, auf den es Li besonders scharf abgesehen hat, weil er ihm trotz seiner Fesseln entgegengetreten ist, mit dem Kreuz in der Hand. Li ist abergläubisch, und wenn er auch nicht an den Gott der Weißen glaubt, so kann der Fluch, den ihm der schwarze Mann entgegengeschleudert, doch hier oder in einer anderen Welt nicht angenehme Folgen haben. Li will sehen, wer wenigstens hier auf Erden stärker ist — der Gott des weißen Mannes oder Chinas Götter, seine eigenen. Li wird den Missionar ein wenig foltern und dann, nun, er wird sehen, ob der Gott der Weißen seinem Diener hilft oder nicht.



Gebunden liegt der Pater Johannes, ein verlassenes Stückchen Fleisch, auf den nackten Ziegeln des Bodens in dem endlosen Raum, in dem einstmals die Götter gewohnt haben. Vor ihm steht Li, riesengroß, breit, mit kaltbrennenden Augen wie ein Dämon. Der Rükken des Paters ist blutig, so haben ihn die Henker geschlagen.

„Wo ist dein Gott?" höhnt Li, „Hat er deinen Fluch gehört, oder ist er taub? Warum hilft er dir nicht?"

Des Paters Gesicht ist schneeweiß. Mühsam versucht er sich zu erheben.

„Töte mich ... Ausgeburt der Hölle, töte mich! Was liegt an mir? Gott wird

ich erreichen, wo immer du auch bist! Sein ist die Rache für das, was du verbrichst an en Schwachen!"

Wild lacht Li auf. „Wenn er mich strafen will, dein Gott ... warum straft er mich ıicht, bevor es zu spät ist?"

Wieder hebt sich der Pater Johannes, sinkt stöhnend zurück.

„Narr!" schreit er heraus. „Willst du Gottes Wege kennen, — du weißt ja nicht, b dich die Strafe nicht schon in dieser Nacht ereilt?"

Wieder lacht Li grell auf. „Du hast dein Urteil selbst gesprochen! Eine ganze Nacht ang gebe ich deinem Gott Zeit mir zu zeigen, wer er ist. Tut er es nicht, dann stirbst du ... m Morgen!"

Im nächsten Augenblick ist der Pater allein.

„Mein Gott, mein Gott!" stöhnt er, „verlaß sie nicht, die Unschuldigen und die Schwachen, die an dich glauben! Was soll aus ihnen werden, wenn ich nicht mehr bin! Laß nich sterben, Gott, aber rette sie!"

Die Stunden rollen. Längst ist die Sonne untergegangen, und die Nacht rollt langam vorbei. In tiefer Ohnmacht liegt Pater Johannes. Gott ist gnädig, er erspart ihm as Entsetzen des Wartens. Schon ist es fast Mitternacht, da schreckt der Pater plötzlich uf. Sind das die Ratten, die die Beute wittern, näherkriechen an das hilflose Opfer, urch den Blutgeruch herangelockt?

Weit offen ist das Tor zu dem Tempelraum. Seltsam, wer hat es geöffnet?

Er zuckt zusammen.

Das, dort in dem Rahmen der Tür, durch den ein mattes Dämmern in die Dunkeleit hereinfließt ... das sind nicht Ratten!

Menschen ... Menschen sind das!

Er stöhnt tief auf. Sind das die Henker? Kommen sie ihn holen ... schon jetzt ... um letzten Gang?

Aber nein, er wacht nicht, er träumt. Das, was da auf ihn zuschleicht, schlurrend, aschelnd wie die Ratten — geduckt und kriechend müssen Geister sein, Seelen von Toten, ie nicht schlafen können!

Da sind sie jetzt an ihm, da fassen sie ihn an. Da beugen sie sich zu ihm nieder und etzt ... was ist das? Heben sie ihn auf, tragen ihn davon, leis schlurfend — wie Geister ...

Und in dieser Nacht, tief drinnen im Innern von China geschieht das unerhörte, das ınsagbare, das immer wieder größte aller Wunder.

Gottes Güte triumphiert über die Gewalt.

Zeichen und Wunder!

Durch die Nacht kriechen sie heran ... Schatten, fast unsichtbar, stumm, grotesk und phantastisch.

Das sind die Bettler ...

Das sind die Krüppel!

Wu's Armee ist es ... des toten Bettlerkönigs Armee.

In Fetzen sind sie gekleidet, halb nackt, blind die einen, ohne Beine die anderen, armselige Stummel mit Schwären am Leib die dritten.

Aber doch heute für diese eine Nacht Gottes Armee, das Instrument des Einen ... die Armee der Schwächsten, Elendesten, die herbeikriechen, um diesen Schwachen und Elenden zu helfen, die ihre Menschenbrüder sind trotz allem, was im tragischen Filmbuch der Weltgeschichte steht, stand und stehen wird.

Es sind Tausende, vielleicht zwei-, vielleicht dreitausend Krüppel und Elende, die da herankriechen. Von allen Seiten wachsen sie aus der Finsternis, aus dem Boden. Irgend ein magischer Wille bewegt sie auf diesen alten verlassenen Tempel zu, wie Puppen, hinter denen unsichtbar der Drahtzieher steht.

Lautlos sinken die Wachen um. Nur die Nacht weiß, ob sie tot sind oder noch leben. Weggewischt sind sie, irgendwo hin durch das große, stumme kriechende Heer.

Jetzt, jetzt tritt der Mond aus den Wolken.

Im Hof die knieenden, betenden Frauen und Kinder schreien auf.

Was kriecht da heran, was schwillt da heran, — unselig, grauenhaft in seinem stummen Gewimmel von Gliedern und Fetzen?

Sieht so der Tod aus? Das Ende?

Hände tappen nach ihnen ... stumme, schmutzstarrende Hände.

Aber die Hände ... mein Gott, mein Gott, tust du immer noch Wunder?! ... Die Hände töten nicht, krallen sich nicht um die weißen Kehlen, packen nicht die Kinder in den Mutterarmen ...

Die Hände tasten über die Stricke und Bande .... tasten und fühlen.
Und dann ... Wunder über Wunder ... fallen die Bande!!

— —

Im verfallensten Teil der kleinen Stadt liegt ein altes graues, zerbröckeltes Haus. Die Stadt schläft und die Gasse schläft, und auch das Haus scheint zu schlafen. Aber jetzt taucht es von irgendwo her aus der Dunkelheit auf wie das Licht einer kleinen Laterne, schwingt hin und her, kommt näher und näher, tappend mit leisen, vorsichtigen Schritten.

Und jetzt taucht die Laterne in die Gasse. Eine zarte, kleine Gestalt schimmert auf, ein Mensch.

Der Mensch ist in einen großen Mantel gehüllt. Er hat eine Maske vor dem Gesicht. Er schleicht sich die Hauswände entlang, sucht an den Türen, bis er vor der Tür des bröckelnden Hauses steht. Jetzt löscht er die Laterne, läßt sie fallen, klopft an die Tür ... einmal, zweimal ... fünfmal.

Nichts regt sich. Unbeweglich ruht die Türe. Da klopft der Mensch wieder fünfmal.

Ein Knarren jetzt. Ein leises Gleiten der schweren Tür ... ein Gesicht, das aus dem Dunkel hinter der Tür in die Gasse springt.

Ein paar Worte murmelt der Mensch, da springt das fragende Gesicht zurück, gleitet die Türe ganz auf.

Ein langer dunkler Gang, Lichtschein am Ende. Der späte Wanderer ist allein. Spurlos verschwunden der Wächter. Der Mensch preßt einen Augenblick lang die Hände auf das stürmisch klopfende Herz, dann reißt er sich hoch, geht weiter auf das Licht zu.

In dem großen, phantastisch ausgeschmückten Raum, in dem Li, der Opiumwirt Li, seine Orgien bereitet hat für alle die, auf die der Tod durch sein Messer wartet, sitzt jetzt er selbst, der General, mit seinen besten Getreuen. Magisch schaukeln die bemalten Laternen von der Decke.

Li feiert sein Siegesfest.

Längst ist Li betrunken, er und seine Kumpane. Irgend etwas brennt in ihm, trotz allen Triumphes, die geheime Angst vor diesen Stunden, die er dem Gott der Weißen gegeben hat zu zeigen, ob er stärker ist als Chinas Götter. Eine so rohe Bestie Li auch ist — tief in ihm sitzt doch die Furcht vor dem Unbegreiflichen, vor diesem Priestertum an jenem Gott, der nicht sein Gott ist und der doch vielleicht, vielleicht ...

In dem schwingenden Halblicht des Raumes liegen die Gelben. Quer über die Bänke und Tische, wie sie ihr Rausch hingeworfen hat. Dumpf stiert Li vor sich hin. Selbst jetzt will die Angst nicht schlafen. Sein Kopf nickt, während er murmelnd vor sich hinspricht, schlägt auf die Tischkante, fährt wieder hoch.

Einmal lacht Li, aus seinem Rausch heraus — ein unflätiges, schauerliches Lachen.

Und in demselben Augenblick, wo dieses Lachen verrinnt, steht in der Tür des Raumes der fremde Mensch. Steht da, klein, zierlich und doch unheimlich wie das Schicksal ... Maske und Mantel.

Mit stieren Augen starrt Li das Gespenst an.

„Wer bist du?" grölt er. „Was willst du?!"

Aber das Gespenst antwortete nicht, es regt sich nicht, steht starr wie ein Stock. Nur die Augen leben an ihm. Die Augen glühen geradewegs mitten hinein in Li's Gesicht.

„Was willst du?!" kreischt Li mit überschnappender Stimme.

Da fällt in die Minute, die er den Atem anhält, ein einziges Wort:

„Dich!!"

Sagt mit eisiger Stimme das Gespenst.

Li springt auf, mit einem Satz, der so wild ist, daß der schwere Tisch fast umfällt. Er reißt sein Messer heraus. Das Herz schlägt ihm bis in die Kehle. Seine Augen treten aus den Höhlen.

„Kennst du mich nicht?" sagt langsam mit einer seltsam hohen Stimme das Gespenst. „Weißt du nicht mehr, wer ich bin? Weißt du nicht mehr, daß du Wu getötet hast, den Bettlerkönig Wu? Ich bin die, die gekommen ist, den zu töten, der Wu, meinen Vater getötet hat ..."

Und mit einer langsamen, wie eiskalten Bewegung streift das Gespenst die Maske ab, läßt den Mantel niedergleiten, zur Erde.

Vor Li, dem Riesen, dem Verbrecher steht Maria — klein, zart, fast noch ein Kind. In ihrer winzigen Hand glitzert ein Messer.

Wie ein Tier brüllt Li auf, taumelt zurück. Der Rausch ist verflogen. In dem verzerrten, fast grünen Gesicht steht das Entsetzen.

„Du ... du?!" keucht er.





Wieder fährt wie ein winziger Blitz das Messer in ihn.

Langsam, Schritt für Schritt, schwebt Maria näher.

Aber gerade in dem Augenblick, da Li auf seiner Flucht nicht mehr weiter zurück kann, geht ihm wie ein Blitzstrahl die Erkenntnis auf, daß irgend ein Gott dieses Mädchen mit Wahnsinn geschlagen hat, daß sie ihm gehört, allein — in der Höhle des Löwen.

Wild lacht er auf. Jede Muskel spannt sich in seinem riesigen Körper. Er springt los.

Rechts und links von ihm poltert's, fahren sie verstört von den Bänken auf, die Kumpane.

Ahnt Maria, was ihr bevorsteht? Wie dieser Kampf ausgehen muß, der so ungleich ist wie nur einer?

Regungslos wie eine Statue erwartet sie den heranrasenden Berg.

Li's erster Stoß geht fehl. Vor seinen Augen steht Blut. Wie durch einen roten Nebel sieht er die Welt.

In der nächsten Sekunde fährt von der Seite her Marias Messer in ihn. Sie reißt es heraus, springt zurück, nicht einen Augenblick zu früh. Denn mit einem Schmerzensbrüllen hat Li sein Messer fallen lassen und die Arme ausgestreckt mit den haarigen Händen... entsetzlichen Händen, die nach Marias zarter Kehle greifen.

Wieder fährt, wie ein winziger Blitz, das Messer in ihn. Aber im gleichen Augenblick hat er sie gepackt. Wie in einem Schraubstock preßt er die Hand, daß mit einem Wehschrei Maria die Waffe aus den Fingern gleiten läßt.

Gestalten jagen auf sie zu, aus den Ecken, Bestien in Menschengestalt, Li's Kumpane. Männerhände greifen von allen Seiten nach ihr.

Ein paar Sekunden nur noch, dann hat der alte Wu seine Tochter.

Aber da wird der Gang hinter der Tür plötzlich belebt, speit Menschen aus, humpelnde, tappende, zerlumpte Menschen, vor denen ein alter, knochendürrer Kerl einherstürmt. Sie werfen sich über die greifenden Hände, über die Messer, über Li und seine Kumpane.

In ein paar Minuten ist alles erledigt.

Ein paar stumme Männer liegen am Boden, mitten unter ihnen Li, stumm für immer.

— —

Ein trauriger Zug ist es, der sich stumm hinausbewegt aus der Höhle des Grauens durch den Gang, durch die schlafende Straße. Vier Bettler tragen Maria. Ein Messer hat sie im allerletzten Augenblick noch erreicht. Sie röchelt schwer. Ihre Augen sind geschlossen, ihr Gesicht ist schon vom Tod gezeichnet.

„Pater Johannes!" murmelte sie immer wieder. „Pater Johannes!"

Wie sich über der großen Ebene im Osten die Sonne jetzt hebt, legen die Bettler Maria sanft nieder vor Pater Johannes.

„Ich komme wieder, Pater Johannes!" flüsterte Maria. „Ich gehe ein in den Frieden! S e g n e t m i c h, Pater Johannes!"

Noch ein Zittern rinnt über ihren Körper, dann sinkt sie zurück. Ihre Seele flattert zum Himmel.

Wer weiß es, ob zum Himmel der Götter der Gelben oder zum Himmel Gottes, der in dieser Nacht von Neuem gezeigt hat, daß allein **Er** ist, und neben ihm kein anderer Gott.

Humor.

Ein Fachmann.

Ein alter Herr, der seit langen Jahren an seinem Leiden herumgedoktert und alle Ärzte ausprobiert hat, kommt auch zu einem jungen Arzt, dem er lang und breit erzählt, wie es mit ihm steht. Der Arzt, der anderer Ansicht ist, widerspricht ihm. Darauf sagt der alte Herr entrüstet: „Nehmen Sie mir es nicht übel, aber ich finde, daß es ein starkes Stück ist, wenn ein so junger Arzt wie Sie anderer Meinung sein will als ein so alter und erfahrener Patient wie ich."

Aus einem Schulaufsatz „Der Mensch".

Durch den Körper des Menschen geht eine Stange, die Rückgrat heißt. Auf dem einen Ende sitzt der Kopf, auf dem anderen sitzen wir selbst.

Unbilliges Verlangen.

Mann (krank im Bett): „Nun, was hat der Herr Doktor gesagt?" Frau: „Gezankt hat er, daß wir's allemal solang anstehen lassen, bis wir ihn rufen!" Mann: „Glaub's gern, daß es ihm recht wär, wenn wir immer gleich zu ihm schickten — da wär's dann für ihn a' Leicht's zu kurieren!"

Die Wundertropfen.

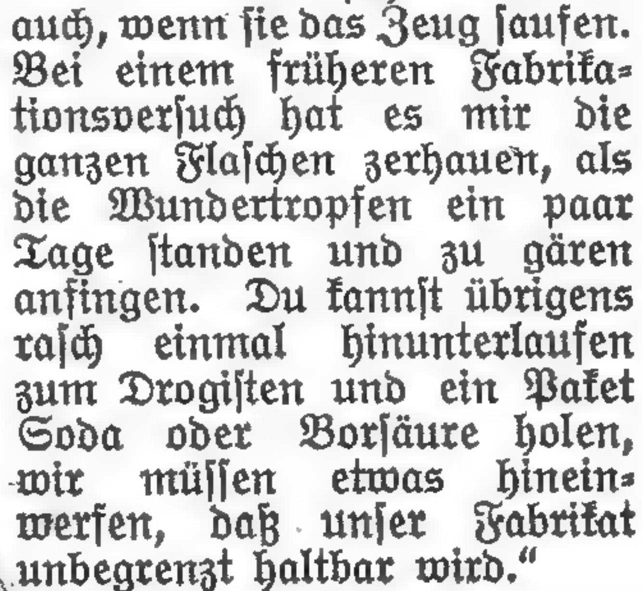
Von F. Graf. Illustrationen von C. Hachez.

So vollständig blank und abgebrannt war Tom Parker in seinem Leben noch nie gewesen, und dabei war er noch gestern Besitzer eines blühenden, mit Volldampf arbeitenden Unternehmens.

In wochenlanger Mühe hatte er mit seinem Partner Jack Tunder Stück für Stück zu einer Destillationsanlage in ein idyllisches Waldtal geschafft; zu ihren eingemaischten Kartoffeln und Maiskolben hatten sie sogar Ananas zugegeben und auf diese Weise ein ganz hervorragend gutes Alkoholdestillat bekommen. Die ersten 10 großen Fässer sollten in einigen Tagen verladen werden, da kam doch gestern die Polizeistreife, stülpte ihre ganzen Fässer auf den Kopf und ließ ihr Fabrikat in den Sand laufen. Der Apparat wurde natürlich kurz und klein geschlagen und sie durften noch froh sein, daß sie entwischen konnten.

Man wird es also verstehen, daß Tom Parker keinen besonderen Sinn für die landschaftliche Schönheit der Umgegend hatte, sondern so rasch wie möglich auf Jacks „Villa" zusteuerte, es mußte doch schleunigst eine neue Industriegründung vorgenommen werden. In der „Villa" waren bequemlichkeitshalber außer Wohn- und Schlafzimmer und Küche auch gleich das Waschhaus in einen Raum zusammengebaut und Jack war eben eifrig am Waschkessel beschäftigt. Auf einer umgestülpten Kiste, die als Tisch, Kommode ꝛc. diente und sonst noch eine Reihe von Einrichtungsgegenständen ersetzte, stand eine Menge leerer Arzneifläschchen aller Formen, auf dem Boden lag ein halbausgeleerter Matratzenüberzug und im Kessel brodelte eine schäumende braune Brühe von wenig angenehmem Geruch.

„Kommst eben recht Tom, kannst dich gegen entsprechende Kapitalseinlage an unserer Fabrik beteiligen. Jim Soff, der gerissenste Bursche, den je ein Sherif nicht erwischt hat, macht mit, wir fabrizieren die kanadischen Wundertropfen aus den beliebtesten Stoffen des Pflanzen- und Tierreichs. Hatte den Plan schon früher mal, habe damals schon Flaschen gesammelt. Wie du siehst, sind sie jetzt tadellos sauber, die herausgekochten Reste geben gleich den Grundstoff für die Wundertropfen. Dieses Seegras liefert eine feine Naturfarbe, meine bildschöne Gattin hat gestern in dem Kessel ein Schwein gebrüht, das ihr in den Weg gelaufen ist. Habe die Brühe gleich drin gelassen, das liefert den Beitrag aus dem Tierreich, willst du vielleicht bestreiten, daß ein schönes billiges Schwein und eine Matratze keine beliebten Stoffe sind? Und wundern werden sich die Leute auch, wenn sie das Zeug saufen. Bei einem früheren Fabrikationsversuch hat es mir die ganzen Flaschen zerhauen, als die Wundertropfen ein paar Tage standen und zu gären anfingen. Du kannst übrigens rasch einmal hinunterlaufen zum Drogisten und ein Paket Soda oder Borsäure holen, wir müssen etwas hineinwerfen, daß unser Fabrikat unbegrenzt haltbar wird."



So wurde die Gründung der „Canadian Medicin Co." vorgenommen. Jim erwies sich als der äußerst brauchbare Gesellschafter, wie Jack es erwartet hatte. Zunächst gab er den Rat, den Absud durch ein Büschel Paprika zu verbessern, und zum Schluß einige Flaschen Brennspiritus zuzugießen. Die Qualität der Wundertropfen stieg dadurch in ungeahnter Weise.

Sodann stahl er mit seiner oft geübten Sicherheit zwei

gute Pferde; Wagen und Geschirr beschaffte er auch als Gelegenheitskauf von einer Farm, wo eben alles auf dem Felde war.

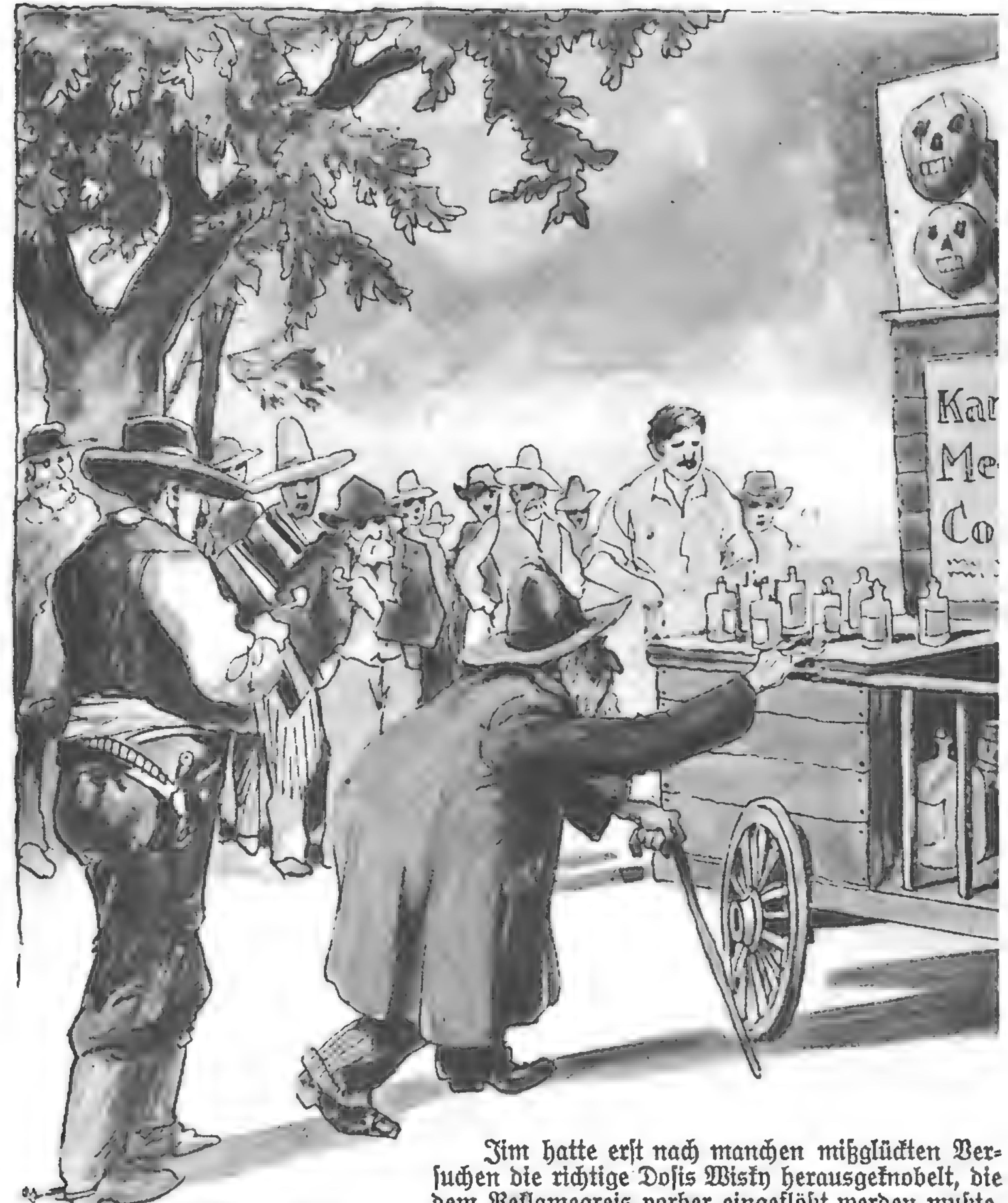
So wurde denn in einem kleinen Städtchen nach dem anderen die Bevölkerung damit überrascht, daß sie in der Frühe auf dem Marktplatz die Wagenbude der Canadian Medicin Co. aufgeschlagen fand. Jim hatte nicht gespart und die letzten Dollars mußten für die Ausstattung angelegt werden. Sie war auch einfach vollendet. Farbenprächtige Plakate führten dem Volk vor Augen, was es zu erwarten hatte, wenn es nicht schleunigst je 50 Cents in den Wundertropfen anlegte, und besonders in den Malariagegenden, wenn die Köpfe etwas von einem Fieberchen benommen waren, ging das Geschäft geradezu glänzend.

Es fand sich bald Gelegenheit, einen zweiten Wagen zum selben Preis zu erstehen, wie Jim für den ersten bezahlt hatte und jetzt wurde das Geschäft großzügig angepackt. Vor Eröffnung des Verkaufes fuhr der Reklame-Wagen langsam und feierlich durch das



Städtchen und die Umgebung. Die Gruppen darauf waren ergreifend. Eine schmerzdurchfurchte tieftrauernde Witwe am Sarge. Händeringend kniet sie vor dem wundertätigen Mann mit den lebensrettenden Wundertropfen. Zu spät — —. Die Tracht der drei Firmeninhaber war ausgewählt seriös. Nicht der abgedroschene weiße und lange Operationsmantel, nein schwarz, mit weißen Aufschlägen, ehrfurchterregend.

Gegen Abend, in der besten Geschäftszeit, drängte sich ein würdiger Greis mit einem vertrauenerweckenden grauen Vollbart von der Größe eines Fußsackes durch die Menge, versuchte die Hand des Wundermannes zu küssen, die ihm in schamhaft bescheidener Weise entzogen wurde. Mit ergreifenden Worten dankte er dem Manne, dessen Wundertropfen seiner Frau, drei Töchtern und sieben Enkeln das Leben gerettet hatten.



Jim hatte erst nach manchen mißglückten Versuchen die richtige Dosis Wisky herausgeknobelt, die dem Reklamegreis vorher eingeflößt werden mußte, um gerade das richtige Zittern in der Stimme zu bekommen, ohne ihn vor Besoffenheit aktionsunfähig zu machen. Seitdem er einmal nach einer mißglückten „Vorstellung" zur Strafe eine Flasche Wundertropfen hatte austrinken müssen, nahm er sich furchtbar zusammen.

Auch für wirkungsvolle Beleuchtung war gesorgt. Eine Serie von weißgekalkten Kürbissen mit totenkopfähnlichen Ausschnitten wirkte fabelhaft.

Die aufgewandte Mühe machte sich reichlich bezahlt. Jim stand schon in Unterhandlung wegen Beschaffung eines Wohnautos mit eingebautem Waschkessel und kaufte gebrauchte Seegrasmatratzen und alte Flaschen in Wagenladungen.

Da geschah das Furchtbare. Jim hatte in seiner durch langjährige Praxis erworbenen Vorsicht ein genaues Register geführt, welche Städtchen sie auf ihrer Fahrt mit Wundertropfen beglückt hatten. Da hatte der Fußsack-Reklamegreis, der nach einer besonders guten Leistung eine Extrabelohnungsdosis Wisky bekommen hatte, in seinem Suff das Register erwischt und als Pfeifenfidibus genommen. Und so waren sie wirklich zum zweitenmal in eine gleiche Stadt gekommen.



Dem energischen Auftreten einiger gerechtigkeitliebender Bürger gelang es mit vieler Mühe, die drei Wunderdoktoren davor zu retten, daß sie so ganz ohne Form, dafür aber mit um so größerer Beschleunigung aufgeknüpft wurden. Es wurde eine regelrechte Jury zusammenberufen und diese einigte sich auf den mit Recht so beliebten Brauch des Teerens und Federns. Als eine gehässige Quälerei wurde es von den Angeklagten empfunden, daß man sie vor die Wahl stellte, entweder je 25 Flaschen der Wundertropfen auszutrinken oder in das Teerfaß gesteckt zu werden.

Nachdem jedoch Jack, der den letzten Sud gebraut hatte und der also genau wissen mußte, welche beliebten Stoffe aus dem Pflanzen- und Tierreich er angewandt hatte, das Teeren vorzog, hielten es auch die anderen für ratsam diesem Entschluß beizutreten.

*

Drei Wunderdoktoren suchen einen neuen Beruf. Inzwischen sind sie damit beschäftigt sich die Haut, die bei Entfernung des Teerfederkleides in Fetzen mitgegangen war, nachwachsen zu lassen. (Fortsetzung Seite 172)

Tropen- und Südfrüchte.

Von Dr. Siebenbürger.

Wohl keine Auslage hat etwas so Verlockendes an sich, als diejenige eines Südfrüchtehändlers. Betreten wir dann erst das Geschäft, so kommt zu der Augenweide noch der Reiz der aromatischen Duftmischung auf die Geruchsnerven und nicht selten läuft einem dann wirklich das Wasser im Munde zusammen. Alle Teile der Erde haben aber auch dazu beigetragen, diese Herrlichkeiten für uns zu liefern und ihre Beliebtheit ist dauernd im Steigen begriffen. Wurden dieselben früher vielfach als Luxusartikel angesehen, so hat man inzwischen gelernt, sie als angenehme und gesunde Ergänzung unserer Ernährung zu schätzen.



Mit dem erhöhten Verbrauch wächst natürlich auch das Interesse an diesen Produkten ferner und fernster Länder und wir wollen daher einige Ausführungen und Bilder aus diesem Gebiete bringen.

Zuerst sehen und riechen wir im Laden die goldbraunen Ananasfrüchte mit ihrem grünen Schopf. Durch Auswahl der günstigsten, klimatischen Verhältnisse und sorgfältige lange Zuchtversuche ist es gelungen, diese Frucht in ihrer heutigen Größe und mit solchem Wohlgeschmack zu erzielen. Hinterindien, Mittelamerika — das sogenannte „Westindien“ — Java, Ceylon und Malaga sind die Hauptproduktionsländer. Der Anbau erfolgt auf großen Plantagen. Auf eine Fläche von 25 Aar werden ca. 25000 Nebentriebe als Stecklinge ausgepflanzt, nach zwei Jahren beginnt die Ernte. Unter guter Pflege werden Früchte bis zu 3—4 kg Schwere geerntet.





Das Paradies für Ananasliebhaber wäre Singapore. Eine mittelgroße Ananas kostet dort nach unserem Geld ungefähr 10 Pfg. Als Nachtisch reicht man Dir eine ganze, schön geschälte Frucht, an der Straße sitzen die Händler, bei denen Du Dir mundfertig hergerichtet, geschält und von jedem schwarzen Punkt gesäubert, ¼ Ananas für 3 Pfg. kaufst.

22 Fabriken verarbeiten dort Berge von Früchten; auf dem Bilde kannst Du Dich davon überzeugen, obenauf sitzt unser Photograph. Auf allen Wegen kommen hochbeladene Ochsenkarren heran, aufgetürmt mit diesen, dort so billigen, bei uns leider so teueren Leckerbissen.

Dann kommt die Banane. Auch bei ihr ist Aussehen und Geruch gleich verlockend und auch sie hat eine weite Reise hinter sich. Fast alle bei uns verkaufte Ware



stammt aus Mittelamerika, dem man den Namen „Westindien“ gegeben hat. Dort findet die Pflanze den humusreichen, tiefgründigen Lehmboden und das feuchtwarme Tropenklima, das sie benötigt, um in so kurzer Zeit zu so riesigen Dimensionen heranzuwachsen. In frisch gerodeten, jungfräulichen Urwaldboden werden die sogenannten Saatknollen ausgelegt, das sind Stücke von Wurzelstollen älterer Bananenstauden mit genügend vielen „Augen“. Während die gefällten Baumriesen anfangen zu vermodern, schießen die Bananentriebe hoch, nach einem halben Jahre sehen wir schon stattliche Stämme, meist im achten Monat entwickelt sich ein mächtiger Blütenstand.

Ehe ein Jahr vorüber ist, hat die Staude eine Höhe bis zu 10 Meter erreicht, der bis zu einem Zentner schwere Fruchtstand ist geerntet, wobei der stammähnliche Haupttrieb einfach umgeschlagen wird; dafür schießen jetzt Seitensprosse der Wurzel hoch, Wachstum und Ernte gehen weiter.



Die Ladung für einen Dampfer — ca. 100 000 Fruchtbüschel — muß an **einem** Tage geerntet und zur Küste gebracht werden. Nachts wird dann verladen und am nächsten Tage geht die Reise los. Die Temperatur auf dem mit den modernsten, leistungsfähigsten Kühlanlagen ausgerüsteten Spezialdampfer wird so geregelt, daß die grünen, unreif geschnittenen Früchte am Verkaufsort gerade den gewünschten Reifegrad erreicht haben. Auch der weitere Transport und die Einlagerung in den Städten geschieht unter sorgfältigster Kontrolle, damit die Früchte in gutem Zustand und richtigen Reifegrad auf den Markt kommen.

Ein großer Teil der Bananen, besonders fast alle an anderen Plätzen gebauten, werden an Ort und Stelle verbraucht. Dort, wo sie reif geerntet und gleich verzehrt werden können, sind sie natürlich noch viel besser als hier und auch wesentlich billiger. Wir sehen auf dem Marktplatz aufgestapelte Bananen (Holländisch-Indien). So ein



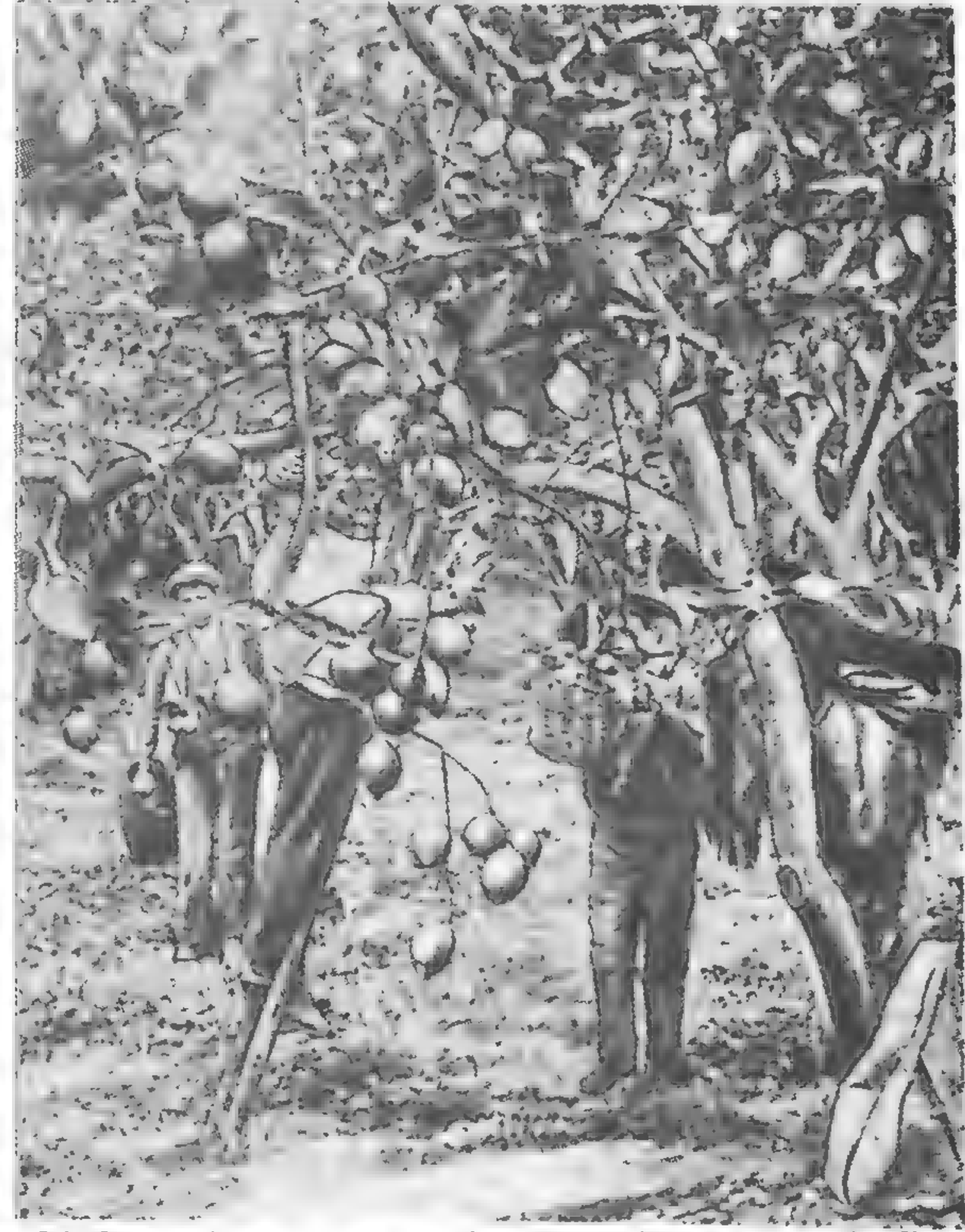

Orangenplantage mit jungen Pflanzen

ganzer Stamm kostet ½ Gulden, also ca. 80 Pfg., soviel als bei uns in manchen Monaten ein Pfund.

Die am meisten bei uns konsumierte unter den Südfrüchten ist die Orange in ihren zahlreichen Sorten, die Mandarine, Apfelsine, Pomeranze, Blutorange und wie sie alle heißen. Die Pflanze gedeiht in allen tropischen und subtropischen Gebieten und entwickelt sich je nach Sorte und Kulturverhältnissen ganz verschieden, vom Strauch bis zum 20 m hohen Baum. Unser eines Bild zeigt uns eine große Orangenplantage in Kalifornien, wo auf Riesenflächen Strauch neben Strauch steht. Die Kultur erfolgt durch ausgesteckte Kerne, Verpflanzen und gute Pflege in lockerem, nährstoffreichen Boden. Im 6. Jahre beginnt der Fruchtansatz, vom 15. bis 20. Jahre wird der größte Ertrag geliefert. Die Orangen werden vor der Vollreife abgeschnitten, die besseren Sorten einzeln eingewickelt und sorgfältig in Kisten verpackt.


Orangenernte in Spanien.

Unser zweites Bild zeigt eine Orangenernte in Spanien. Dort sehen wir die Sträucher in baumähnlicher Höhe. Die meisten Arten brauchen von der Blüte bis zur Reife eine viermonatliche, ziemlich gleichmäßige Temperatur von mindestens 20—25°. Ein gut gepflegter Baum kann 1000—2000 Früchte bringen. Die Ernte in den subtropischen Ländern ist im Spätsommer, in den Tropen kann mehrmals im Jahre geerntet werden. In den Produktionsländern sind die Orangen billiger als bei uns die Kartoffeln.



Weiter sehen wir die Citronenernte in Sorrent. Der im Süden „Limone" genannte Baum blüht das ganze Jahr hindurch und trägt daher oft gleichzeitig Blüten, grüne und reife gelbe Früchte. Die Citronengärten in Oberitalien sind als eine Art Kalthäuser angelegt, die Bäume stehen an hohen Mauern und zwischen ihnen sind Pfeiler aufgerichtet, sodaß die ganze Pflanzung im Winter mit Brettern abgedeckt, im Notfall sogar geheizt werden kann. Weiter südlich — auf Sizilien — ist das nicht mehr nötig. Die Citrone ist uns so unentbehrlich geworden, daß sie von jedem kleinsten Krämer geführt wird.

Eine Verwandte der beiden zuletzt besprochenen Südfrüchte ist die sogenannte Grapefrucht, die vielleicht so mancher im Schaufenster eines Delikatessengeschäftes gesehen, aber noch nicht gekostet hat. Es sind große gelbe Früchte von doppeltem Umfang einer Orange. Sie werden hauptsächlich in Amerika zum Frühstück und Nachtisch gern und viel gegessen. Der Geschmack ist süßsäuerlich, die Früchte werden halbiert, mit Zucker bestreut und dann mit dem Löffel aus der Schale herausgegessen. Der Geschmack ist köstlich und hocherfrischend.



Grape-Früchte.

Kein Südfrüchtenhändler wird es versäumen, als Wahrzeichen seiner Zunft einige herrlich, grell-

farbig bemalte Kokosmänner auszustellen und für ein Kind wird ein Volksfest oder Jahrmarkt erst dann zum freudigen Ereignis, wenn es auch seine Kokosnuß nach Hause tragen darf aber eine g a n z e.



Was jedoch als frische Nüsse bei uns konsumiert wird, ist der geringste Prozentsatz der Verwertung. Bietet doch die Kokospalme, die an den Küstengebieten aller tropischen Länder gedeiht, den Eingeborenen vollständige Nahrung, Material zur Kleidung und Baustoff für ihr Obdach. Ferner ist der Verbrauch an dem in Schnitzeln getrockneten Fruchtfleisch (Kopra) und dem daraus gepreßten Oel und Fett von Seiten der Margarine-, Seifen- und Lichterfabrikation so stark, daß ständig ganze Schiffsflottillen unterwegs sind, um diese Rohstoffe herzubringen. Außer den von den Eingeborenen als Haupthandelsartikel gelieferten Früchten, betreibt eine ganze Reihe von Gesellschaften den Anbau in größtem Umfang plantagenmäßig. Die vorgekeimten Nüsse werden in 10 Meter Abstand ausgepflanzt, der Boden locker und von Unkraut frei gehalten, die Pflanzen wachsen rasch heran und liefern vom 5. Jahre an Früchte. Der Hauptertrag geht vom 12. Jahre an und dauert bis zu 50 oder 60 Jahren.



Die Palme, die gleichzeitig Blüten, halbreife und reife Nüsse trägt, wie nebenstehendes Bild zeigt, liefert 100—150 Nüsse im Jahre.

Eine andere Südfrucht, die auch hier bei uns als Genußmittel, noch mehr aber als Oellieferant ihre Hauptbedeutung hat, ist die Erdnuß. In manchen amerikanischen Städten ist allerdings an jeder Straßenecke ein



Erdnußernte

Erdnußverkäufer, werden doch dort jährlich 12—15 Millionen Pfund geröstet und warm verzehrt. In Spanien wird sie mit Kakao und Zucker gemischt und als Art Schokolade gegessen, anderwärts in Form von Brot oder Kuchen. Die Hauptmenge der Ernten wird allerdings durch Auspressen auf Oel verarbeitet und hat in dieser Form ihre große Bedeutung für den Welthandel. Die Erdnuß gedeiht am besten in den Tropengebieten, wird aber auch in Europa angepflanzt. Die größten Kulturen befinden sich im nördlichen Nordamerika. Die Pflanze wächst sehr rasch an den gesteckten Kernen, es entsteht ein Strauch von ausgebreitetem Wuchs mit behaarten Stengeln und Blättern. Nach einigen Monaten erscheinen große gelbe Schmetterlingsblüten, nach dem Abwelken verlängert sich der Blütenstengel, beugt sich abwärts und drängt den Fruchtansatz 5—8 cm tief in die Erde, wo er weiterwächst und reift. Die Büsche werden dann ausgerissen und die bekannten Früchte mit ihrer grauen, länglich-runden, mit rauhem Netzwerk überzogenen Hülse abgepflückt.



Erdnußpflanze

Eine dritte Oelfrucht, die aber auch als Delikatesse geschätzt ist, liefert uns der Mandelbaum. Von seinem Stammland — Syrien — aus, hat er nach Osten und



Mandeln am Zweig

Westen Verbreitung gefunden und wird jetzt in Asien und den Mittelmeerländern kultiviert. Es entwickelt sich aus den aus Samen gezogenen und durch Pfropfen veredelten Pflänzchen ein Baum von ähnlichem Aussehen wie unsere Pfirsichbäume, mit lanzettförmigen, gesägten Blättern, mit zu zweien stehenden, weißrosa Blüten und etwas zusammengedrückt aussehenden, grauweiß, samtartig behaarten Früchten. Der Konsum ist hier bei uns größer, als mancher vielleicht denkt. Die Einfuhr an Mandeln nach Deutschland beträgt jährlich über 20 Millionen Mark.

Unsere sogenannten Krach- oder Knackmandeln sind eine besonders gute Sorte, die aus der Gegend von Marseille oder von Sizilien kommt.



Blühende Mandelbäume



Dattelpalmen mit reichen „Trauben"

Südfrüchte, die bei keinem Händler, in keiner Jahrmarktbude, bei keinem Krämer fehlen, sind die Datteln und Feigen. Genügend phantasiebegabte Leute, die in ihrer Jugend die entsprechenden Bände Karl May-Erzählungen verschlungen haben, denken beim Anblick eines Haufens von Datteln unwillkürlich an wilde Araberhorden, die in ihren flatternden, schneeweißen Burnussen auf pfeilschnellen Rossen dahinfliegen. Außer Arabien liefern auch Persien und das südwestliche Asien die bei Kindern und Erwachsenen gleich beliebten süßen Früchte. Auch in Kalifornien und Mexiko hat man jetzt den Anbau im großen aufgenommen. Die Aufzucht erfolgt besser durch Wurzelschößlinge als durch Samen. Der Vollertrag wird erst bei 20jährigen Stämmen erreicht, dafür bleibt aber eine Palme bis zum Alter von 100 Jahren ertragsfähig. Ein Stamm trägt 8—12, meist halbmeterlange Fruchttrauben im Gewicht von je 10—20 Pfund. Es werden aber auch Gewichte bis zu ½ Zentner erreicht. Unser eines Bild zeigt uns reichtragende Dattelpalmen, das andere eine solche Riesentraube.

Die Pflanze, die die Feigen produziert, ist ein Strauch oder Baum mit knorrigem, hin- und hergebogenem Stamm, der in Asien bis 1,5 m dick wird. Manche Arten entwickeln zahlreiche Luftwurzeln, welche dann der mächtigen Krone

Preisaufgabe

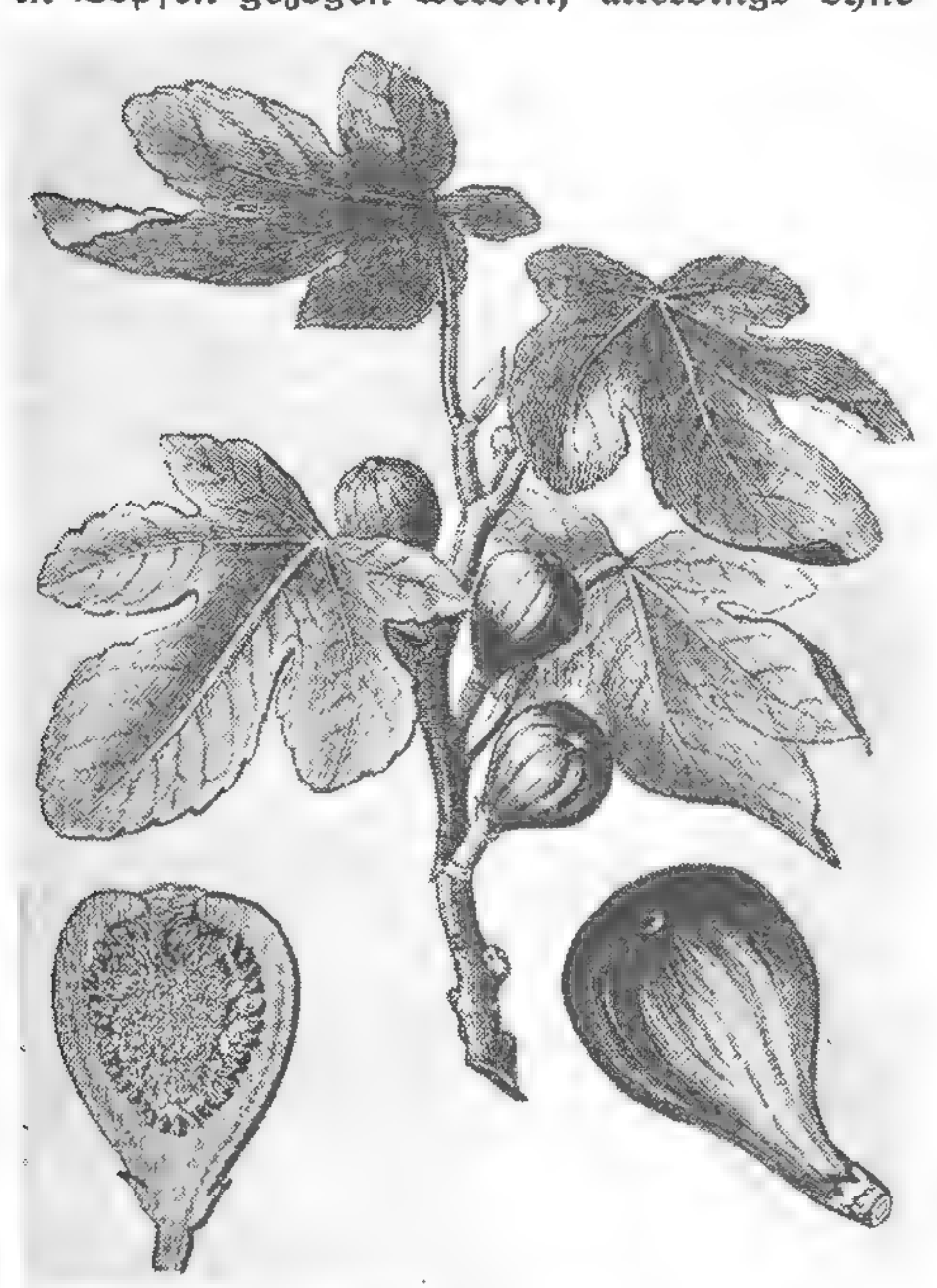
Bei der Firma Ludwig Heumann & Co. sind bis Mitte 1928 160000 (einhundertundsechzigtausend) Dankschreiben eingelaufen. Wenn jemand nun alle diese Schriftstücke durchlesen wollte, damit am 1. Januar 1929 vormittags 8 Uhr beginnt, alle 5 Minuten ein Schreiben liest und jeden Tag (auch Sonntags) 8 Stunden arbeitet: **Wieviel Jahre, Monate, Tage, Stunden und Minuten braucht er zur Durchsicht und wann ist er damit fertig?**

Wenn Sie sich nun schon einmal so intensiv mit den Dankschreiben beschäftigen, die über die Pfarrer Heumann'schen Heilmittel eingelaufen sind, so werden Sie dabei erst erkennen, wie ungeheuer groß ihre Zahl ist. Sie haben sicher auch schon davon gehört und gelesen, daß andere Firmen die Zahl ihrer Anerkennungsschreiben veröffentlichen. Machen Sie doch einmal den Versuch, 10 andere Firmen zu finden, die mitsammen eine derartige Dankschreibenzahl aufweisen können, wie die Firma L. Heumann & Co.! Es wird Ihnen wohl nicht gelingen!



Feigenplantage

als Stütze dienen. Die Blätter sind handförmig, mit 3 oder 5 stumpfen Lappen. Kleinere Exemplare hat ja so mancher auch hier bei uns schon gesehen, wo sie oft in Töpfen gezogen werden, allerdings ohne eßbare reife Früchte zu bringen.



Feigen am Zweig

Bei den besten, den meist in Schachteln verkauften Smyrna-Tafelfeigen weiß man schon aus dem Namen, daß sie aus Kleinasien kommen. Die billigeren, plattgedrückten Kranzfeigen kommen meist aus Griechenland. Die Feigen aus Calabrien kommen in Körben, die aus Istrien und Dalmatien in Fässern. Auch Amerika hat große, plantagenmäßige Kulturen. Aus unserem Bild kann man sich von der Ausdehnung derselben, die nur mit Hilfe aller maschinellen Hilfsmittel betrieben werden können, einen Begriff machen.

Also, lieber Leser, wenn Du Dir wieder einmal eine bescheidene Scheibe Ananas erstehst, zu einer Ganzen langt es ja doch nicht, oder die Margarine auf Dein Brot schmierst und Dir die Füße am Kokosläufer abstreifst, wenn Du Dir eine Banane oder Orange schmecken läßt und die Schale wegwirfst, damit der liebe Nächste auch etwas davon hat, wenn er darauf ausrutscht, oder wenn Du Deine Dattelkerne auf die Straße spuckst, wenn Du Deine Scheibe Citrone auf Deinem Wiener Schnitzel ausdrückst und schimpfst, daß wieder zuviel Essig und zu wenig Oel (Erdnußöl) am Salat ist, wenn Du zur Verdauung Deinen Feigenkaffee-Mokka getrunken und Dir die Hände mit Mandelseife gewaschen hast, dann wirf Dich stolz in die Brust und bringe Dir zum Bewußtsein, wie viele Völker der Erde um Dich bemüht sind und Dir die Produkte ihres Landes und ihres Fleißes zu Füßen legen.

List gegen List.

Kriminalgeschichte von G. Fritz.

Der Juwelier Hartwig war eben damit fertig geworden, seine Auslage neu zu ordnen, und draußen vor dem Geschäft unter den Linden blieb so mancher Vorübergehende stehen und warf einen begehrlichen Blick auf die gleißende Pracht und dachte neidvoll, wie reich wohl der Juwelier sein müßte und wie glücklich der sei, der solche Stücke kaufen könnte. Dabei stand der „reiche" Herr Hartwig drinnen voller Sorgen und überlegte und rechnete. Die eingelaufenen Rechnungen, die teure Ladenmiete, die hohen Versicherungen gegen Diebstahl und dazu der schleppende traurige Geschäftsgang. Wie hatten sich die Verhältnisse geändert! Früher war er als mehrfacher Hoflieferant bald da, bald dorthin befohlen worden eine Kollektion vorzulegen; nicht selten war sogar eine Kutsche mit livriertem Diener auf dem Bock vorgefahren, um ihn abzuholen. Manche schmale, vornehme Aristokratenhand war mit seinen Schöpfungen geschmückt, und um manchen schneeigen Hals mit pfirsichweicher Haut hatte er eine Perlenkette gelegt.

Dann waren andere Zeiten gekommen. Er hatte seine Ringe an die dicken, klobigen, roten Bratwurstfinger einer Frau Raffke stecken müssen und die Perlenkette, die den Specknacken einer Frau Neureich zieren sollte, mußte weitergemacht werden, damit sie von dem herabhängenden Doppelkinn nicht verdeckt wurde. Hatten ihn auch seine Pretiosen, die er mit so viel Mühe nach seinem erlesenen Geschmack zusammengestellt hatte, oft wirklich gereut — denn er hing an manchem besonders schönen Stück wie an einem Kind — so war doch andererseits sein Auskommen gesichert und seine Arbeitskraft ausgefüllt gewesen. Aber jetzt war die traurigste Zeit, niemand hatte Geld. Also gab es auch in dieser Branche keinen Umsatz mehr, keine Arbeit und auch keinen Verdienst. Mit diesen nicht gerade angenehmen Gedanken beschäftigt, schaute er durch die Glastüre auf das draußen pulsierende Leben.

Da fährt ein eleganter Herrschaftswagen vor, ein Diener reißt den Schlag auf und eine Dame tritt in sein Geschäft. Wie immer taxiert er gleich im Geiste, wer der Kunde sein könnte und er schätzt auf die Frau eines höheren Beamten, eines Arztes oder eines Anwaltes. Diese vornehme-einfache — elegante Kleidung kennt er von früher und auch der Ton der Stimme ist angenehm sympathisch. Die Dame wünsche einige Perlenhalsketten zu sehen. Bald merkt er, in welcher Preislage sie ein Stück zu suchen scheint, und gesprächsweise erfährt er, daß es die Frau des Professors Lehnmüller ist — den Namen kennt er als einen der ersten Nervenärzte Berlins — und ihr Mann möchte ihr für den morgigen Geburtstag eine Kette für ungefähr ℳ 2 000.— schenken. Nun müßte ein Juwelier kein Geschäftsmann sein, wenn er hört, daß eine Kundschaft ℳ 2000.— anlegen will und er hätte nicht einen ganz besonderen Gelegenheitskauf vorzuschlagen, ein Stück, das sonst viel höher kommt, das auf Bestellung angefertigt und dann nicht abgenommen wurde und das er daher ausnahmsweise um ℳ 3 000.— liefern könnte. So war es natürlich auch in dem Fall und der Frau Professor gefällt dieses wirklich bedeutend schönere Schmuckstück derart, daß sie die anderen gar nicht mehr dagegen sehen kann. Sie bedauert nur lebhaft, daß ihr Mann heute unmöglich abkommen kann und außerdem geht er überhaupt nicht gern in Juwelierläden, sie wolle aber trotzdem versuchen, ihn wenigstens morgen früh herzubringen, damit er das Stück sehen kann. Ein Geschäftsmann läßt einen Kunden nicht gern einen Laden verlassen, ohne daß ein Kauf perfekt ist. Der Juwelier schlägt also der Frau Professor vor, sein Bruder, der nebenan im Büro arbeitet, könnte ja mit den beiden Ketten rasch mit der gnädigen Frau nach Hause fahren und dem Herrn Gemahl das Prachtstück vorlegen. Nach einigem Zögern, denn sie weiß, ihr Mann läßt sich um diese Zeit sehr ungern stören, ist die Dame einverstanden; der andere Herr Hartwig macht sich rasch fertig und fährt mit der Dame. Dabei hört er noch im Einsteigen, wie sie dem Chauffeur zuruft: „Wir fahren nochmals nach Hause," und die Antwort: „Jawohl, Frau Professor!"

In der Wohnung angelangt, führt ihn die Dame in ein leer stehendes Wartezimmer, ersucht ihn sich einen Moment zu gedulden, sie möchte bloß rasch die beiden Halsbänder ihrem Mann zeigen, und damit betritt sie das Ordinationszimmer, in dem er den Herrn Professor am Schreibtisch sitzen sieht. Er hört ein kurzes Gespräch, dann öffnet der Herr Professor selbst und bittet ihn näher zu treten. Er stellt sich vor und fragt gleich: Nun, Herr Professor, das ist doch wirklich ein herrliches Stück, das unserer Firma Ehre

macht und ist doch im Verhältnis zum Unterschied im Preise von einem vielfach höheren Wert, daß Sie uns wohl dankbar sein werden, daß wir Ihnen diesen Gelegenheitskauf in Vorschlag bringen konnten!" Die gnädige Frau probiert wohl nochmals, die Kette kommt ja eigentlich erst bei einem Gesellschaftskleid richtig zur Geltung.



Der Arzt läßt ihn Platz nehmen und meint: „Ja freilich, da teile ich Ihre Ansicht vollkommen; ich kenne ja doch Ihr Geschäft seit Jahren und freue mich, Sie auch einmal persönlich bei mir zu sehen. Es scheint aber, Sie haben sich bei der Fahrt etwas echauffiert oder Sie haben eine längere, große Nervenanspannung hinter sich. Ich finde, daß Sie erschreckend blaß aussehen, Sie gestatten doch —" und damit fängt er an, den Puls zu fühlen und eine kleine Untersuchung mit dem Juwelier vorzunehmen. Dieser hält es anfangs für eine Marotte des Nervenarztes und glaubt, dieser sieht wohl in jedem Menschen, mit dem er überhaupt zusammenkommt, einen Patienten. Aber bald bemüht er sich wieder auf sein Thema zu kommen und fragt: „Darf ich nicht telefonisch meinem Bruder über den Ausgang des Geschäftes Mitteilung machen, da sich dieser vielleicht über mein längeres Ausbleiben ängstigen könnte." Auch darf ich wohl, wenn Sie und Ihre Frau Gemahlin die Wahl getroffen haben, das andere Stück wieder mit fortnehmen." Er wird dabei nach und nach wirklich aufgeregt und blickt auf die Tür, durch welche die Frau Professor doch jeden Augenblick kommen müßte. Der Arzt meint nun: „Ja, mein lieber Herr, ich merke doch, daß Ihr Nervensystem viel mehr überanstrengt ist, als Sie vielleicht selbst meinen, wie wäre es, wenn Sie einmal eine Zeitlang von Ihrem angestrengten Beruf ausspannen und sich einer Kur unterziehen wollten. Ich kann Ihnen offen sagen, daß sich Ihre Frau Gemahlin um Sie ängstigt und es würde ihr eine große Beruhigung sein, wenn Sie sich eine Zeitlang zu mir in Behandlung in mein Sanatorium begeben würden."

Herr Hartwig wird auf einmal schreckensbleich und sagt: „Meine Frau?, ich bin doch gar nicht verheiratet, Herr Professor. Mir wird die Sache immer unverständlicher,



entweder handelt es sich um ein Mißverständnis oder am Ende sind mir gar meine Ketten gestohlen? Wo sind meine Ketten?"

Der Arzt sucht ihn zu beruhigen, der Juwelier wird immer aufgeregter; er merkt genau, es stimmt irgend etwas nicht und schreit endlich so, daß der Arzt auf einen Knopf drückt, worauf im Moment zwei schon bereitstehende Wärter hereinspringen und, ehe er sich versieht, ihn in eine Zwangsjacke eingeschnürt haben. Bald darauf ist er in einer Gummizelle untergebracht und der Arzt sagt sich, der Fall ist ja wirklich noch schlimmer, als er ihm geschildert wurde; er bedauert nur die arme Frau.

Nach einiger Zeit läutet das Telefon und der Juwelier Hartwig erkundigt sich in der Wohnung des Professors, wo denn sein Bruder so lange bliebe. Nach einem kurzen aufklärenden Gespräch merkt nun der Arzt, daß er wirklich keinen Irrsinnigen in Gewahrsam genommen hat, sondern einen schwer geschädigten Geschäftsmann, der gleich ihm das Opfer einer raffinierten Hochstaplerin geworden ist.

Die Kriminalpolizei wird sofort verständigt und es erscheint ein älterer Inspektor, dem dann die Beteiligten ihre bisherigen Erlebnisse erzählen:

Zu Herrn Professor Lehnmüller war vorgestern eine sehr gediegen und vornehm aussehende Dame gekommen und hatte ihn unter großer Bestürzung, wobei sie teilweise mühsam Tränen unterdrückte, um Rat gefragt: Ihr Mann sei Rechtsanwalt in Frankfurt a. O. und einige sehr schwierige Fälle, die er zu bearbeiten hatte, hätten seine schon lang bestehende Nervosität in einer Weise gesteigert, daß sie sich gar nicht mehr zu helfen wisse und zeitenweise habe er wirklich schwere Wahnvorstellungen. Die vergingen ja wieder, aber sie würde sich doch sehr ängstigen, eine Zeitlang habe er sich eingebildet, er sei Minister und habe zu Hause stundenlang politische Reden gehalten und das Neueste wäre, er nehme Ihren Schmuck, wo er ihn nur erwischen könnte, baue auf irgend einem Tisch eine Auslage davon auf und bilde sich anscheinend fest ein, er sei Juwelier. Dabei zeige er meist noch eine furchtbare Angst, man wolle ihm seine Schätze stehlen. Wenn er diese Anfälle habe und man gehe nicht vollständig auf seinen Willen ein, so könnte er derart bös werden, daß sie schon um ihr Leben besorgt gewesen sei; irgend ein Dienstbote bliebe ihr überhaupt nicht mehr. Der Arzt möchte ihr doch eine Zeit bestimmen, wo es ihm möglich sei, sich einer längeren Untersuchung zu widmen und sie bäte dabei für die bestimmte Zeit ein Wartezimmer frei zu halten, damit ihr Mann nicht gleich merkt, wo sie ihn hinführe, da sie ihn doch jedenfalls bloß unter irgend

einem Vorwand zu der Konsultation überreden könnte. Falls sich das Leiden als wirklich schwer herausstellen sollte, so bäte sie nur ihren Mann, mit dem sie so lange in bester Ehe gelebt habe, ja recht schonend zu behandeln und Zwangsmaßnahmen nur wirklich im äußersten Notfall anzuwenden.

Heute wäre der verabredete Tag gewesen, die Dame hätte ihren Gatten als im Vorzimmer wartend angemeldet und hätte im anderen Wartezimmer den Ausgang der Untersuchung abwarten wollen. Er hatte sich dann bereits sehr gewundert, als er ihr von dem traurigen Resultat Mitteilung machen wollte und von der Empfangsdame gehört hatte, die Dame hätte noch einen eiligen Gang zu machen und würde sofort wieder kommen, was allerdings bis jetzt nicht der Fall war.

Dem Kommissar Schulte mit seiner langen Praxis war natürlich die ganze Geschichte im Moment klar und aus allen Einzelheiten der raffinierten Durchführung des Betruges merkte er, daß es sich um keine Anfängerin, sondern um eine ganz gerissene Hochstaplerin handeln muß. Seine nächste Arbeit war, daß er sich zur weiteren Aufklärung der Geschichte, mit den Autoverleih-Instituten ins Benehmen setzte. Dabei hörte er bald von einem derselben, daß heute nach Tisch Frau Prof. Lehnmüller angerufen hätte, ihr Wagen sei in Reparatur und es möchte heute Nachmittag ein eleganter Wagen pünktlich um ¼4 Uhr vorfahren. Der Wagen sei auf die Minute gekommen, aber trotzdem hätte ihn die Frau Professor schon voll Ungeduld auf der Straße erwartet, sich sofort zum Juwelier Hartwig unter den Linden und von da mit einem Herrn wieder nach Hause fahren lassen, sei kurz darauf wieder allein heruntergekommen und hätte sich nach dem Westen — Gartenstraße Nr. 17 — fahren lassen. Dort habe sie den Chauffeur entlohnt und nach Hause geschickt mit dem Bemerken, sie würde den Abend dortbleiben und später gegen 11 Uhr anrufen, damit wieder ein Wagen käme und sie nach Hause brächte. So war also zunächst dieser Punkt geklärt, der Anruf konnte natürlich von überall erfolgt sein.

Seine nächste Aufgabe war nun, sämtliche Juweliere und Pfandverleiher aufzufordern, jedes Angebot von Perlen in jeder Form und Anzahl der Polizei zu melden. Die Diebin und ihre Helfershelfer würden ja sicher die Ketten nicht so, wie sie waren — eine kleinere und eine größere — abzusetzen suchen, sondern entweder würden zwei gleichgroße daraus gemacht oder die Perlen lose zum Verkauf angeboten werden.

Dann fuhr er nach der Gartenstraße Nr. 17 wo sich die Dame hatte absetzen lassen; doch wie er schon angenommen hatte, wußte natürlich im ganzen Haus niemand etwas von der Dame, die er beschrieb.

Beim Verlassen des Hauses fiel sein Blick zufällig auf das Kaufhaus des Westens, das schräg gegenüberlag und eine Vermutung stieg in ihm auf. Aha, vielleicht Umkleidung! Es kam nämlich oft vor, daß die Waschräume in den Warenhäusern oder Bahnhöfen von Verbrechern dazu benutzt wurden, ihr Aussehen zu verändern. Seine Ahnung hatte ihn wirklich nicht betrogen; von der Besorgerin der Waschräume erfuhr er auf seine Nachfrage, daß tatsächlich gestern zu einer Zeit, die ungefähr mit seiner Berechnung zusammenstimmte eine Dame dagewesen sei, die ihr unwillkürlich aufgefallen sei. Diese hätte den Waschraum als eine wirklich solid und fein aussehende Dame betreten und sei aber dann beim Fortgehen sichtlich verändert gewesen. Gesicht, Mund und Augenbrauen waren so stark geschminkt, daß sie sich noch gedacht habe, wie man sich nur so entstellen könne. Auch sei es ihr vorgekommen — das wisse sie aber nicht ganz bestimmt — als ob die unter dem Hut hervorstehenden Löckchen vorher dunkel und nachher hell gewesen wären. Sie hatte jedoch der Sache kein größeres Gewicht beigelegt, da die Dame ohne Gepäck war, also sicher im Warenhaus nichts gestohlen haben konnte. Nach weiteren Fragen des Kommissars glaubte sie sich auch zu erinnern, daß die Dame zwischen dem linken Auge und dem Ohr zwei Leberfleckchen hatte, die zwar überpudert, aber doch sichtbar waren. Außerdem fiel ihr noch ein, daß diese einen größeren, ziemlich neuen Geldschein bei ihr gewechselt hatte und als sie auf Ersuchen des Kommissars nachsah, fand sie diesen sogar noch vor. Sofort ging der Kriminalist mit dem Schein ans Licht und suchte ihn mit einer scharfen Lupe ab — und wirklich er fand, was er gesucht hatte, einige sogar recht deutliche Fingerabdrücke. Er nahm für alle Fälle einen Abdruck von der Hand der Wartefrau, dann gings in raschester Fahrt zum Polizeiphotographen. Dort wurde der Geldschein aufgenommen, das Bild stark vergrößert und es zeigte sich, daß der eine Abdruck allerdings von der Wartefrau war; daneben aber fand sich deutlich ein weiterer offenkundig von anderer Hand stammender. Jetzt ging es an das Suchen. Die Berliner Sammlung von Fingerabdrücken umfaßt Zehntausende; doch sind diese nach bestimmten Figuren und Regeln so eingeteilt, daß



Er hielt den Schein ans Licht und suchte ihn mit einer scharfen Lupe ab.

die Auffindung eines bestimmten, wenn er in der Sammlung ist, möglich ist. Der alte Wachtmeister, der dieses Amt unter sich hatte, hatte im Verlauf von noch nicht einer Stunde festgestellt, der Abdruck stammte zweifellos von einer gewissen Martha Lindner, mit der sich die Polizei schon reichlich oft zu beschäftigen hatte. Sie war einstens in einer Bar gewesen, dann zeitweise stellenlos, Empfangsdame, Masseuse und zum Schluß hatte sie sich mehrfach als Hoteldiebin betätigt. Der alte Wachtmeister, mit dem der Kommissar schon lange zusammen arbeitete, sagte aber gleich: „Herr Kommissar, wenn ich mir eine Bemerkung erlauben darf, da stimmt was nicht. Die Lindner war es nicht, das ist nicht ihr „Fach" und außerdem ist sie nicht so dumm." Es stimmte aber auch die Beschreibung; als besonderes Kennzeichen waren auch die beiden Leberflecke aufgeführt. Sowohl die beiden Juweliere als auch der Arzt konnten sich jetzt, nachdem sie darüber befragt wurden, erinnern, diese braunen Fleckchen gesehen zu haben; sie hatten nur vergessen, diese bei der von ihnen verlangten Personalbeschreibung der Diebin anzugeben. Obwohl es inzwischen spät abends geworden war, fuhr der Kommissar mit noch einem verlässigen Beamten sofort zur Wohnung der Lindner, um sie festzunehmen. Nach langem Läuten öffnete dort eine mürrische Alte, die über die späte Störung sehr verärgert war und von der sie zu ihrem Bedauern erfuhren, daß die Lindner heute gegen Abend heimgekommen sei, eine Handtasche gepackt habe und weggefahren sei, wohin, darüber habe sie nichts gesagt; sie wollte aber in einigen Tagen wiederkommen.

Nun war natürlich eine weitere Verfolgung momentan nicht möglich und auch in den nächsten Tagen konnte der Kommissar trotz aller Bemühungen und trotzdem er persönlich an allen Bahnhöfen nachfragte, nichts erreichen. Er hatte natürlich auch in allen umliegenden Städten eine Festnahme der Lindner beantragt; bis jetzt aber war diese wie vom Erdboden verschwunden. Er wunderte sich daher nicht wenig, als ihm nach 8 Tagen von der, der Wohnung der Lindner nächstgelegenen Polizeistation gemeldet wurde, diese sei wieder ganz ruhig in ihre Wohnung zurückgekehrt und inzwischen festgenommen. Bei der sofort angestellten Vernehmung mußte er aber zu seinem weiteren großen Erstaunen feststellen, daß die Lindner in der vorigen Woche und also auch an dem fraglichen Tag und um die fragliche Zeit ausnahmsweise tatsächlich einmal in einer Stellung gewesen war. Sie hatte eine ihr bekannte Empfangsdame bei einem Photographen 8 Tage aushilfsweise vertreten, das Alibi wurde durch Vernehmung des Photographen als zweifellos festgestellt und außerdem erklärten alle in Frage kommenden Herren bei einer Gegenüberstellung aufs bestimmteste, es sei nicht die Dame, die bei ihnen gewesen war. Die Lindner wußte natürlich angeblich von gar nichts und spielte meisterhaft die Empörte, daß sie derart behandelt und belästigt würde. Trotzdem der

Kommissar überzeugt war, daß sie mindestens von der Sache etwas wüßte, konnte er gar nichts machen und war gezwungen, sie wieder freizulassen. Er wußte nur, daß die in Betracht kommende Diebin noch raffinierter war als er schon anfangs vermutet hatte. Er stellte sich ihren Gedankengang vor: entweder man war ihr nicht auf die Spur gekommen, dann war es ja gut, oder man hatte ihre Fährte bis zum Kaufhaus des Westens verfolgt und dann würden die Späher durch den natürlich absichtlich abgegebenen Geldschein und den Fingerabdruck einer anderen, die ein Alibi nachweisen konnte und 8 Tage verreiste, für diese Zeit aufgehalten werden. Sie konnte also währenddem einen großen Vorsprung gewinnen. Das war das bisherige negative Ergebnis der Verfolgung. Dafür hatte er aber auch, wenn auch nur geringes Positives zu verzeichnen; denn er war fest davon überzeugt, daß es sich um eine Person handeln müßte, die mit der Lindner irgendwie in Verbindung stand. Denn erstens hatte sich dieselbe doch den Geldschein mit dem absichtlich darauf gemachten Daumenabdruck von ihr geben lassen und zweitens glaubte er sicher, daß die von verschiedenen Personen an der Täterin beobachteten Leberflecke, die gleichfalls auf die falsche Spur lenken sollten, durch Schminke erzeugt und dann etwas überpudert waren. Die Diebin mußte also demnach genau gewußt haben, daß die Lindner solche Flecke hatte. Er gab also für alle Fälle den Auftrag, diese weiterhin unauffällig zu beobachten.

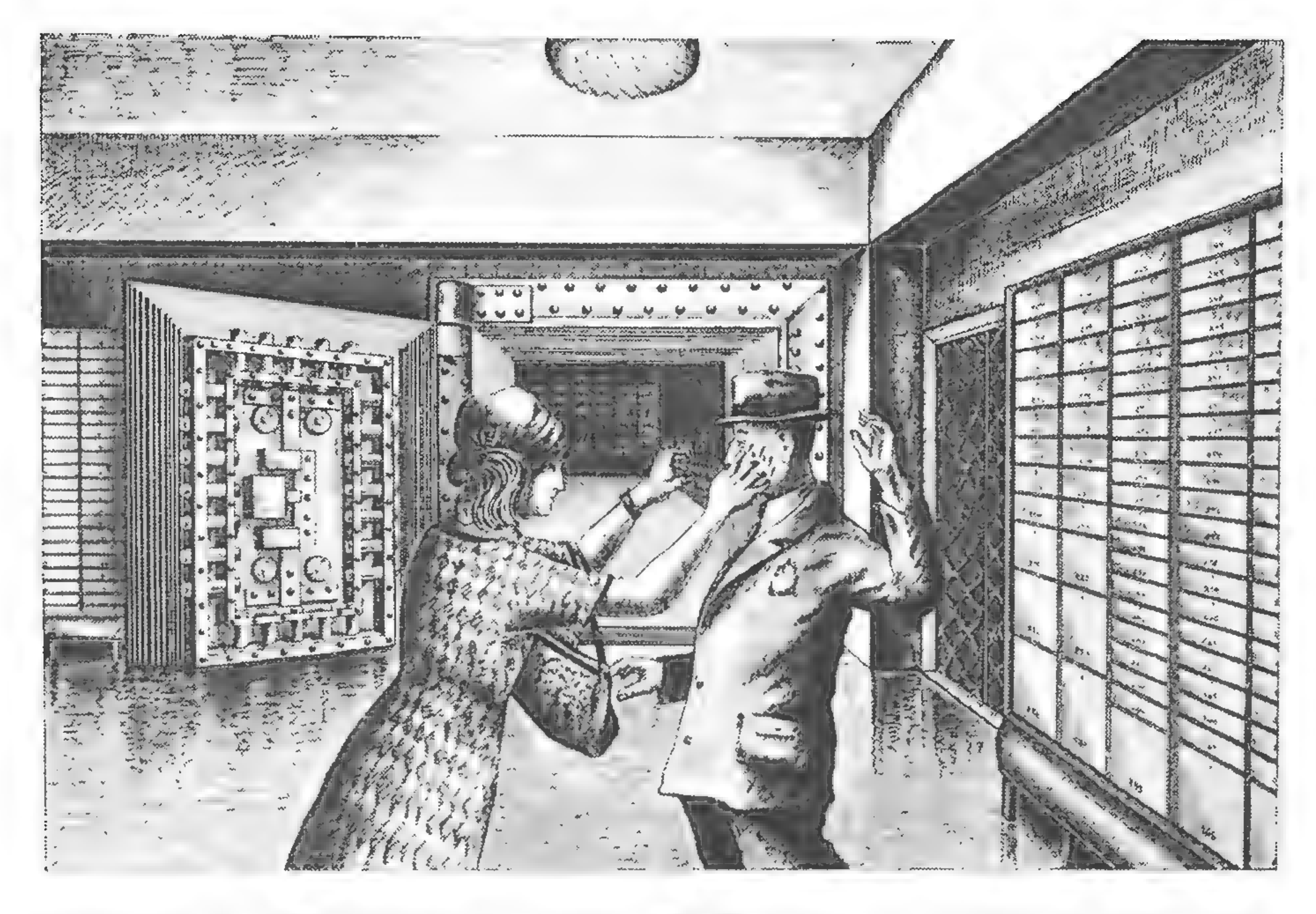
Inzwischen hatte sich der alte Wachtmeister Wagner gleichfalls für den Fall interessiert. So eine raffinierte Sache machte ihm Spaß. Hatte er zwar gleich richtig vermutet, daß es die Lindner nicht selbst war, so war er doch jetzt, ebenso wie der Kommissar, fest überzeugt, daß es eine Bekannte von ihr sein müßte. Er studierte also den ganzen Akt Lindner aufs aufmerksamste durch, fand aber lange nichts. Endlich kam er und meinte: „Herr Kommissar, ich glaube, ich könnte was gefunden haben. Ich habe eine Bemerkung gelesen, daß die Lindner einmal, während sie eine Strafe abzubüßen hatte, in einem anderen Fall als Zeugin vernommen wurde. Ich habe dann aus diesem Akt gesehen, daß es sich damals gleichfalls um einen Juwelendiebstahl gehandelt hat, der auch mit einer solchen Gerissenheit ausgeführt wurde. Wie der Kommissar dann den anderen Akt in Händen hatte, konnte er sich gleich an den Fall erinnern. Es handelte sich um eine gewisse Lotte von Mertens, die einst wirklich den besten Ständen angehört hatte, aber dann nach und nach bis zur Hochstaplerin gesunken war, wobei ihr ihre einst gute Erziehung und ihre Kenntnisse, die sie in der Jugend erworben hatte, recht zu statten kamen. Diese hatte damals einen Juwelier gleichfalls in einer derart raffinierten Weise hereingelegt und geschädigt, daß man wirklich die Vermutung nicht von der Hand weisen konnte, daß sie auch diesen letzten Streich ausgeführt hätte. Außerdem war sie nach dem Tatbestand eine Bekannte von der Lindner und die Personalbeschreibung stimmte auch ziemlich.

Er ging also der Sache nach und stellte bald fest, daß sich die Mertens z. Zt. in Berlin aufhielt und als Beruf angegeben hatte: zur Zeit stellenlose Filmschauspielerin. Es gibt natürlich deren in Berlin Tausende. Der eine der beiden Juweliere, dem der Kommissar unauffällig Gelegenheit gab die Mertens zu sehen, erkannte sie auch trotz ihrer aufgelegten Schminke wieder; damit hätte also Schulte Anlaß und eigentlich sogar die Pflicht gehabt die Verhaftung vorzunehmen. Aber ebenso wie er sich damals beeilt hatte die Lindner an dem Abend noch zu bekommen, weil er annahm, die Perlen vielleicht noch bei ihr zu finden, ebenso ließ er sich diesmal Zeit, denn was hätte es den Herren Hartwig geholfen, wenn die Diebin zwar gefaßt worden wäre, die Schmuckstücke hätten sich aber ebensowenig gefunden wie in dem damaligen Fall. Er mußte also seine weitere Maßnahme hauptsächlich darauf einstellen. Der Kommissar brachte auch bald in Erfahrung, daß die Mertens öfter in einem Kaffee verkehrte, wo oft Filmkräfte gesucht und eingestellt werden, jedenfalls um wenigstens den Schein zu wahren, als ob sie sich um eine Anstellung bemühe.

Als sie dort wieder einmal saß, betraten bald darauf zwei ältere Herren das Kaffee und setzten sich an den Tisch nebenan, so, daß sie der Mertens den Rücken zuwandten. Die beiden Herren flüsterten erst lange Zeit mitsammen, dann wurden sie aber anscheinend im Eifer des Gesprächs etwas lauter und man konnte einzelne besonders betonte Worte auch am Nebentisch ganz gut verstehen. So z. B.: Holland — höhere Preise — besonders Brillanten — hier die Notlage — Leute müssen verkaufen — ohne jedes Risiko — Grenzkontrolle — bezahle ruhig meinen Zoll, — — das kommt bei dem Geschäft heraus — fahre fast jede Woche — — Die Mertens las aber ruhig ihre Filmbörse weiter und hatte entweder auf das Gespräch nicht geachtet oder sie war irgendwie mißtrauisch. Die beiden Herren waren natürlich der Kommissar und ein Privatdetektiv, mit dem er öfters

zusammenarbeitete. Schulte mußte also noch einen Trick versuchen, damit sie Vertrauen bekam. Die beiden Herren verabredeten dann noch, gleichfalls so, daß sie es hören konnte, daß sie sich abends um 8 Uhr bei Kempinski zum Abendessen treffen wollten. Dann ging einer der beiden unauffällig ans Telefon und bald darauf erschien der Kriminalkommissar des Bezirkes, der also auch jedenfalls dort gekannt wurde, im Lokal. Die beiden Herren fuhren sichtlich zusammen, legten ihre Zeche auf den Tisch und verschwanden, während der Kommissar ihnen den Rücken zukehrte; was natürlich die Mertens merken mußte.

Schulte hatte sich nicht getäuscht, gegen ½9 Uhr abends erschien die Mertens auch bei Kempinski. Die Tische ringsum waren ziemlich besetzt, während die beiden verkleideten Detektive ihren Tisch für alle Fälle freigehalten hatten. Wirklich kam die Mertens heran, fragte höflich, ob noch Platz sei und saß bald am Tisch. Es kam natürlich auch nach und nach eine Unterhaltung zustande und man gefiel sich gegenseitig ganz gut, sodaß beschlossen wurde, den Abend gemeinsam zu verbringen. Die Stimmung wurde immer besser und bei einer angenehmen Unterhaltung schmeckt auch der Wein. Da meinte einer der beiden Herren: „Ehe wir jetzt weiterzechen, müssen wir Sie aber bitten zu entschuldigen, wenn wir einige Minuten ein geschäftliches Gespräch, das wir vor Ihrer Anwesenheit begonnen hatten, zu Ende führen. Es wird nicht lange dauern." Der eine von den Herren zog dann eine Liste aus der Tasche und es wurde dann verabredet, daß der andere eine Anzahl von Schmuckgegenständen, besonders Brillantringe und lose Brillanten, auf seiner Fahrt nach Holland, die er in zwei Tagen antreten solle, mitnehmen und dort verkaufen sollte. Die Herren entschuldigten sich nochmals bei der Dame, wenn das geschäftliche Gespräch sie langweile. Diese erwiderte aber: „Meine Herren, es langweilt mich gar nicht; im Gegenteil, es interessiert mich auch. Ich habe nämlich vor einigen Tagen mit einer Bekannten zufällig über einen ähnlichen Fall gesprochen. Dieselbe ist momentan in Geldverlegenheit und möchte einigen Schmuck verkaufen. Derselbe wird aber hier so schlecht bezahlt, daß sie sich immer noch nicht dazu entschließen konnte. Wäre es nun zu unbescheiden, wenn ich Sie bitten würde, die Stücke — ich weiß zwar nicht, um was es sich handelt und müßte meine Freundin selbst erst fragen — auch nach Holland mitzunehmen. Außerdem habe ich gehört, daß Sie unserem Herrn Tischgenossen hier den ungefähren Wert schon im voraus bezahlen. Das wäre natürlich jedenfalls auch meiner Freundin das Liebste. Sollte es Ihnen möglich sein, drüben dann noch mehr zu erlösen, so wird sie Ihnen das gerne als Entschädigung für Ihre Bemühungen gönnen." Der nette alte Herr zeigte sich gar nicht abgeneigt; man verabredete einen Treffpunkt für morgen und verlebte den Abend noch recht nett gemeinsam. Am nächsten Tag brachte die Mertens einige kleinere Schmuckstücke, die keinen übermäßigen Wert hatten, und nicht, wie Schulte erwartet hatte, die beiden Perlketten. Er gab aber seinen Plan noch nicht auf, sondern bezahlte für die Stücke einen Preis, der reichlich hoch bemessen war, sodaß die Mertens anscheinend recht angenehm überrascht war und bald darauf fragte, ob ihre Freundin vielleicht morgen durch sie noch einige Sachen schicken dürfe, sie hätte sich von denselben heute noch nicht trennen können. Nachdem sie aber heute sehen würde, daß die Herren ihre Notlage nicht ausnützen und ihr, nicht wie es meist gemacht wird, den Schmuck weit unter Preis bezahlen, würde sie sich bis morgen gewiß entschließen, auch ihre anderen Sachen zu verkaufen. Der alte Herr sagte recht gern zu und man blieb wieder für den Abend beisammen. Aber am nächsten Tag früh wurde natürlich die Mertens auf Schritt und Tritt überwacht. Man kann sich das Erstaunen des beobachtenden Beamten denken, als dieser bei der Verfolgung sah, wie die Mertens auf die Deutsche Bank ging, und sich herausstellte, daß sie dort auf ihren Namen ein Stahlfach gemietet hatte. Diese Keckheit hatte ihr doch niemand zugetraut. Sie wurde von einem Beamten in den Tresorraum geführt. Der Detektiv gab sich den Anschein als ob auch er dort zu tun hätte und konnte ihr unbemerkt folgen, da er sich den Bankbeamten gegenüber ausweisen konnte. Die Mertens hatte dem von ihr gemieteten Stahlfach eine Anzahl Etuis entnommen, ihre Schätze in ihrer Handtasche untergebracht und wollte eben den Raum verlassen, als der Detektiv auf sie zutrat und sie aufforderte, ihm nach der Polizeiwache zu folgen. Einen Moment war sie wie erstarrt vor Schrecken und totenblaß. Dann kam ihr zum Bewußtsein, daß nun ihr Spiel zu Ende und der Gewinn aus ihren ganzen Betrügereien wieder verloren sei. Das Blut schoß ihr in das eben noch bleiche Gesicht; ehe der Beamte gefaßt war, hatte sie ihm ihre scharfen Fingernägel durch das Gesicht und über die Augen gezogen, daß ihm das Blut herunterlief und ihm momentan Hören und Sehen verging. Der



immer in der Stahlkammer anwesende Bankbeamte war gleichfalls zu überrascht, um etwas zu unternehmen. Schon hatte sie die schwere Türe zugeworfen und stürmte die Treppe hoch, da der Raum ja im Souterrain gelegen war. Dann mußte sie durch die Haupthalle der Bank; da konnte sie natürlich nicht mehr laufen, sondern nur rasch gehen, sonst wäre sie zu sehr aufgefallen. Schon war sie beinahe am Ausgang, da kamen der Detektiv und der Beamte aus der Stahlkammer nachgeeilt und letzterer rief: „Türen schließen"! Sofort drückte einer der Herren am Kassenschalter auf einen Knopf der Leitung und in dem Moment schlossen sich automatisch alle Türen des Gebäudes. Es ist dies eine Sicherheitsmaßnahme, die bei allen größeren Banken vorgesehen ist.

Nun war natürlich ihr Schicksal besiegelt. Sie gab auch jetzt jeden Widerstand auf und ließ sich sogar ohne weiteres Handfesseln anlegen. Der Beamte wollte nicht nochmals seine Augen in Gefahr bringen.

Die Etuis in ihrer Handtasche enthielten außer den beiden Perlenketten auch die Schmuckstücke, die damals in dem länger zurückliegenden Fall von einem Juwelier durch die Mertens herausgeschwindelt worden waren und außerdem noch verschiedene Pretiosen, deren Herkunft sich erst aufklären mußte. Jedenfalls rührten sie aus anderen Gaunereien her, von deren Ausführung durch die Mertens man noch gar nichts gewußt hatte.

Dann war noch ein weiteres Paket darunter, das eine Anzahl Ringe und Brillantnadeln enthielt und mit M. L. gezeichnet waren. Wie der Kommissar gleich vermutete und wie sich später herausstellte, war dies die Ernte von Hoteldiebstählen der Martha Lindner, die — natürlich zu ihrer abermaligen großen Empörung — bald darauf auf Nummer Sicher saß.

Die beiden waren schlau genug gewesen, um zu wissen, daß unmittelbar nach einem Diebstahl eine sehr genaue Beschreibung der entwendeten Schmuckstücke hinausgeht und hatten daher ihren Raub eine Zeitlang liegen lassen wollen. Diese günstige Gelegenheit, ihre Schätze ins Ausland bringen zu können, wollten sie aber doch ausnützen.

Bei der Vernehmung befolgte der schlaue Schulte dann die Taktik, daß er alles, was er wußte oder auch nur vermutete, jeder von den beiden „Damen" auf den Kopf zusagte und dabei durchblicken ließ, er hätte es von der anderen erfahren. Darauf bekam, wie er erwartet hatte, jede eine solche Wut auf die andere, daß sie ihm über diese wieder Angaben machte. Bis es dann zur Verhandlung kam, hatte jede über die andere derart belastende Aussagen gemacht, daß es möglich war, alle die Schwindeleien aufzudecken und die Mitwelt für eine geraume Zeit vor weiteren Schädigungen durch die beiden

diebischen Elstern zu schützen. Beiden wurde auf lange Zeit hinaus die Sorge um eine Unterkunft und eine passende Beschäftigung durch eine „feste“ staatliche Versorgung abgenommen.

Ein Zwischenspiel ereignete sich noch, als die beiden einstigen Bundesgenossen und Freundinnen zum erstenmal beim Untersuchungsrichter sich gegenübergestellt wurden und erfuhren, wie sie sich gegenseitig selbst verraten hatten. Die beiden fuhren aufeinander los und bearbeiteten sich mit Fäusten und Nägeln, daß die Haare nur so im Lokal herumflogen. Sie waren so ineinander festgekrallt, daß man sie erst trennen konnte, als man ihnen wie zwei Hunden, die sich verbissen haben, ein paar Kübel Wasser über den Kopf geschüttet hatte. Der alte Wagner meinte zwar, man hätte sie ruhig weitermachen lassen sollen; sie würden sich dann gegenseitig so zeichnen, daß sie in Zukunft leicht zu erkennen wären.

Für den Wachtmeister hatte die Sache übrigens auch noch ein Nachspiel, aber ein angenehmes. Sowohl die Herren Hartwig, als auch der früher bestohlene Juwelier und noch mehrere andere von den Betrogenen hatten Belohnungen ausgesetzt für die Beischaffung ihrer Wertstücke. Diese kamen also jetzt zur Auszahlung. Der Kommissar Schulte war jedoch so nobel und überließ diese Gelder dem alten Wagner, durch dessen Vorarbeit ja die rasche Festnahme der Mertens möglich gewesen war. Umso nobler war es von ihm, als ja allerdings die Wiederbeschaffung der Schmuckstücke nur durch seine hervorragende Kombinationsgabe und seine listigen Pläne ermöglicht war, auf welche die Mertens hereingefallen war. Ihm genügte aber außer der Anerkennung seiner Vorgesetzten das erhebende Bewußtsein, sich wieder einmal einem gewandten Gegner überlegen gezeigt zu haben und zwar gerade einem, der mit soviel List und Schlauheit gearbeitet und die Spuren vernichtet hatte.



Steine in unserem Körper.

Von Dr. Thraenhart, Freiburg i. Br.

An den unglaublichsten Stellen unseres Körpers können „Versteinerungen" vorkommen und dort die schwersten Schädigungen hervorrufen. In Auge, Ohr und Nase, in Wange, Hals und Lunge, in Galle, Nieren, Blase und Darm finden sich gar nicht so selten mineralische Ablagerungen, die bis zu erstaunlicher Größe anwachsen können. Einen Begriff von der oft riesigen Anzahl kleiner Steine in manchen Organen bekommt man in der sogenannten Otto'schen Sammlung, wo sich z. B. in einer einzigen Gallenblase nicht weniger als 7802 Steinchen befinden.

In früheren Jahrhunderten zogen heilkünstlerische Scharlatane daraus in schwindelhafter Weise großen Gewinn, indem sie den Glauben verbreiteten, daß die verschiedensten Krankheiten, sogar Hysterie und Geistesstörungen, durch Steine im Gehirn erzeugt würden, die operativ entfernt werden müßten. Auf öffentlichen Plätzen vor einer großen Zuschauermenge führten sie dann scheinbar gefährliche Kopfoperationen aus, machten aber nur einen oberflächlichen Hautausschnitt am Kopf und zogen nun mittels eines gut eingeübten Taschenspielerkunststückchens mit einer Zange den bösen Stein aus dem Schädel hervor, außerdem oft noch Nester von Ohrwürmern, Spinnen oder Fliegen als angebliche Urheber der Gehirnkrankheiten.



Die niederländischen Maler ums Jahr 1600 haben diese Art der Steinschneiderei mehrfach zur Darstellung gebracht. Vor mir liegt ein Kupferstich von H. Weidmanns aus dem siebzehnten Jahrhundert, welcher eine solche Operation an einer Frau darstellt. Auf dem „Operationstische" sieht man schon 16 Steine liegen. Das mußte natürlich auf Patienten und Zuschauer einen ganz gewaltigen Eindruck machen. Auf Hysterische und Geschwächte mag auch die sichtbare Entfernung des vermeintlichen Uebeltäters so suggestiv gewirkt haben, daß die Krankheit in der Tat gebannt wurde.

Die in Blut und Säften unseres Körpers befindlichen mineralischen, namentlich kalkhaltigen Stoffe können an den verschiedensten Stellen sich ansetzen und einen Niederschlag bilden. Natürlich stellt dies stets einen krankhaften Zustand dar und zeugt von ungenügendem Stoffwechsel, denn ein gesunder Blut- und Säftestrom wird keine Ablagerung zustande kommen lassen. Besonders an abgelöste Gewebeteilchen, an Eiterherde u. dergl. setzen sich leicht Kalksubstanzen an, bilden allmählich Schicht auf Schicht, bis schließlich nach Jahren oder Jahrzehnten eine ganz ansehnliche Verkalkung vorhanden ist. So entstehen im Tränengang die Tränensteine, in den Ausscheidungen krankhafter Halsmandeln die

Mandelsteine, welche man schon bis zu 4 Zentimeter Länge gefunden hat, in den Ausführungsgängen der Speicheldrüsen kommen Speichelsteine bis zu Hühnereigröße vor. Bei chronischen Entzündungen der Nasenhöhle bilden sich dort haselnußgroße Nasensteine, bei solchen im äußeren Gehörgang Ohrsteine. In den Venen können lange bestehende Blutgerinnsel zu Venensteinen verkalken. Von Schwindsüchtigen werden manchmal verkalkte erbsengroße Tuberkelherde, sogenannte Lungensteine, ausgehustet.

In besonders großer Menge kommen die Gallensteine vor. Wie schon erwähnt, hat man in einer einzigen Gallenblase deren 7802 Stück gefunden. Diese sind dann natürlich sehr klein wie Sand oder Grieß. Ueberhaupt kann man sagen, je mehr Steine vorhanden sind, um so kleiner sind sie.

Am häufigsten und von alters her am bekanntesten sind die Steinbildungen in den Harnorganen. Schon bei den alten Aegyptern gab es eine eigne Klasse von Heilkünstlern, welche das Ausschneiden solcher Steine zu ihrem speziellen Gewerbe machte. Auch bei uns zogen in früheren Jahrhunderten Steinschneider von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. Sie zeigten als Reklame angeblich selbst ausgeschnittene Steine von so schwindelhafter Größe, wie sie im Körper gar nicht vorkommen können. Ueberhaupt spielten damals die Steinleiden eine große Rolle, und ihre Opfer wurden sogar poetisch besungen. Im Germanischen Museum zu Nürnberg befindet sich die Abbildung eines Steines, welcher dem verstorbenen „Ehrwürdigen, achtbaren und hochgelehrten M. Johannes Albertus, wohlverdienten Prediger bei St. Sebald“ ausgeschnitten wurde. Darunter steht ein Gedicht, dessen Anfang also lautet:



„Sieh an den Schmerzensstein,
den dieses Hiobsherz
So lang getragen hat; doch
konnt all dieser Schmerz
Des frommen Herrn Geduld
mit nichten überwinden,
Er ließ sich williglich in Gottes
Willen finden.“

Die Größe der Blasensteine wechselt vom feinsten Grieß bis zur vollständigen Ausfüllung der Blase durch einen einzigen Stein. Die Oberfläche ist meist glatt; ist sie rauh und höckerig, wie bei den sogenannten „Maulbeersteinen“, dann entstehen an den Schleimhäuten oft böse Verletzungen. Die Farbe richtet sich nach dem Hauptbestandteil der Ablagerung. Sägt man einen größeren Stein vorsichtig in der Mitte durch, so erblickt man meist konzentrische Schichtungen von verschiedener Farbe. In der Mitte befindet sich in der Regel ein Kern, bestehend aus einem Fremdkörper, um welchen die steinigen Stoffe sich allmählich abgelagert haben.

Alle jene Steinbildungen in den verschiedenen Organen unsers Körpers können schlimme und verhängnisvolle Schädigungen hervorrufen, sodaß die davon Befallenen viel zu leiden haben und oft schwere Operationen durchmachen müssen. Von bekannten Männern der letzten Jahrzehnte war dies bei Napoleon III. der Fall.

Die ersten Anfänge der Steinbildung machen sich meist gar nicht bemerkbar. Wir wollen auch nicht der ersten Steinbildung Merkmale und Anzeichen im körperlichen Befinden schildern, um niemand zu ängstlicher Selbstbeobachtung zu veranlassen. Wie sagt Goethe im „Westöstlichen Diwan“?

„Wofür ich Allah höchlich danke?
Daß er Leiden und Wissen getrennt.
Verzweifeln müßte jeder Kranke,
Das Uebel kennend, wie der Arzt es kennt.“

Die Sympathiekur.

Der Geismaierbauer zu Hinternapfeldorf hat sich gestern beim „oberen Wirt“ an einem Wettnußknacken beteiligt. Aber statt eines Preises hat der geizige Bauer lediglich ein fürchterliches Zahnreißen davongetragen, das ihn heut' höllisch im Haus herumtreibt. Alles Mögliche hat er schon probiert: siedheiße Kleiensäckel und eiskaltes Brunnenwasser, Ruh' und Umeinanderrennen, Heulen und Toben; ja, mit dem Kopf ist er ein paar Mal an die Wand gerumpelt wie ein Preisstier. Aber 's ist bloß der alte Ahndlkrug vom Postament gefallen und zerbrochen — das Zahnweh hat nicht aufgehört. Schließlich schickt er seine Hauserin — das einzige Leut, das bei ihm auf dem Hof ist — in die anderthalb Stunden entfernte Stadt, damit sie dort ein Mittel holt. Jetzt sitzt er allein am Tisch, den glühheißen Schädel in der Hand, und ächzt vor sich hin.



Da knarrt die Tür ein bißl. Zwei listige Aeuglein blinzeln in die Stube.

„Machst', daß D' 'naus kommst,“ schreit der Bauer wütend, „Zigeunervolk elendig's!“

Das Weiblein aber geht nicht — sie hat schnell alles überschaut — sondern sagt demütig: „Hat der Bauer ein Leidwesen, weil er so ungut ist? Heilsame Sprüch' gibt's und Kräuter für alles!“

G'rad' hat ihm der Stockzahn einen Riß gegeben bis in die große Zeh'. D'rum horcht er doppelt auf.

„Zahnweh hab' i!“ knurrt er grob, aber doch schon mit ein wenig Hoffnung.



„Hm — hm — hm!“ murmelt sie.

Ihm reißt die Geduld.

„Weißt' was?“ schreit er — „sonst marschierst'!“

„Ich wüßt' schon was —“ sagt sie bedachtsam — „aber einen großen Hafen bräucht' ich dazu — einen eisernen —“

Schon ist er davongesaust — in die Küche. Da bringt er einen.

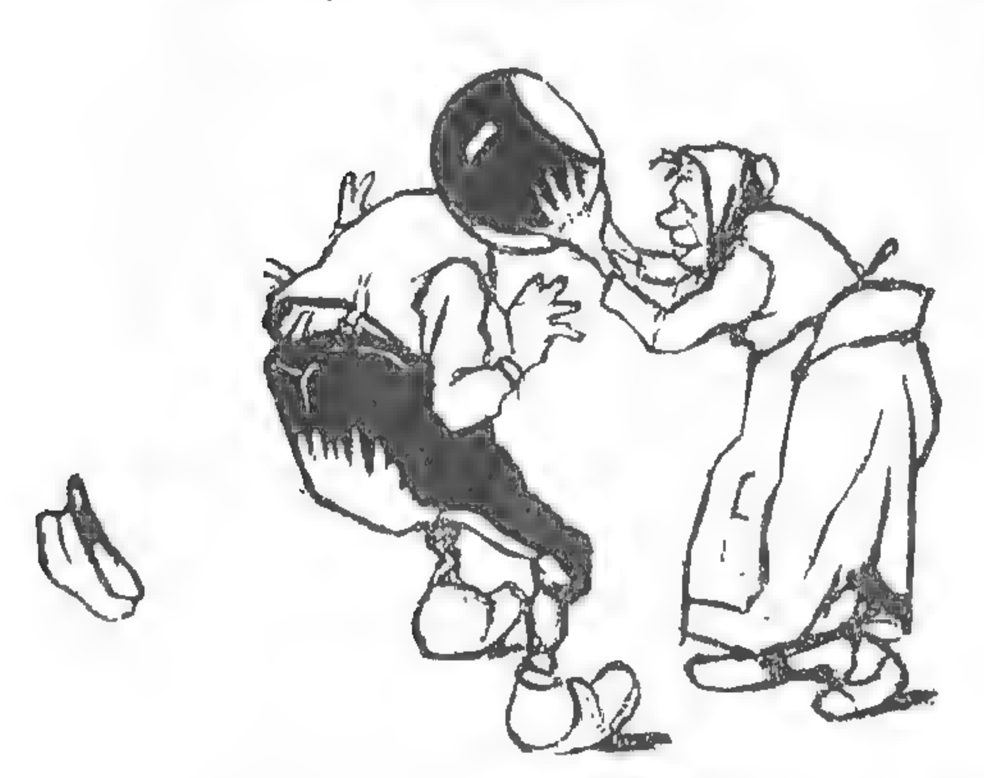
„Tut's der?“

Seinen Kopf mißt sie und dann den Hafen.

„Er tut's!“ meint sie. D'rauf packt sie den Hafen und schwingt ihn auf seltsame Art in der Luft. Dazu murmelt sie:

„Drei Sprüch' übers Kreuz,
Drei Sprüch' über Quer!
Flieg' weiter in d' Schweiz!
Kommst nimmer daher!

Flieg' fort über'n Grab'n!
Flieg' fort über'n Bach —
Aus die Zähn' alle z'samm' —
Hui — i — i — weg übers Dach!“



Dem Bauern seine Augen sind alleweil größer worden — gruselig läuft's ihm über den Rücken und wie sie jetzt ruft: „Kopf her!“ hält er sofort gläubig sein teures Haupt hin, und im nächsten Augenblick kracht ihm der Hafen über die Augen herunter bis an's Kinn, und er befindet sich in einer engen, schmalzduftenden, stockpechrabenschwarzen Nacht, in der er kaum schnaufen kann.

Schon hat sie ihn auf den Stuhl hingesetzt. „So bleibst D' jetzt eine halbe Stund' sitzen,“ sagt sie, „daß das Wundersprüchl gehörig ausdampfen kann in Deine Zähn' hinein — ich segn' Dir derweil mit meinem Zauberseg'n die ganz' Stub'n aus, damit kein Wehdam mehr hereinkommt zu Dir!“

Geduldig sitzt er da und schnauft wie ein Roß — ist aber doch herzensfroh, daß er so schnell und billig zu der guten Hilf' kommt. Denn d i e versteht 'was — die — sapperment — so ein Hexensprüchl ist halt was wert — mehr als Doktor und Apotheker!

Und gründlich nimmt sie's mit dem Aussegnen. Ueberall in der ganzen Stub' kommt sie herum. Und ist alleweil dabei besorgt um ihn.

Jetzt ist sie am Kasten, dreht den Schlüssel und murmelt hinein und kraucht herum.

„Spürst' was?“ fragt sie dabei teilnahmsvoll.

„Ja,“ schnauft er dumpf — „noch alleweil reißt's mich!“

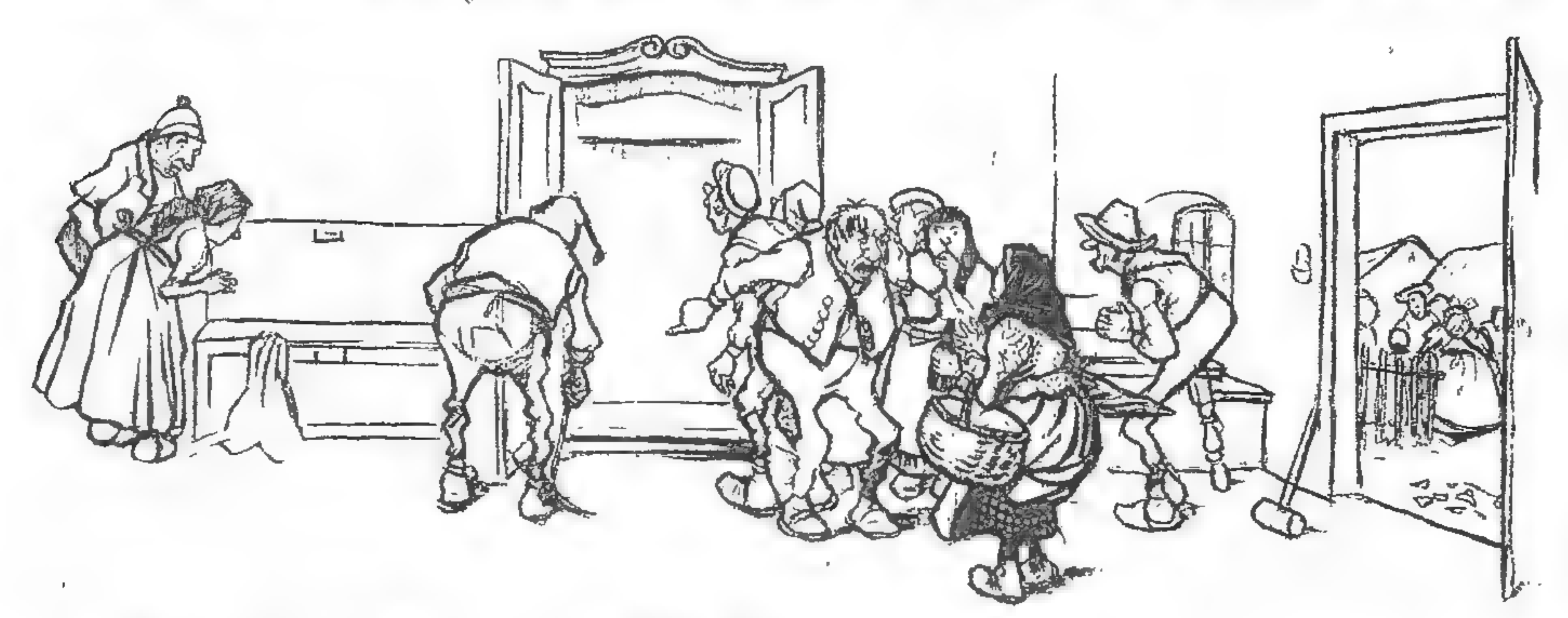
„Hui!“ antwortet sie mitleidig. „Reißt's Dich noch alleweil? Wart' nur — 's ist bald weniger und weniger —“ Und er keucht fort und sie tappt fort.

Jetzt ist sie am Rauchfang. „Wird's leichter?“ meint sie dabei. „Na!“ knurrt er.

„Es wird schon leichter!“ entgegnet sie bestimmt.

Und so geht's fort. — —

Auf einmal hört er sie nimmer. Er wartet eine Weil'. Dann ruft er. Keine Antwort. Jetzt tappt er in der Stub' umeinander — so gut's geht mit seinem Panzerkopf.



Er findet nichts, nur — die offne Tür'.

Da stolpert er hinaus an den Nachbarzaun, grunzt und ächzt im Hafen, reißt umsonst daran, bringt ihn aber nicht herunter und fuchtelt wie verrückt mit den Händen. — Endlich mit Hackl und Beil haben sie ihn befreit — fast wär' der Kopf d'rauf gegangen.

Gar nichts sagt er aber, sondern stürzt nur hinein. ... Die anderen nach.

Kasten und Schrank offen — der Rauchfang leer — nirgends ein Weiblein.

Wieder rennt er mit dem Kopf an die Wand — aber nicht vor Zahnweh. Denn er spürt just nichts vor Aerger.



Da kommt gerad' die Hauserin mit der Arznei.

„Is 's Reißen fort?" fragt sie.

„Ja," brüllt er wütend — „und Taler und Uhr und Leinwand und Schinken auch ..."

— — Hui — i — i — weg über's Dach!

Humor.

Gefährlich.

Patientin: „Ach Gott, bei dieser Ärztin werd' ich nie gesund! . . . Sie hat mir doch strengstens jede Aufregung verboten und jedesmal, wenn sie mich besucht, hat sie eine andere Toilette!"

Kompliment.

„. . . Sehen Sie Herr Doktor, gegen das Wimmerl hier habe ich schon alles Mögliche versucht — aber es geht halt nicht weg!" — „Ja wissen Sie, gnädiges Fräulein — Ich tät's auch nicht!"

Aufopfernd.

„Herr Doktor, die Medizin, die Sie für Fritzchen verschrieben haben, ist schon aus." „Unmöglich! — Ich verordnete doch bloß dreimal im Tag einen Teelöffel voll." „Jawohl! Aber mein Mann, ich, die Großmama und die Kinderfrau mußten immer vorher einen Löffel nehmen — sonst hätt' sie der Fritzl nicht genommen."

Macht der Gewohnheit.

„Guten Tag, Herr M., endlich wieder gesund?"

„Ja ich danke. Aber wissen Sie, es ist doch merkwürdig, ich hatte mich richtig an meine Krankheit gewöhnt. Und jetzt, wo mir nichts mehr fehlt, da fehlt mir geradezu was, weil mir nichts mehr fehlt."

Weiße Haare.

Eine Jägergeschichte von Th. Ebner.
Illustrationen von C. Hachez.

„Woher ich meine weißen Haare hab'?" brummte der Oberförster und schob seine qualmende Pfeife vom rechten Mundwinkel in den linken.

„'s war an einem hellen Sonnabend in der Sommerfrische, wo wir zwei Residenzler mit dem Herrn der Wälder in einem kleinen Nest im Bregenzer Wald beieinander saßen und unseren Schoppen tranken.

„Na ja," sagte er nach einer langen Pause und einem noch längeren Schluck, „warum sollen's so zwei Städtherren wie Ihr nicht wissen. Wobei ich mir natürlich ausgebeten haben möchte, daß die Geschichte, trotzdem sie buchstäblich wahr ist, in kein Blatt kommt, verstanden?"

„Verstanden, jawohl," echoten wir zwei beide, wie aus einem Munde, und blickten dabei so ernsthaft auf ihn, wie wenn's ein heiliges Gelöbnis gelte.

„Also," begann er dann, „woher ich seit 25 Jahren schon meine weißen Haare hab', wollen die Herren wissen. Stimmt schon, von Kummer und Sorgen gottlob nicht. Warum auch. Was hat damit ein K. K. österreichischer Förster zu tun. Nichts, gar nichts. Man tut seinen Dienst, hat ein scharfes Aug' wie die Wildkater, trinkt seinen Schoppen, guckt nach seinem Wald, und gondelt abends seiner Hütte zu — justament wie ein Mensch, der seine Schuldigkeit getan."

„Aber woher denn sonst," sagen die Herren. „Na ja, 's ist eine besondere Geschichte, wenn sie auch ein Förster erzählt und passieren tut sie einem nicht jeden Tag. Ich war damals mit meinen dreiundzwanzig Jahren noch viel weiter drinn im Wald. Einsam wie ein Eichkatzel mit meinen Hunden und meiner Büchse, aber ein Kerl, ich sag' Ihnen, vor dem Teufel hab' ich mich damals so wenig gefürchtet wie heute.

Wie die Katz' auf die Maus waren die Kerls aufs Wildern aus, sehr zu meinem Verdruß. Keine Nacht ohne Schießen und Knallen, kein Morgen, an dem ich nicht da und dort auf ihre Spur gestoßen wäre. Aber schlau waren die Burschen, wie die Füchse. Ich tu' heut noch einen heiligen Eid drauf, daß mehr als einer von denen, mit denen ich abends meinen Schoppen trank, nachts auf Schleichwegen war. Ich verschwor mich hoch und teuer, daß ich einmal einen von ihnen vor die Büchse krieg und dann. — Man machte damals noch nicht so viel Federlesens wie heute — es hieß halt: er oder ich. Man hat meinen Vorgänger, den Barth Christel, eines Morgens mit durchschossener Brust im Walde gefunden. Wer's getan hat, niemand hat's erfahren und gewußt hat's halt doch ein jeder. Ich hab' sehr wenig Lust gehabt, ihm sobald nachzufolgen. Ganz energisch bin ich hinter den Kerls gewesen; mehr als einmal ist so eine Kugel an mir vorbei gepfiffen, und Drohbriefe hab' ich bekommen — allerlei Hochachtung! Aber den Kuckuck hab' ich mich drum geschert. Ihre Stichelreden am



Als ihn die Mirl einen verlogenen Lodder genannt hatte, ...

Wirtstisch sind zum einen Ohr rein und zum andern raus, und dabei hab' ich meine Leute halt doch so allmählich kennen gelernt. Dabei und bei der blonden Mirl — 's ist heut' meine Frau und die Mutter meiner fünf Buben. Das war aber ein Mädel, meine Herren — kommen Sie mal raus zu mir und schauen Sie sich die an.

Das war mir die liebste Pirsch, die Mirl. Aber hol' mich der und jener, grad' in die muß mir so ein rothaariger Schuft wie der Pechter-Hansl drein kommen. Den hatt' ich schon lang auf dem Schießkorn. Wie der sich alleweil mit spitzigen Reden an die Mirl heranschlich. Sogar verdächtigt hat mich der Kerl und mir damit ein paar böse Tage gemacht. Und wie ihn die Mirl einen falschen verlogenen Lodder genannt hat vor mir und den anderen — ich seh' ihn heut' noch, wie er bleich wurde bis in die Lippen und ohne ein Wort aufstand vom Tisch.

Von der Stund' an hab' ich's gewußt! Der ist mein Todfeind. Mit Tränen in den Augen hat mich die Mirl gebeten: Nimm dich in Acht. Wochenlang sind wir umeinander geschlichen, wie die knurrenden Hunde. Immer wieder ist er mir entwischt. Ich hab's gewußt! Das ist einer von den ärgsten, und wenn ich ihn erwische, schockweise will ich's ihm heimzahlen, dem Heimtücker.

So ging's halt weiter bis in den Frühling. Hätt' ich mich nicht geschämt, ich hätt' mich versetzen lassen, schon der Mirl wegen, die sich Tag und Nacht um mich ängstete. Aber nein, dem Schuft den Platz räumen, das gab's nicht bei einem Jäger. Und doch ging mir die Geschichte nicht aus dem Kopf, und wie ich da mal in einer hellen Mondnacht draußen stehe, da meinte ich, ich müsse nun einmal der Axt einen Stiel drehen, und am anderen Morgen zur Mirl gehen und sagen: Mädel, die Geschicht' ist mir zu dumm. 'S Heiraten ist zwischen uns abgemacht, also —



Also — jawohl ihr Herren, weiter komm ich nicht. Weiß der Deichsel wie's geschah. Mit einem Male fassen mich ein halbes Dutzend Fäuste von hinten, ziehen mich an den Stamm des Baumes, an dem ich stand, binden mir ein Tuch vor die Augen — stopfen

mir eines in den Mund, schnüren mir die Hände auf den Rücken, und die Füße zusammen, daß ich mich nicht regen kann, und stoßen mich nieder ins Gras, daß mir alle Rippen krachen.

Bombenelement noch mal, ich zerr' und reiß', wie ein Stier, ich krümme mich wie ein getretener Wurm, was nützt's. Ich höre nur das heisere Lachen der Kerls. Ich fühle mich emporgehoben wie ein Stück Holz, und dann Schritt um Schritt vorwärts durchs Gestrüpp. Die Zweige schlagen mir ins Gesicht, die Stricke schneiden mir ins Handgelenk wie glühende Eisen. Was kümmert's die Schufte. „Zur Teufelsklamm," heißt es, und ich weiß, da gibt's keine Rettung. Das ist eine Wand, Ihr Herren, hoch in die Luft, und da gehts' abwärts in Zacken und Spalten, zwischen denen der Wildbach schäumt, haushoch! Hätt' ich nur die Hände frei gehabt, nur den entsetzlichen Knebel aus dem Mund, gewehrt hätt' ich mich um mein Leben wie ein Keiler. Aber so — ein Klotz, den sie vorwärts schleifen. Ich hab' mir alleweil wenig Zeit zum Beten genommen, aber als ich auf den Schultern der Hallunken lag, und wußte, 's geht in den Tod, da hab' ich dem Herrgott alles versprochen, was ein Mensch nur versprechen kann, und hab' ein Gelöbnis ums andere getan, wenn ich loskomme. Ich hab' an die Mirl gedacht, und an mein altes Mutterl, wie die jammern werden, wenn man mich findet zwischen Schroffen und Klammern. Ich hab' mit meinen gefesselten Füßen auf die Köpfe der Kerls hineingehackt, wie ein Selcher auf den Fleischblock; sie haben mir Rippenstöße dafür gegeben nach Noten und sind weitergetrabt. — — Stundenweit, bis endlich einer sagte: „Da wären wir." Und haben mich ins Gras geworfen, wie ein junges Kalb.

„Na also," sagt dann einer, dessen Stimme ich kannte, wie sie mir die Stricke von den Händen lösen. „Jager, verwünschter, weißt wo wir sind? An der Teufelsklamm. Kennst die Barrière da oben am Rand. S' ist uns egal, ob du mit dem Leben davon kommst. Wir hängen dich naus. Halt'st aus bis zum Morgen, wann d'Leut kommen, recht — wenn nicht, dann geht's halt hinab, und du kannst, wenn du Zeit findest dabei, dich dafür bedanken, bei wem du willst. Also auf —." Und sie heben mich wieder auf, über die Barrière hinüber, legen mir die Händ' auf die Stang', lassen mich langsam hinab, bis ich spüre, daß ich in der Luft häng'. Sie lachen noch einmal auf wie die Teufel und dann ist's stille um mich. Stille, Ihr Herren, wie im Grab. Mir ist als ob ich trotz der verbundenen Augen genau die Felswand sehe. Ich hör' das Rauschen des Baches in der Klamm. Ich hör' das Raunen und Sausen des Windes — ich fühl's wie mir die Kälte in die Glieder steigt, wie meine Finger starr und starrer werden. Ich schlag' die Nägel ins Holz, wie eine Katz' die Krallen; ich scharre mit den gefesselten Füßen die Wand ab. Ich find keinen Halt und meine nur zu hören, wie die Steine in die Tiefe sausen. Wie in toller Jagd geht mein ganzes junges Leben an mir vorbei. Ich zwing' mich empor und such' einen Halt, aber die Füße gleiten aus und jeder Ruck meines Leibes lockert die Kraft in meinen Händen. Ich bringe endlich, einen Augenblick mit Riesenkraft mich emporziehend, den Knebel zwischen sie und die Stange und reiß' ihn heraus. Ich schrei' in die Nacht um Hilfe, und falle zurück, daß ich meine, es reißt mir die Arme aus den Schultern. Kein Mensch gibt Antwort. Ich will mir die Binde von den Augen reißen — aber ich bin zu schwach dazu; ein Arm hält mich nicht und eine Bewegung danach reißt mich hinab. So häng' ich über dem Abgrund, wie ein Dieb am Galgen — stundenlang. S' ist als sausen tausend Kugeln um meinen Kopf, und tausend Messer stächen auf mich ein. Wie ein Krampf geht mir's durch die Glieder, die Zähne knirschen mir zusammen, wie einem Raubtier. Ich meine, jede Ader im Hirn müsse mir platzen und ein Strom roten Blutes ginge mir übers' Gesicht. Und dann mit einem Male ein Ermatten, ein Rieseln durch die Glieder, ein Strecken und Dehnen, wie im weichen Bett — meine Hände verlieren den Halt — ich sinke —

Sinke? nein. In der nächsten Sekunde spüre ich Erdreich unter den Füßen — ich stehe aufrecht, ich strecke und dehne die Finger, bis ich imstande bin, die Binde von den Augen zu reißen. Ich guck umher und sehe wie ein blödes Schaf ringsum auf grüne Felder im Morgenlicht. S'ist mir im ersten Augenblick, als sei ich im Himmel. Ich zwicke mich in die Glieder. Dummheit — ich lebe, ich mache mir die Stricke von den Füßen los und sehe empor zum Abhang. .... Zur Teufelsklamm, jawohl. .... Kaum zwei Handbreit unter meinen Füßen fester Boden, und von Zacken und Klammen keine Spur.

Wie ich heimgekommen — ihr Herren, ich weiß es nicht. 's war eine Nacht des Schreckens und der Todesangst. Laut auf schrien die Leute bei meinem Anblick. Meine Haare waren weiß wie der Schnee. — Die Mirl brach schier ohnmächtig zusammen als sie mich sah. „Der Pechter-Hansl?" fragen Sie. Weiß nicht. Der ist am gleichen Tag verschwunden. Drüben in Amerika soll er gestorben sein. Ich habe keinen Groll mehr auf ihn. Meine Mirl hat mich geheiratet mit meinem weißen Schopf. Und das war mir die Hauptsache.

Prosit! Ihr Herren."

Mein ist die Rache.

Von Max Karl Böttcher.

Heute Nacht war Michael Glandow seltsam zuversichtlich. Er wußte, daß die See ihr Geheimnis nicht länger vor ihm zurückhalten würde. Bis zum Felsenrand war er die Küste hinuntergeklettert und wartete nun auf das Aufblitzen der ersten Mondstrahlen über den Wogen der wieder heranrollenden Flut. Den schimmernden Strahlenglanz und das vielfältige Farbenspiel des auf den Schaumkronen entlang huschenden Mondlichtes wollte er schauen und festhalten .....

Der klagende Ruf eines Küstenvogels hallte über das Wasser in sein Harren. Eine leichte Brise kam auf und weckte Gedanken in ihm, Erinnerungen aus der Vergangenheit. — Nun war ja alles vorüber. Er hatte Irene gewonnen, sie waren allein und konnten ein neues Leben beginnen.

Hierher an die See waren sie beide geflüchtet. Jetzt übersahen sie alles viel klarer und Glandow fühlte seine verlorenen Kräfte wiederkehren. Bald wollte er wieder Pinsel und Palette zur Hand nehmen, um die Schönheit der heute zu erwartenden Mondstunde zu malen: Die See, leise murmelnd im Scheine des lieblichen und friedlichen Mondlichtes; seine Ruhe, all' seine Glückseligkeit wollte er mit hineinverweben .....!

Es war ein malerisches Plätzchen, wo er sich befand, abgelegen, von schroffen Felsen übertürmt, so recht geeignet, sich seinen Gedanken hinzugeben und die majestätische Ruhe des Meeres zu genießen. Nur über eine 30 Fuß lange Strickleiter konnte man an diese Stelle gelangen, die wohl während der Zeit der Ebbe wasserfrei war, bei steigender Flut aber bald in das nasse Element zurücksinken mußte. Nirgends bot sich sonst an der überhängenden Felswand ein Halt, der einen anderen Rückweg als über die Leiter ermöglicht hätte. Aber diese war ja wohl verwahrt.

Oft hatte er hier tagsüber schon mit Irene gesessen, doch jetzt in der Dunkelheit kam ihm zum Bewußtsein, daß es eine richtige Todesfalle war. Zehn Fuß unter ihm prallten die langsam vordringenden Wellen mit leisem Glucksen gegen das Gestein.

Von seinem Standort konnte er die Leiter nicht im Auge behalten. Eine vorspringende Felskante wehrte ihm die Sicht.

Und wie, wenn sie nun nicht mehr dort wäre? Er hatte sie wohl gut befestigt und gesichert, aber Knoten mögen sich oft auf seltsame Weise lösen — —? Als elend Gefangener wäre er dann der steigenden Flut ausgeliefert ... Würde er dann noch von der Schönheit des Meeres träumen können?

Das Bild, das er schaffen wollte, schien ihm plötzlich etwas Alltägliches. Nicht, was Unzählige schon vor ihm sahen, durfte es sein! Sein Bild mußte einen tieferen Inhalt bekommen. Hinter der Maske der Lieblichkeit glitzernder Wellen das weiß gezähnte Hohnlächeln der erbarmungslosen See .....!

Einige Steine lösten sich oben, fielen mit geisterhaftem Geräusch herab und verschwanden in dem hohl glucksenden Wasser. Rasch war er an der Stelle, wo die Leiter zu dem schmalen Felsband herabführte und sah deren Ende sich hin und herbewegen.

„Irene"? Die Antwort auf seine Frage gab das glückliche Lachen, das er so gut kannte. „Hallo, Michael, ich komme hinunter!"

„Um Himmelswillen! Vorsicht! Laß' dir Zeit, damit du keinen Fehltritt machst!" — —

Und dann konnte er sie in seine Arme schließen. Heftig ergriff er ihre Hand. „Du hättest nicht herunterkommen sollen, Liebling, in der Nacht ist es zu gefährlich!"

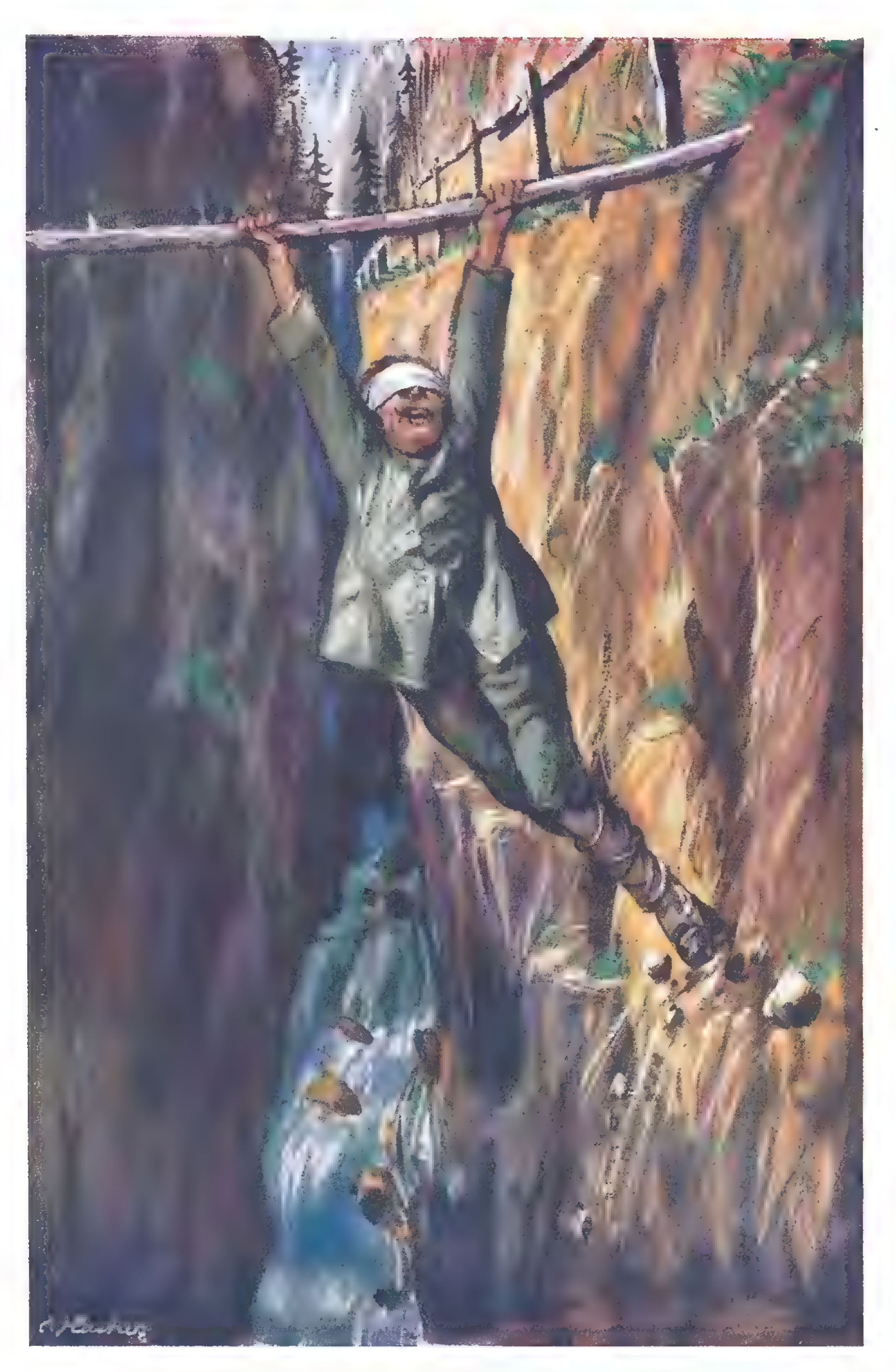
Sie schmiegte sich an ihn: „Ich war so allein, Michael, und es war mir, wie wenn ich unwiderstehlich zu dir hingezogen würde. Sobald du gegangen warst, fürchtete ich mich."

Glandow hatte sich auf einen flachen Stein gesetzt und zog sie an sich.

„Ich werde dich nicht wieder allein lassen, Liebling! — — und jetzt wollen wir den Mond über der Bucht aufgehen sehen." Stillschweigend saßen sie so einige Minuten, während ostwärts der Himmel sich langsam aufhellte.

„Und wenn es bis zum Morgen dauert, ich will versuchen, auch einige Skizzen vom Sonnenaufgang zu machen. Gestern erhielt ich von Collins, dem Kunsthändler, einen Brief, daß er immer kräftige Skizzen vom Meeresstrand gebrauchen könne. Die Skizze vom Vorgebirge, welche ich ihm zuschickte, hat er für 400 Mark in seinem Schaufenster ausgestellt."

„Michael," klang ihre Stimme gedämpft, „wenn du sie ihm nur nicht gegeben hättest. Glaubst du, daß es klug war? Keiner brauchte unsern Aufenthalt zu wissen."



Mir ist als ob ich trotz der verbundenen Augen die Felswand sehe.

Ein Unterton von Furcht war in ihrer Stimme. Glandow fühlte es und wollte sie trösten, indem er sie liebkosend mit seinen starken Armen an sich preßte. „Ja, Liebling, ich verstehe. Wir können uns aber auf Collins verlassen, und Merring ist ein Mann, der sich vor einem Skandal hüten wird."

Sie schüttelte langsam den Kopf und machte eine abwehrende Handbewegung. „Michael und doch, ... ich fürchte mich vor ihm, ich habe schrecklich Angst ....!"

Wieder rollte ein Stein von oben herab, ganz langsam, wie es schien, und fiel auf den schmalen Pfad, auf dem sie sich befanden. Glandow beugte sich vor und sah eine Weile regungslos zum Felsenrand hinauf. Dann wandte er sich nachdenklich wieder zu Irene: „Seltsam, welchen Klang die harmlosesten Dinge bei Nacht haben. Der Stein erschreckte mich diesmal wirklich auch."

„Ich glaubte sogar Schritte zu hören, bevor der Stein fiel," flüsterte aufgeregt Irene.

„Schritte — ? Das Alleinsein muß dir wohl auf die Nerven gefallen sein, Liebste? Das eben war der Wind oben im Heidekraut!" — „Michael, Liebster, seit heute abend als ich allein zu Hause schrieb, habe ich das Gefühl, als ob wir nicht mehr allein seien ...." und ihre Stimme sank zu einem Flüstern herab: „Weißt du, was er mit dem, was er damals sagte, wohl meinte ....?"

Ihre Worte brachten ihm die Szene ins Gedächtnis zurück, die er seit Wochen zu vergessen suchte: Das Gesicht Merrings seines Nebenbuhlers, dessen Werbung Irene zurückgewiesen hatte, widerwärtig vor Wut im gelben Licht der Straßenlaterne verzerrt, haßerfüllte Worte über seine Lippen stoßend. Der Mann schien in jener Nacht irre geworden — hatte mit Umbringen gedroht. Die Maske kühler Höflichkeit war mit erschreckender Plötzlichkeit gewichen, als er sich vergegenwärtigen mußte, daß Irene ihm nie gehören würde. Glandow sah in Merring schon immer einen seltsamen Mann: südliches Blut mußte in seinen Adern wallen, vielleicht ererbt von den Vorfahren. Ein gefährlicher Mann .... Und er hatte Irene mit Leidenschaft geliebt .....

Glandow versuchte solche Gedanken gewaltsam zu unterdrücken. Er wollte sich mit Vernunft einreden, daß Merring durch einen Racheakt zu viel verlieren würde. Merring war ein ausgezeichneter Geschäftsmann mit allen Aussichten auf eine öffentliche Karrière. Er durfte nicht unbesonnen sein! Aber alle diese Ueberlegungen wurden zunichte, wenn er sich an den letzten aufgefangenen Blick des wilden Gesichtes im Laternenschein erinnerte.

Er besann sich auf Irenes Frage und versuchte darauf eine frohe Antwort zu geben, die er jedoch nicht finden konnte.

Er zeigte auf das Meer hinaus.

„Sieh, wie bleich die Sterne funkeln, der Mond wird, bevor uns diese Wolken erreichen, aufgehen. Wir dürfen darnach hier nicht eine Minute länger verweilen. Ich habe nur einen Blick zur rechten Zeit zu tun, das genügt mir — — und es sieht aus, als ob es eine rauhe Nacht werden würde. Horch!"

Schwacher ferner Donner war hörbar, vermischt mit dem dumpfen Zischen der nahen Brandung.

Irene schrack plötzlich zusammen.

„Was war das? Hörtest du es nicht?" Er fühlte wie Irene seinen Arm fester umfaßte. Auch er hatte etwas gehört. „Es war um jene Ecke, dort muß etwas gefallen sein." Er versuchte ruhig zu sprechen: „Bleibe einen Augenblick, wo du bist, ich will mal nachsehen" und dauernd mußte er denken: „Ist doch nicht am Ende das Seil ....."

..... Wahrhaftig die Leiter war n i c h t mehr an ihrem Platz! Ungläubig starrte er auf die leere Felsenwand; er wollte seinen Augen nicht trauen und tastend fühlte er am Stein entlang. Sie war wirklich fort, — — herabgefallen. Er blickte hinunter auf die brandenden Wogen. Eine Möglichkeit gab es noch, sie zurückzubekommen, wenn sich der Haken unten irgendwo verfangen und die Leiter vor dem Versinken im Wasser bewahrt hatte. Er mußte hinunter, denn nur mit der Leiter bestand noch die Hoffnung des Entkommens aus dieser fürchterlichen Lage. Gerade wollte er sich anschicken, an der Felsenwand weiter hinabzukommen, als Irene seinen Namen rief: „Michael — — was gibt's?"

„Das Seil ist hinabgerutscht, das ist alles. Aengstige dich nicht. Ich werde es bald wieder haben." Als er sich wieder auf die Suche machen wollte, lachte jemand über ihnen in die Nacht, höhnisch und kalt. Der Mond kam heraus, die ersten Strahlen beschienen ein Gesicht, ... ein weißes Gesicht, das Glandow zuletzt im Lichte einer Straßenlaterne, von teuflischer Wut verzerrt, gesehen hatte.

„Merring — — !" Das Wort blieb ihm in der Kehle sitzen.

„Ja, Glandow, i c h bin hier" kam es mit kühler Stimme vom Felsenrand zurück. Glandow schreckte bei dem Klange der Worte in den Schatten zurück.



„Was wollen Sie?“ stieß er mit heiserer Stimme hervor.

„Was ich will?“ lachte der andere, „w a r t e n will ich! Natürlich!“

Einen Augenblick herrschte Stille, dann ließ sich die Stimme oben noch einmal vernehmen.

„Jawohl, Glandow, das Leben ist oft wunderlich, nicht? Wir zwei scheinen durch ein Band des Schicksals aneinander gekettet zu sein, würde ein Romanschriftsteller sagen.

In jedem entscheidenden Augenblick komme ich unerwartet über sie. Zweimal zuvor war es schon so. Erinnern Sie sich? Zuerst der hungrige Künstler, unbekannt, langsam dem Tode verfallen, in einer Pariser Spelunke — und ich der reiche Fremde, der Fachmann auf der Suche nach verborgenen Talenten.

Dann der zweite Augenblick: Michael Glandow,

— — — faßte Merring die Leiter und warf sie in hohem Bogen in das Meer.

der aufsteigende, sich emporringende Maler, der einem andern die Liebe des ersehnten Mädchens entreißt, — — künstlerisches Temperament: selbstverständlich, — — ein heiliges Muß: kein Zweifel — — ! — — Jetzt, das dritte und letzte Mal! — Auf eine höchst romantische Art und ganz zufällig bin ich nun Augenzeuge Ihres Endes." Er hielt inne und gefiel sich auf dem Höhepunkte seiner Rede.

Glandow konnte von seinem Standort sehen, daß er die Seilleiter in den Händen hielt.

Merring griff das Wort wieder auf:

„Wie ich schon sagte, ein reiner Zufall, daß wir uns treffen. Das Bild im Fenster von Collins war unverkennbar das Ihrige; trotz der impressionistischen Behandlung war das Vorgebirge leicht ausfindig zu machen.

Ich kaufte das Bild diesen Morgen für mich als Kapitalsanlage. Michael Glandow wird so wenig Werke seines Könnens hinterlassen, daß diese bald im Werte steigen müssen, dessen bin ich gewiß. Die krankhafte Sentimentalität des Publikums wird außerdem dazu beitragen, den Wert Ihrer letzten Skizze insbesondere zu erhöhen, zeigt sie doch ungefähr den Ort, an dem der Maler verunglückte. Sein Körper wird zur Zeit der Ebbe auf dem nämlichen schmalen Sandstreifen angespült werden, der auf dem Bild zu sehen ist. Das sind gerade die richtigen Umstände, um in der Oeffentlichkeit Bewunderung hervorzurufen, Mr. Glandow! Möge es sein, daß Sie dadurch berühmt werden!"

Während der ganzen Zeit sprach Merring in Ruhe, wie im Gesprächston, und doch konnte Glandow erkennen, daß er es mit einem Wahnsinnigen zu tun hatte. Die vollständige Abwesenheit jeder Aufregung in dieser Stimme mußte auf einen Kopf schließen lassen, der von der mitleidlosen Logik des Wahnsinns erfüllt war. Glandow sah ein, daß hier vernünftiges Verhandeln nutzlos wäre.

„Er will morden, Irene! Die Leiter hat er hinaufgezogen. Er ist wahnsinnig, wie ich glaube. Vergib mir, daß ich an Deinem Hiersein schuld bin."

Sie legte ihren Arm als Antwort um seinen Hals und er fühlte ihre Lippen auf den seinen.

„Gibt es keine Möglichkeit mehr für uns zum Entrinnen? Soll uns nichts weiter bleiben als hier auf die Flut zu warten, bis sie uns verschlingt?"

Er nickte stumm — — —.

Die Stärke des Windes nahm schnell zu und hin und wieder fegte eine Böe die Felsenküste entlang. Die schwarzen Wolken rückten immer näher heran und Schreie bedrängter Wasservögel wurden in dem beginnenden Aufruhr von Wind und Wasser hörbar. Glandow wußte, daß jeder Hilferuf vergebens war. Dennoch versuchte er es einmal, aber seine Stimme verlor sich schnell in den Felsen. Nur die Möven kreischten gleichsam als Antwort auf seinen Ruf lauter, während ein grimmiges Lachen oben sich über seine Anstrengung belustigte.

Als der Wind für kurze Augenblicke nachließ, benützte Merring diese Gelegenheit, Glandow noch etwas zuzurufen:

„Glandow, peinlich ist es mir, einen Künstler sterben zu sehen. Sie würden eines Tages noch eine Größe geworden sein, wie ich Sie zu beurteilen vermag. Ich war es, der Sie entdeckte und Ihre Kunst gab ich der Welt. Sie haben sich aber für unwürdig meiner Dienste erwiesen und so habe ich das Recht, mein Geschenk zurückzunehmen." Ein frohlockendes Gelächter folgte.

Das immer noch besonnene Verhalten Glandows reizte ihn. Dieser schrie ihm zu: „Erbärmlicher Mörder, dich wird Gott noch strafen!"

„Mörder?" sagte der andere. „Nein, mein Lieber, niemand wird mich für den Mörder halten. Wenn die Flut ihre Arbeit getan hat, lasse ich die Leiter wieder hinunter. Dazu verlor Ihre Begleiterin auf dem Wege hierher in der Eile ihren Schal, den ich ihr einst selbst gegeben ..... er wird so im Vorbeigehen in der Heide gefunden werden. Zerrissen vom Sturm, vom Wasser durchtränkt, beraubt seiner Eleganz und seines Parfüms, werde ich ihn wieder erkennen, wenn Eure beiden Körper leblos geborgen sind. Dann wird noch ein Brief als Zeuge des gemeinsam begangenen Schrittes vorhanden sein, von ihr eigenhändig geschrieben. Da die Türe Ihrer Hütte offen gelassen wurde, konnte ich, bevor ich ihr folgte, schnell noch einen Blick in das Zimmer werfen. Soviel ich sah, war die Mitteilung an ihre Mutter bestimmt. Ein Satz ist darin von besonderer Wichtigkeit: „Wir haben uns entschlossen, dahin zu gehen, wo uns niemand finden wird — — —." Sie können vielleicht selbst vermuten, wie derartige Worte bei der Untersuchung nach erfolgtem Ereignis ausgelegt werden. „An dieser Stelle bricht der Brief mit tragischer Schroffheit ab," wird

der Berichterstatter sagen. Die mit der Aufklärung des Falles Beauftragten werden mehr Einbildungskraft aufbringen, als Sie vielleicht annehmen. Als ich ihnen hierher folgte, hätte ich nicht gedacht, daß mir meine Aufgabe so leicht gemacht würde.

Glandow blickte suchend nach oben, als der Mondschein sich über die Felsen ausbreitete, um schließlich doch noch Stellen zu finden, an denen er sich hinaufziehen konnte, aber alle Pläne wurden im voraus durch das Ueberhängen des Klippenrandes zunichte gemacht. Nur mit Seilen und Eisen konnte man hinaufkommen.

„Liebling, es — naht — unser — Ende. Ich denke — — eine Stunde noch, dann — —"

Der Wind wuchs stärker und Glandow erblickte Merring, wie er triumphierend am Rande des Felsens stand.

Als die Sturmwolken der Küste näher kamen, artete bei Merring der Wahnsinn immer mehr in Wut aus. Verwünschungen wechselten mit irren Schwüren, Brocken aus Dichtungen mit Psalmversen ab — — Merring brachte alles in einem Zuge hervor und erging sich in Schmähungen gegen Irene. Die einsetzenden Windböen trugen den Schwall der wüsten Worte davon.

„Siehst du das Mondlicht auf dem Wasser, Michael?" Dieser ablenkende Ruf löste die wütende Stimme oben ab. Er sah zur Bucht hinüber, seine Augen weiteten sich und starrten unbeweglich, sinnend auf die Schaumlinien, die auf den daherstürzenden Wellen erschienen.

„Gott," rief er, „Irene, — — ich vermag jetzt alles zu sehen. Das Bild, wie ich es malen möchte! Sieh die glänzenden Krümmungen von mondbeschienenem Schaum, der gegen die Küste fegt, diesen kalten Schimmer an den Rändern der Flutwellen. Eine Sense! Kannst du sie erkennen? Mit dieser Sense kommt der Tod, seine Ernte an dem Felsen zu halten — — O Gott! Etwas sagt mir, daß ich leben werde, um diesen Anblick im Bilde festzuhalten." In dem die Felsenklippe überflutenden Lichtschein erblickte Glandow ganz nahe bei sich etwas Glänzendes — — eine Flasche! Er griff sie auf. Sie war von dickem grünen Glas, das Ueberbleibsel eines Picknicks — —. Ein Gedanke kam ihm in den Sinn — — noch ein letzter verzweifelter Versuch des Entkommens. Er erinnerte sich seines Skizzenblockes und seiner Farbtuben, die er in der Tasche mitgenommen hatte. Er konnte gerade noch zum Schreiben sehen. — —

Der Wind ließ wieder auf einige Sekunden nach und Glandow rief:

„Merring, hören Sie mir zu. Sie sehen dies in meiner Hand."

Merring sah hinunter und lachte.

„Hören Sie, Merring, was ich hier halte, bedeutet Ihr Leben! Eine dicke verschlossene Glasflasche mit Farben bemalt, darin eingeschlossen die Geschichte von dem Morde, den Sie an uns ausführten. Soll ich die Flasche in das Meer werfen? Oder ziehen Sie es vor, die Leiter herunterzulassen?

O, ja, ich denke wohl daran, daß sie vielleicht zerbricht, wenn ich sie dem Meere übergebe, aber Sie werden niemals darüber Gewißheit erfahren. Bedenken Sie, was das bedeutet, Merring. Die Furcht vor der Entdeckung wird Sie das ganze Leben begleiten, denn eines Tages könnte die Flasche doch ans Land gespült sein. Sie werden unaufhörlich die Küste entlang wandern, immer nach der Flasche fahnden; vor Bangen werden Sie nachts nicht schlafen können, da der Gedanke, die nächtliche Flut könnte zur Aufdeckung des Geheimnisses beitragen, Sie nicht verlassen wird. Und dann wird eines Tages die Flasche doch ein Fischermann finden, und dann ereilt Sie die gerechte Strafe, das sage ich Ihnen! Sie können sich dem nicht entziehen! — — Lassen Sie die Leiter herunter und gehen Sie Ihres Weges!"

Ohne sogleich ein Wort zu erwidern, faßte Merring die Leiter, ging bis zum äußersten Rand und warf sie in hohem Bogen in das Meer.

„Sterbe, Verfluchter!" brummte er dann, „sterbe! Und diese Frau mit dir! Du Narr, glaubst du denn, daß ich Furcht vor dem Tode habe und dieser einen Mann wie mich von seiner Pflicht abbringen kann? Meine Pflicht ist, mich von dir zu befreien!"

Die letzte Hoffnung war geschwunden. Kalte Wut kam über Glandow, als er die Leiter fallen sah. Er hielt die Flasche im Mondlicht empor.

„Warte nur!" rief er „Dein Todesurteil! Warte!" Die einzige Antwort hierauf war das Herunterfallen eines Steines, der scheinbar von Merring geworfen wurde; Glandow schützte sich durch die Felsenecke vor weiteren Steinen. Um die Flasche so werfen zu können, daß sie weit genug von der Küste zu fallen kam, war er gezwungen, sich für einen Augenblick freizustellen. Merring, mit der List eines Wahnsinnigen, hatte diese Notwendigkeit

für Glandow sofort erkannt und schickte sich an, weitere Steine zu lösen, um diese hinunterzurollen, wenn Glandow ungeschützt stehen würde.

Glandow sann nur noch auf Rache, kletterte so weit es ging auf die vorspringende Ecke, ungeachtet der Mahnungen Irenes, und ohne Rücksicht auf die von oben herunterfallenden Steine. Seine ganze Energie, geistig und körperlich, richtete sich darauf, die Flasche sicher in tiefes Wasser zu bringen, ohne daß sie sofort wieder an die Felsen geworfen würde. Nur mit Mühe konnte er sich am Felsgestein halten.

Merring hielt auf einmal inne, Steine hinabzuwerfen und Glandow konnte sehen, wie er sich um die Freimachung eines größeren Felsblockes bemühte, um diesen auf ihn herunterzulassen. — —



Sich gegen das Gestein pressend, starrte er nach oben und bemerkte, wie der große Stein, gerade über seinem Standplatz, wankte. Noch eine Kleinigkeit — —. Wiederum wandte er sein Gesicht nach oben, da kam ihm schon ein Schauer von scharfem Kiessand entgegen. Er hörte Irene aufschreien, sah den Steinblock sich langsam nach vorne neigen, sah die schwarze Masse auf sich zukommen — —, er schloß die Augen. Krachend fiel Gestein um ihn. Etwas streifte seine Schulter und verletzte seinen Arm.

Das Getöse des fallenden Steines und beißender Schmerz mischten sich grimmig in seinem Hirn. Als er die Augen öffnete, erkannte er gerade noch, schwarz gegen den Himmel sich abhebend, eine wankende Gestalt, ganz nahe am Rand des abgebröckelten Riffs. Sie taumelte nach vorn, griff mit den Händen, vergeblich Halt suchend, in die Luft und war mit einem irren Aufschrei, den die tosende Brandung erstickte, plötzlich kopfüber im Dunkel verschwunden — —.

Schwindelnd vor Schmerz blickte er zum Wasser hinunter, wohin Merring gefallen war. Eine Sense von Schaum kam auf sie zu, mit langsam unbarmherzigem Schwung.

Am oberen Rande der Felsenwand, wo Merring gestanden und wo der Felsblock sich gelöst hatte, war eine klaffende Lücke im Gestein entstanden, die vielleicht eine Möglichkeit zum Emporklettern bot.



Er hörte Irene aufschreien, sah den Steinblock sich langsam nach vorne neigen und die schwarze Masse auf sich zukommen ....

Wie er den oberen Rand des Riffes erreichte, wußte Glandow nicht. Der Sturm war angebrochen, der Wind faßte ihn an der Kehle, als er sich mühsam, Zoll um Zoll, emporschaffte. Sein Arm hing schlaff herunter. Oft schien es, als wollte er hinunterfallen und immer wieder vermochte er sich anzuklammern und sich langsam hinaufzuziehen.

Oben angelangt, brach er zusammen und lag einen Augenblick erschöpft auf dem Boden. Er fürchtete zunächst, daß er in völlige Ohnmacht falle, aber die Peitsche der tobenden Wogen, die jetzt fast bis zu dem Platz reichten, wo er selbst eben gestanden hatte und Irene noch weilte, trieb ihn an, half ihm wieder auf die Füße. Er stolperte den Klippenpfad zurück zur Hütte, um ein Seil zu holen.

Die endlosen Minuten wurden ihm zur fürchterlichen Qual; vor Schmerz bald wahnsinnig, sah er vor sich wie eine geisterhafte Vision, eine große leuchtende Sense über dem Meere, die hin und her schwang und auch den Ort streifte, wo Irene sich in Todesfurcht anklammerte. In höchster Gefahr, in letzter Minute, gelang ihm die Rettung Irenes.

*

Die Vision aber, die er geschaut, brannte sich in sein Hirn und seine ganze Arbeit beherrschte der ihm in den Minuten der Todesnot gekommene Gedanke, daß er leben würde, um sein Bild zu malen. Es wurde sein Meisterwerk — — und er gab ihm den Namen: „M e i n i s t d i e R a c h e!"

Ein Fortschritt in der Arzneimittelbereitung: Leichtlösliche Pillen.

Von Apotheker G r a f.

Die Arznei-Form der Pille ist eine der ältesten. Jedenfalls war die Pille lange vor der Tablette da. Es ist dies schon allein dadurch erklärlich, daß zu ihrer Herstellung nur eine wesentlich einfachere Apparatur benötigt wird. Auch ist anzunehmen, daß man durch das ofte Vorkommen ähnlicher Körper in der Natur, z. B. die runden Beeren, bald auf den Gedanken kam, auch Arzneimitteln diese Form zu geben.

Hervorgerufen wurde das Bedürfnis jedenfalls dadurch, daß man Stoffe, deren Geschmack oder Geruch unangenehm war oder mit denen man beim Einnehmen möglichst wenig in Berührung kommen wollte (so besonders die verschiedenen Artikel in der Zeit der sogenannten Dreck-Apotheke) in eine Form zu bringen suchte, die das Zusichnehmen ermöglichte oder die Unannehmlichkeiten wenigstens weitgehend verringerte.

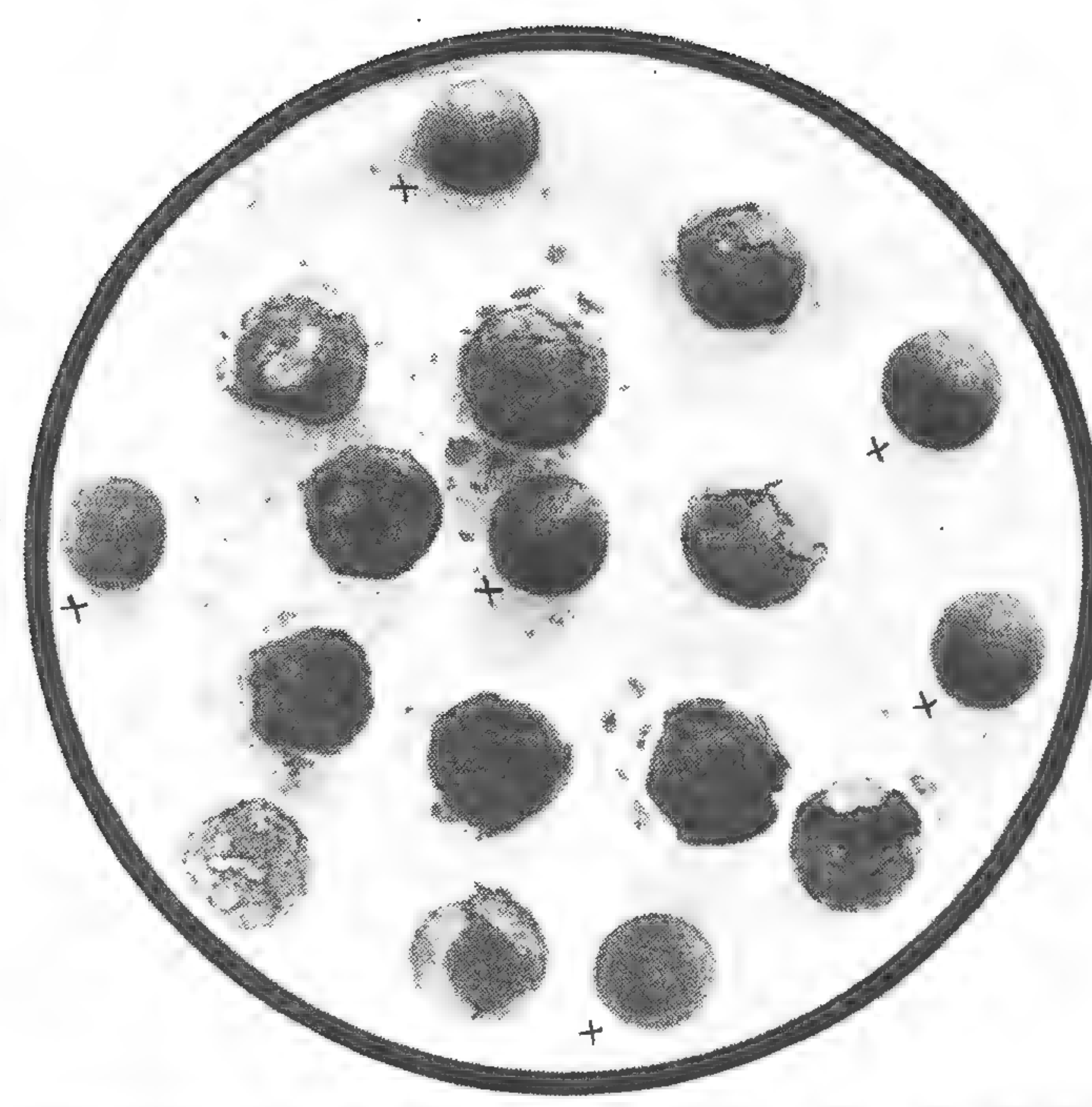
Erst hatte man sich dadurch zu helfen versucht, daß man die einzelnen gepulverten Bestandteile mit Honig, Zucker, Sirup oder eingedickten Pflanzensäften zu einem steifen Brei, einer Art Latwerge, anrührte (z. B. der sogen. Theriak). Dann nahm man weniger Flüssigkeit, die Masse wurde dicker, damit plastisch und man konnte erst mit der Hand, später mit einfachen Apparaten Kugeln daraus drehen, aus denen sich dann mit der Zeit die Pille in ihrer jetzigen Gestalt entwickelte.

Als dann die Arzneistoffe aus dem Tier- und Pflanzenreich immer mehr durch chemische Produkte ersetzt wurden, als man eine Zeitlang glaubte man könne und müsse aus allem den wirksamen Stoff i s o l i e r e n, ja sogar daraus die chemischen Formeln berechnen, und den Stoff künstlich (synthetisch — wie man sagte) aufbauen, da mußte doch auch eine neue F o r m gefunden werden und damit kam die Tablette.

Der nun erfolgende Siegeszug der Tablette, den jeder kennt und der ja auch durch die Annehmlichkeiten, die sie bietet, berechtigt ist, wurde dadurch noch glorreicher, als sich ein weiterer Nachteil der Pille herausstellte. Man hatte nämlich herausgefunden, daß Pillen, die ohne g a n z b e s o n d e r e Berücksichtigung einer langen Lagerfähigkeit hergestellt waren, so hart werden konnten, daß sie unverdaut und unausgenützt den Körper wieder verließen. Und doch wollte und konnte man die Pille nicht ganz entbehren, da es in manchen Fällen nur mit ihrer Hilfe möglich war, einen unangenehmen, besonders bitteren Geschmack oder sonstige Eigenschaften, die beim Einnehmen lästig empfunden wurden, zu verdecken.

Und siehe da, die deutsche Arzneimittel-Industrie, die schon viele schwere Probleme glänzend gelöst hatte, fand auch hier einen Ausweg. Der gesuchte Helfer in der Not fand sich in der Hefe und dem H e f e - E x t r a k t.

Es zeigte sich, daß Pillen, die unter Zusatz dieser Stoffe im richtigen Verhältnis hergestellt waren, niemals bis zur Unlöslichkeit verhärteten, und wenn sie mit Feuchtigkeit



Pillen mit und ohne Hefeextrakt in Feuchtigkeit gebracht (× Pillen ohne Hefeextrakt)

in Berührung kommen, also auch beim Passieren der Verdauungsorgane, so aufquellen, daß man beinahe von einem Zerplatzen sprechen kann. Noch dazu bringt diese Verwendung von Hefe und Hefeextrakt nicht etwa irgendwelche Unannehmlichkeiten mit sich, sondern im Gegenteil, es wird damit noch eine sehr willkommene verdauungsanregende Wirkung erzielt. Es werden dadurch sogar Stoffe, welche sonst oft die Verdauung störten, gut vertragen.

Es ist also hiermit eine Möglichkeit gegeben, bei Arzneimitteln, die man aus technischen Gründen in Pillenform zur Anwendung bringen will, dies durchzuführen. Bei der Herstellung aller Pillen unter den Pfarrer Heumann'schen Arzneimitteln sind die mit Hefe und Hefeextrakt gemachten Erfahrungen selbstverständlich weitgehend verwertet. Die benötigten großen Mengen



aufquellende Pillen
(stark vergrößert)

Hefe und Hefeextrakt werden von der hierin besonders leistungsfähigen Chem. Fabrik Zymer, Erlangen bezogen, wodurch für Güte und Reinheit beste Gewähr geleistet wird. Aus den hier veröffentlichten Bildern sieht man, wie diese Pillen aufquellen und aufplatzen, wenn sie unter ähnlichen Verhältnissen wie im Magen, d. h. also bei ungefähr 37 Grad Wärme (entsprechend der Körpertemperatur) mit Flüssigkeit in Berührung kommen.

Noch dazu ist ja durch Beschränkung der Abgabe an unsere Depotapotheken die Gewißheit gegeben, daß dort immer ein schneller Absatz der Mittel erfolgt, so daß eine überlange Lagerung nicht zu befürchten ist.

Kultiviert den deutschen Boden!

Die Ereignisse der letzten zwei Jahrzehnte haben am Schicksale des deutschen Volkes den Beweis erbracht, daß die Stärke einer Nation auf die Dauer nur in der eigenen Kraft und in der Fähigkeit beruhen kann, unter möglichster Ausschaltung fremder Produkte sich auf eigener Scholle zu erhalten. Ganz besonders haben uns der Krieg und seine Folgen gezeigt, daß die bisher in Deutschland erzeugten Lebensmittel zur befriedigenden Ernährung eines 60 Millionen-Volkes nicht ausreichen. Dabei sagt aber die Erfahrung, daß die gewaltige Entwicklung, welche die deutsche und die bayerische Landwirtschaft in langer Friedenszeit genommen haben, die durch Krieg und Inflation zwar gehemmt, aber nicht gänzlich aufgehalten werden konnte, noch erheblicher Steigerung fähig ist und daß die Ertragsfähigkeit unseres Bodens noch um ein wesentliches gehoben werden kann. Einer der aussichtsreichsten Wege zur Erreichung dieses Zieles ist die Förderung der Landeskultur durch Urbarmachung der zahlreich vorhandenen Moore und Oedländereien, sowie durch Verbesserung der zwar bereits in landwirtschaftlicher Nutzung befindlichen, wegen schlechten Kulturzustandes jedoch nicht voll ertragsfähigen Böden.

Wie aus den amtlichen Erhebungen über die landwirtschaftliche Bodenbenutzung in Deutschland hervorgeht, sind in unserem Vaterlande die Voraussetzungen für eine großzügige Landeskultur in reichem Maße gegeben.

Von den 47 Millionen Hektar Grundfläche des Deutschen Reiches (einschl. Seen) sind volle

3 Millionen Hektar landwirtschaftlich mangelhaft oder überhaupt nicht ausgenützt.
Davon sind:
1,16 Millionen Hektar Weideflächen oder Hutungen von geringer Qualität,
450 000 Hektar unkultiviertes Moorland und
1,5 Millionen Hektar mineralisches Oedland.

Von dieser ungenützten Fläche fällt selbstverständlich ein großer Teil aus, da er für landwirtschaftliche Nutzung ungeeignet ist, wenn man aber den Anteil der für eine



Niedermoor vor der Kultivierung



Oedland während der Sprengarbeit

Kultivierung geeigneten Fläche mit 2 Millionen Hektar annimmt, wird man ganz gewiß nicht zu hoch greifen.

Mit der Nutzbarmachung dieser 2 Millionen Hektar könnte die wirtschaftliche Nutzungsfläche des Deutschen Reiches um rund 10 % gesteigert werden, d. h. mit anderen Worten: wenn sich unser 60 Millionen-Volk mit den zur Zeit vorhandenen Mitteln gerade noch ausreichend ernähren läßt, so kann man mit diesen 2 Millionen Hektar kulturfähigen Landes weitere 6 Millionen Menschen mehr ernähren oder die Lebenshaltung der andern verbessern.

Das ist ein Ziel, welches für uns Deutsche von außerordentlich großer Bedeutung ist und den Einsatz aller Kräfte verdient!

Unsere Aufgabe muß also sein:

I. Zunächst Kulturland von geringer Qualität, das sich schon in landwirtschaftlicher Nutzung befindet, zu verbessern und ertragsreicher zu machen.

II. Neues Land durch Kultivierung von Oedländereien, Mooren usw. zu gewinnen.

Die Bodenverbesserung von schon in Kultur befindlichem Land kommt in erster Linie in Frage, da sich meist mit geringen Kosten große Erfolge erzielen lassen.

Wieviel in dieser Hinsicht noch zu geschehen hätte, zeigt eine im März 1927 durchgeführte Erhebung, wonach rund 8,5 Millionen Hektar deutschen Bodens dringend der Verbesserung bedürfen. Im allgemeinen handelt es sich dabei um Flächen, welche meist früher schon einmal in gutem Kulturzustande waren, bei welchen aber durch mangelhafte Pflege oder gänzliche Vernachlässigung die Entwässerungsanlagen wirkungslos geworden sind. Kein Wunder, wenn die Grundstücke allmählich in einen Zustand geraten, der sie von einer unkultivierten Fläche wenig mehr unterscheiden läßt. Bei jeder Reise durch irgend ein Gebiet Deutschlands erblickt man vom Zuge aus weite Flächen von solchen sauren, versumpften Wiesen. An Stelle eines schönen gleichmäßigen Graswuchses sieht man nur Büschel von starren Binsen und Sumpfpflanzen. In einem solchen Falle genügt eine gründliche Reinigung und Instandsetzung der Haupt- und Seitengräben bis auf ihre ursprüngliche Tiefe und ein Freimachen der verstopften Sammel-Drains, um das überschüssige Bodenwasser abzuleiten. Unkräuter und saure Gräser werden dann ganz von selber wieder verschwinden, namentlich, wenn durch kräftige Bodenbearbeitung und entsprechende Düngung nachgeholfen wird. Auf Wiesen empfiehlt es sich durch Aufreißen mit der Egge und durch Einsaat guten Grassamens das Aufkommen hochwertiger Futtergräser zu fördern. Wo allerdings saure Gräser und Unkraut bereits die Oberhand gewonnen haben, kann nur durch einen gründlichen Umbruch und mehrjährige Ackerwirtschaft Abhilfe geschaffen werden.

Trockene Sandböden lassen sich in ihrem ungünstigen Charakter wesentlich verbessern durch Anreicherung mit humosen Stoffen: Stalldünger, Gründüngung, Torf; ferner durch Zufuhr von Kalk, Ton und Lehm. Hierdurch wird die wasserfassende Kraft der Sandböden erhöht. Unter günstigen Verhältnissen kommt auch die künstliche Bewässerung in Frage. Stark humose Sandböden gehören bei richtiger Düngung zu den ertragreichsten Böden.



Erster Umbruch eines Moores

Zähe Tonböden zeichnen sich meist durch zu hohen Wassergehalt, schlechte Durchlüftung und schwere Bearbeitungsfähigkeit aus. Mittel zur Abschwächung dieser ungünstigen Eigenschaften der Tonböden sind: Beseitigung des schädlichen Wasserüberschusses durch Entwässerung, gute Bodenbearbeitung und Zufuhr von bodenlockernden Mitteln wie Stallmist, Torf, Gründünger und Aetzkalk. Unter bestimmten Verhältnissen auch Mischung mit Sand. Eine Mischung des Bodens läßt sich oft sehr leicht durch Vertiefung der Ackerkrume erreichen, oft genügen schon wenige Zentimeter Vertiefung.

Feste, wasserundurchlässige Lehmschichten verhindern das Eindringen der Feuchtigkeit in den Untergrund, so daß das Wasser dem Acker durch vorzeitiges Verdunsten und Abfließen verloren geht. Sehr empfehlenswert ist in solchen Fällen eine Tieflockerung des Untergrundes durch das Romperit Co. Sprengkulturverfahren der Dresdener Dynamitfabrik A.G. Dieses Verfahren hat den Vorzug, daß die Bodenlockerung bedeutend gründlicher vor sich geht und außerdem billiger ist.

Harte Ortstein- oder Raseneisenstein-Schichten bilden ein anderes vorherrschendes Uebel im Untergrund und verhindern in gleicher Weise wie feste Lehmschichten die Aufspeicherung von Feuchtigkeit oder es entstehen die bekannten Faulstellen mitten im grünen Saatfeld. Die Lockerung dieser harten Schichten erfolgt ebenfalls zweckmäßig durch das Sprengkulturverfahren.

Hauptregel für Tieflockerung des Untergrundes ist in erster Linie, daß der Boden niemals im nassen Zustande bearbeitet wird, da sonst ein Mißerfolg zu erwarten wäre. Besonders beim Sprengkulturverfahren soll der Boden trocken sein, denn je fester und härter der Boden ist, desto besser wirkt die Sprengung. Herbstregen und Winterfeuchtigkeit können tief in den lockeren Boden zwischen die Schollen eindringen, Luft und Wärme haben Zutritt, Bedingungen, welche zum Gedeihen der Kulturen Haupterfordernis sind.

Die Not der deutschen Landwirtschaft ist groß. Warum? Doch wohl zu einem großen Teil nur deshalb, weil immer noch Geld und Arbeit in Böden hineingesteckt werden, deren minderwertige Erträge kaum die Erzeugungskosten decken. Gerade die Verbesserungsarbeiten auf bereits kultiviertem Gelände stellen sich verhältnismäßig nicht teuer und lohnen die aufgewendete Mühe reichlich durch Ertragssteigerungen sowohl nach Menge als auch nach Güte bis auf das Doppelte und mehr.

Die Gewinnung von Neuland ist mit erheblich mehr Kosten verbunden. Hierfür kommen folgende Bodenarten in Betracht: Mineralisches Oedland, Niedermoor und Hochmoor.

Am einfachsten und in der Regel deshalb auch am billigsten stellt sich die Urbarmachung des mineralischen Oedlandes, wie solches vielfach in Form von geringwertigen Weiden und Hutungen anzutreffen ist. Die Vorbereitungen für den Anbau erfordern folgendes: Zu feuchte Böden müssen entwässert werden, zu trockene Böden werden, wenn möglich, mit einer Bewässerungsanlage versehen. Unter Umständen empfiehlt sich die Anlage von Entwässerungsanlagen mit eingebauten Stauvorrichtungen, um namentlich bei Wiesen nach Bedarf den Feuchtigkeitsgehalt regeln zu können.

Der Umbruch auf Mineralboden ist meist verhältnismäßig einfach und geschieht in der Regel mit einem mehrscharigen Pflug mit angekoppelter Egge, welche durch einen Motorschlepper gezogen werden. Bei leichteren Bodenarten kann auch der Landbaumotor Verwendung finden.

Eine zweimalige Bodenbearbeitung mit Pflug und Egge oder Landbaumotor genügt in der Regel als Vorbereitung für den Anbau.

Zur Förderung der Humusbildung und des Bakterienlebens empfehlen sich kräftige Stalldüngergaben oder Gründüngung. Leichte Bodenarten werden dadurch bindiger und vermögen die Feuchtigkeit besser zu halten; schwere Böden werden lockerer und durchlässiger. Daneben gibt man auch eine Volldüngung mit Kraftdünger.

Als erste Anbaufrucht kommen Hafer und Sommerroggen in Frage. Für die weitere Fruchtfolge sollten zur Erzielung einer guten Bodengare nach Möglichkeit bodenbeschattende Gewächse wie Kartoffeln, Lupinen usw. gewählt werden. Unter günstigen Verhältnissen kann im zweiten Jahr evtl. schon mit der Wiesenanlage begonnen werden; auf jeden Fall aber hüte man sich wegen der Gefahr der Verunkrautung, Neuland gleich vom ersten Kulturjahr an als Wiese anzulegen.

Um Oedland in ertragreiches Kulturland umzuwandeln, beachte man auch das unter dem Kapitel „Bodenverbesserung“ Gesagte, denn mineralisches Oedland kann ja aus den verschiedensten Bodenarten bestehen.

Die Kultivierung von Moorböden ist im allgemeinen die schwierigste, doch können durch geeignete Kulturmaßregeln die Moorböden zu den dankbarsten Kulturmedien gestaltet werden.



Vermoorter See

Unter Moorböden verstehen wir solche Böden, welche im wesentlichen aus organischen Stoffen (Resten von abgestorbenen Pflanzen) bestehen, so daß bei ihnen im Gegensatz zu allen anderen Böden die mineralischen Bestandteile ganz zurücktreten. Die Moorböden sind nasse, daher kalte, schlecht durchlüftbare Böden, in welchen sich leicht schädliche Zersetzungsvorgänge abspielen können.

Der Gehalt an Pflanzennährstoffen hängt von der Art der Moorbildung ab. Wir unterscheiden Niederungs- und Hochmoorböden.

Die Niederungsmoorböden sind bei einem höheren Gehalt an Sand und Ton meist reich an Stickstoff und Kalk, bisweilen auch an Phosphorsäure, dagegen arm an Kali, wenngleich auch daran reicher als die Hochmoorböden.

Die Hochmoorböden sind arm an Phosphorsäure, Kali und Kalk, auch Stickstoff muß ihnen zugeführt werden.

Vorhandene Baum- und Strauchbestände werden mit den Wurzeln ausgerodet. Zufahrtswege werden gleich unter Verwendung des anfallenden Holzmaterials als Unterbau angelegt!



Vorbildliche Erweiterung eines Grabens

Als eine der schwierigsten Kulturmaßnahmen folgt sodann die Entwässerung. Die Tiefe der Entwässerungsgräben muß so gewählt werden, daß der Grundwasserstand etwa 50—70 cm unter die Mooroberfläche kommt. Bei Niedermooren dürfte daher eine Grabentiefe von 1—1,2 m im allgemeinen genügen, bei Hochmoorböden dagegen können die Gräben erst im Laufe der Zeit ausgebaut werden. Mit der Entwässerung ist nämlich bei Hochmooren eine beträchtliche Senkung der Oberfläche (sogen. Sackung) verbunden, welche bei sehr mächtigen Mooren bis über 3 m beträgt.

Teils in Verbindung mit der Entwässerung oder unmittelbar daran anschließend erfolgt die Einebnung oder erste Bodenbearbeitung. Die Anwendung von Gespannpflügen und Fräsmaschinen setzt schon eine ziemliche Festigkeit des Moores nach genügender Vorentwässerung voraus. Es ist besonders darauf zu achten, daß die Moornarbe vollständig gewendet wird, so daß die Wurzeln nach oben kommen.

Das Moor bleibt einige Monate liegen und wird dann im Herbst noch einmal umgebrochen, um nochmals über den Winter den Einflüssen der Witterung überlassen zu bleiben.

Mit Beginn des Frühjahrs erfolgt schließlich die Düngung und der erste Anbau auf dem so vorbereiteten Boden.

Das Endziel der Moorkultur ist meist die Anlage von Wiesen und Weideflächen. Bei sachgemäßer Düngung und Pflege bringen die Moorböden gutes Futter (140—200 Ztr. gutes Heu). Man glaube aber nicht, daß man nach entsprechender Bearbeitung des Bodens ohne weiteres an die Aussaat des Grassamens gehen könne. Viel-

mehr ist es dringend erforderlich, um ein späteres Ueberwuchern von Unkraut zu verhüten der Gras-Aussaat einige Jahre Ackerbau vorausgehen zu lassen.

Ist es gelungen Oedländereien und Moore bezw. vernachlässigtes Kulturland wieder in hochwertiges Kulturland umzuwandeln, dann obliegt dem Landwirt die Pflicht, durch sorgfältige Pflege und reichliche Düngung besonders aber auch durch Reinhaltung der Wasserläufe diejenigen Voraussetzungen zu schaffen, ohne welche er von seinem Grund und Boden auf die Dauer keine Höchsterträge erwarten kann.

Neben richtiger Anwendung der Düngemittel ist aber auch noch auf sorgfältige Auswahl des Saatgutes zu achten, was ein weiterer wesentlicher Faktor zur Verbesserung und Erhöhung der Ernten ist. Gemeinden und Bezirke sollten immer mehr dazu übergehen nur noch einheitliche Sorten anzubauen, welche sich in der betreffenden Gegend bewährt haben.



Kultiviertes und unkultiviertes Hochmoor. Man beachte die starke Senkung der entstandenen Kulturfläche

Alles dies sind Maßnahmen, welche mit verhältnismäßig geringen Mehraufwendungen eine bedeutende Ertragssteigerung bewirken.

Auf allen Gebieten, in allen Berufen wird der Existenzkampf immer schärfer und auch in der Landwirtschaft muß allmählich derjenige unterliegen, der es versäumt mit der Zeit zu gehen und alle Möglichkeiten auszunutzen, die die Rentabilität seines Betriebes erhöhen.

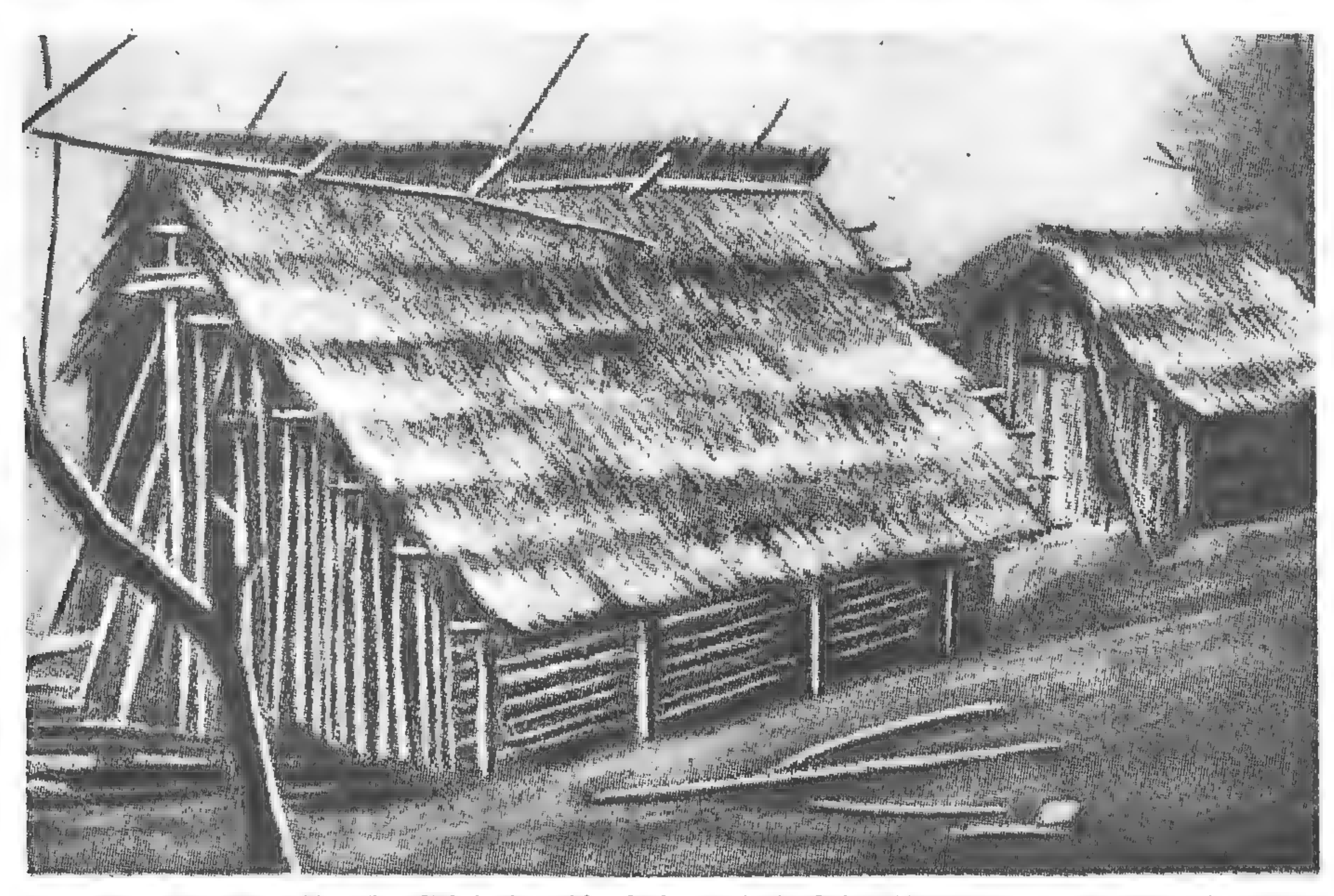
Für über 4 Milliarden Mark hat Deutschland im Jahre 1927 aus dem Auslande Lebensmittel eingeführt. Welch' ungeheuerer Verlust für unsere Landwirtschaft, wenn man bedenkt, daß die deutsche Landwirtschaft sehr wohl in der Lage wäre, bei entsprechender Ausnutzung des gesamten kulturfähigen Bodens, den größten Teil dieser Einfuhr auf eigener Scholle zu erzeugen.

Wertvolle Wiederaufbauarbeit zum Segen für die Allgemeinheit und zum eigenen Vorteil wäre es, wenn die Gemeinden daran gehen wollten, ihre oft sehr umfangreichen Gemeinschaftsgründe urbar und der Ansiedlung zugänglich zu machen.

Zehntausende deutscher Volksgenossen verlassen alljährlich die Heimat, um drüben über dem Ozean, in Südamerika oder in Kanada ein Stück Land zu erwerben und sich darauf als Farmer eine Existenz zu gründen. Die Verhältnisse sind aber heutzutage auch da drüben nicht mehr so rosig, wie früher. Das gute Land ist aufgeteilt und befindet sich in festen Händen. Entweder muß der Auswanderer schon sehr kapitalkräftig sein, um eine auskömmliche Siedlung in günstiger Wirtschafts- und Verkehrslage zu erwerben, oder aber es blüht ihm das der Mehrzahl der deutschen Auswanderer bevorstehende Los, weit, weit

draußen in der Wildnis in harter, früher nie gekannter Arbeit, unter Verhältnissen, die man in unserer Heimat als menschenunwürdig bezeichnen müßte, ein Fleckchen Urwald zu roden und auf dem dadurch gewonnenen Boden sein Glück zu probieren. Manchen gelingt es, vielen aber nicht. Unzählige schon sind mit großen Hoffnungen hinausgezogen, haben ihr ganzes Vermögen und dazu noch ihre Gesundheit verloren, um dann am Schlusse froh sein zu müssen, in irgend einer Farm als landwirtschaftlicher Arbeiter unterzukommen um dadurch wenigstens vor dem Schlimmsten bewahrt zu bleiben. Wieviele sind nicht schon nach kurzer Zeit enttäuscht, verarmt und krank wieder in ihre deutsche Heimat zurückgekehrt! Muß das sein, daß sich alljährlich immer wieder junge, kräftige, hoffnungsvolle Menschen, die zu Hause keine Möglichkeit finden, sich eine Existenz zu gründen, gezwungen sehen, Heimat und Familie zu verlassen, um draußen in fremden Erdteilen, unkundig der dortigen Sprachen und Gebräuche, Gesundheit und Vermögen aufs Spiel zu setzen? Gewiß nicht! Wir haben im deutschen Vaterlande noch so ausgedehnte Flächen, die noch öd und ungenutzt daliegen, bei sachgemäßer Kultivierung aber Tausenden von Volksgenossen Unterhalt gewähren würden. Wieviele soziale Arbeit könnten diejenigen Landwirte und Gemeinden leisten, die im Besitze von kulturfähigem Oedland sind, wenn sie sich entschließen würden, diese Flächen urbar zu machen. Mancher nachgeborene Bauernsohn könnte dort eine Heimstatt finden und wäre nicht gezwungen, nach Uebergabe des väterlichen Anwesens sein Bündel zu schnüren und in die Großstadt oder gar ins Ausland zu wandern. Es wäre in der Tat wertvolle Wiederaufbauarbeit zum Segen für die Allgemeinheit und zum eigenen Vorteil, wenn auch die Gemeinden mehr wie bisher darangehen wollten, ihre meist sehr umfangreichen Gemeinschaftsgründe urbar zu machen und darauf zuverlässige Bürgerssöhne, landwirtschaftliche Arbeiter oder Kleingewerbetreibende anzusiedeln.

Der bayerische Staat kann mit Recht das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, schon frühzeitig die Tragweite dieses Problems erkannt und zu seiner Lösung beigetragen zu haben. Er hat in seinem weit verzweigten Kulturbauwesen, in der Bayerischen Landesanstalt für Moorwirtschaft und deren Außenstellen Einrichtungen geschaffen, die nicht nur selber vorbildliches auf dem Gebiete der Landeskultur zu leisten vermögen, sondern die auch jederzeit bereit sind, den Landwirten in allen Fragen der Bodenkultur auf Grund ihrer reichen Erfahrungen mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Möchten in Zukunft recht viele Landwirte trotz oder gerade wegen der augenblicklich schlimmen Lage der deutschen Landwirtschaft mit umso größerer Tatkraft an die Verbesserung ihres Grund und Bodens herangehen, zur Gesundung ihrer eigenen und der gesamten deutschen Wirtschaft!



Das „Haus" im Urwald, oft jahrelang die einzige Unterkunft des Auswanderers und Ansiedlers

Verrechnet.

Selbstzufrieden schmunzelnd stand die Fuchsbäuerin in der Dämmerungsstunde vor der Haustüre und überblickte die zum Empfange ihres Mannes getroffenen Vorkehrungen. Die unterste der vier Treppenstufen hatte sie beiseite gerückt, den Zugang zur Treppe dafür mit Sand und Erde ein wenig erhöht, damit die fehlende Stufe nicht so sehr auffalle, und am Vorplatz oben hatte sie das größte im Hause befindliche Wasserschaff, gefüllt mit eiskaltem Brunnenwasser, hingestellt.



„Wenn er heut' wieder mit an' Rausch heimkimmt, der elendige Wirtshausbruder," lachte die Bäuerin vor sich hin, „und die g'wohnten vier Stufen 'nauftappt, sind 's nacha nur dreie — bei der vierten fallt er ins Wasserschaffel. Hi, hi, hi! Dees wird 'n ausnüchtern, den versoffenen Falloten!" — Schon längst hatte der Nachtwächter des Ortes die zwölfte Stunde geblasen — und noch immer nicht war der Fuchsbauer heimgekommen; der neue Wein mußte ihm diesmal besonders gut munden. Aber auch sein Weib hatte noch keinen Schlaf gefunden. Unruhig wälzte sie sich auf ihrem Lager umher, und von Minute zu Minute stieg ihre Ungeduld, mit der sie voll heimlicher Schadenfreude auf ihn wartete.

Endlich konnte sie es nicht mehr länger aushalten; sie mußte nachsehen, wo denn eigentlich ihr Mann so lange bleibe. Vorsichtig tappt sie die Treppe hinab, schleicht um das Haus und — prallt ordentlich erschrocken zurück, denn eben torkelt der Fuchsbauer daher. „Schnell ins Bett — sonst ist der Spaß verdorben," denkt sich die Bäuerin, macht schleunigst kehrt, huscht eilfertig die Treppe hinauf und — platscht der Länge nach selbst ins Wasserschaff! ...... Ja, ja, die gewohnten vier Stufen!



Die Verlobung der Miß Ray.

Weihnachtsnovelle von Theodor Lücke.
Illustrationen von G. Kirchbach.

Warmer Föhn hatte in 24 Stunden aus dem strahlenden Schnee der Berge von St. Moritz ein trübseliges Gerinnsel schmutzigen Tauwassers gemacht. Die Luft war warm und schwer, der Sport ruhte und die Gäste des Grand-Hotels sahen sich auf ihre Unterhaltungsgabe angewiesen. Eine willkommene Gelegenheit für manchen, flüchtige sportliche Bekanntschaften durch einen kleinen „Flirt" in geselligem Kreise zu erweitern.

Da war besonders Miß Ray, die Amerikanerin, Erbin etlicher Millionen, die durch ihre Schönheit und kostbare Toilette aller Blicke auf sich zog und den Schwarm ihrer Verehrer durch ihre Launenhaftigkeit und Spottsucht zur Verzweiflung brachte.

In einem perlbestickten Nachmittagskleid lehnte sie jetzt nachlässig in ihrem Klubsessel und erzählte, indem sie gelangweilt große blaue Rauchringe aus ihrer Bernsteinspitze in die Luft blies, wie schwer sie es mit ihrem Vater habe und daß er ihr jetzt sogar zumute ..... zu heiraten.

„..... den Mann, wie ich ihn mir zum Heiraten wünsche, gibt es einfach nicht!" schloß sie mit gut gespielter Melancholie ihre Worte.

„Wie müßte der denn sein?" fragte Graf Helmstedt, einer ihrer eifrigsten Anbeter, zögernd und etwas kleinlaut.

„Gott, das ist nicht so leicht gesagt! Er muß von der Masse abstechen, muß kühn sein, eine außergewöhnliche, romantische Existenz ..."

„Ein Abenteurer also?"

„Vielleicht — —! Wenn er genügend Schick und Grazie hätte — —"

Indem sie den Frager noch mit einem spöttischen Seitenblick streifte, klopfte sie, wie um das unangenehme Thema abzuschütteln, Sjöström, dem norwegischen Meisterspringer, auf die Schulter und bedeutete ihm durch eine Handbewegung, daß er sie in den Saal, zum Tanz führen solle. Mit neidischen Gefühlen sahen ihm die anderen nach.

Graf Helmstedt bemerkte, wie ein Herr am Nebentisch aufstand und der Amerikanerin aufmerksam und mit fast spöttischem Lächeln nachblickte.

„Noch ein Nebenbuhler zu den Vielen, die ich schon habe ....", dachte er ärgerlich. „Das fehlte mir noch ...."

„Good night, darling (Gute Nacht, Liebling!)" sagte Mister Belmont und küßte seine Tochter auf die Stirn. „Vielleicht beschläfst du meinen Heiratsvorschlag einmal und ..."

Der Rest seiner wohlgesetzten und gemächlichen Rede verlor sich jenseits der Türe, die ihm Miß Ray wütend vor der Nase zuschlug und verriegelte. Sie schleuderte ihr Hermelincape ärgerlich in eine Ecke, kniete sich mit einer kapriziösen Bewegung auf den Schreibtischstuhl im Zimmer und blätterte in einem Pariser Modemagazin, das auf dem Sekretär lag. Dann ging sie in ihr Schlafzimmer. Sie war gerade im Begriff, die Beleuchtung einzuschalten, als ein klirrendes Geräusch von der Balkontür her sie erschreckt zusammenfahren ließ. Im gleichen Augenblick huschte der Strahl einer Blendlaterne über ihr Gesicht und eine sympathische Stimme wünschte ihr mit berechnendem Wohllaut:

„Guten Abend!"

Ein schlanker Mann in tadellos geschweiftem Smoking, mit einer schwarzen Maske über der oberen Gesichtshälfte, stand in dem Halbdunkel des Zimmers vor ihr. Miß Ray wollte mit einem Hilferuf in den Salon zurückflüchten, ein Vorhaben, an dem sie der Maskierte mit einer kühlen, exakten Handbewegung hinderte.

„Keine Ungeschicklichkeiten!" sagte er. „Verlängern Sie meine Unterhaltung mit Ihnen nicht unnötigerweise! Sie kann in drei Minuten erledigt sein, wenn Sie Vernunft bewahren. Um es kurz zu machen: Ich sehe mich, infolge einer augenblicklichen Verlegenheit leider genötigt, eine kleine Anleihe bei Ihnen zu machen. Sollte mein Bedarf den Inhalt Ihrer Reisekasse übersteigen, so bin ich gern bereit, statt dessen auch mit Ihrer Schmuckkassette vorlieb zu nehmen."

Die Aufforderung, die in den Worten des Maskierten lag, war klar und deutlich. Miß Ray begriff. Sie schloß gefügig ihren großen Schrankkoffer auf, entnahm einem in ihm befindlichen Geheimfach ein großes Samtetui und reichte es, am ganzen Körper zitternd, dem Maskierten. Er schob es nachlässig in die Tasche, sagte „Danke!" und „Guten Abend!", verbeugte sich und stand schon wieder außerhalb des Zimmers, auf dem Balkon, als er von plötzlicher Sentimentalität angewandelt, noch einmal zu Miß Ray zurückkehrte



und ihr die Schmuckkassette wieder in die Hand drückte. Seine Augen, die grau und blitzend hinter den Schlitzen des Visiers standen, hatten einen zärtlichen Ausdruck angenommen.

„Raub an einem Wesen ... so schön, berückend und zauberhaft, wie Sie es sind, hat etwas Stilloses," sagte er. „Wenn man Ihnen schon irgendetwas raubt, so sollten es nicht materielle Dinge sein, sondern ..."

Der Maskierte schloß plötzlich seine Finger mit hartem Griff um Miß Rays schmale Handgelenke.

„Was erlauben Sie sich?" wollte sie erwidern. Doch von der Abenteuerlichkeit der Situation verwirrt, fand sie kaum Kraft zu einem leisen, unüberzeugt klingenden „Was ..." Die Antwort, die ihr der Maskierte gab, war etwas unkorrekter Form. Er zog sie an sich, näherte sein Gesicht ihren dunklen Augen und ... küßte sie mitten auf den Mund. Sie aber, statt ihn zurückzustoßen, gab der Berührung seiner Lippen nach und ließ sich langsam, wie in einer tiefen, glücklichen Betäubung, gegen seine Schulter sinken.

*

Scharfer Frost war unvermutet, über Nacht, von Norden her eingefallen. Die Gäste des Grand-Hotels waren der Sorge um das Tagesprogramm zum mindesten für einen Vormittag lang enthoben. Lachend, in bunten, übermütigen Gruppen, tummelten sie sich auf dem Eisplatz vor dem Hause. Sjöström malte kunstvolle Figuren auf der blanken Fläche. Graf Helmstedt bemühte sich, Miß Ray in den Anfangsgründen des Eislaufs zu unterweisen. Er war entzückt, er leuchtete ordentlich vor Begeisterung und Glück, nachdem ihn die Amerikanerin heute noch mit keinem spitzen und spöttischen Wort in seiner Eitelkeit verletzt hatte. Sie schien wie ausgewandelt, weich, fast melancholisch ... In tiefer, glücklicher Betäubung glitt sie neben ihrem Begleiter her ... Erst als Laute einer sanften, sympathisch klingenden Männerstimme aus dem Stimmengewirr der sie umtrubelnden Menge an ihr Ohr schlugen, erwachte sie aus diesem traumbefangenen Zustand, und zwar so jäh und plötzlich, daß sie den Halt auf ihren schmalen Stahlschuhen verlor, ausglitt und auf der glatten Fläche fiel. Ehe der Graf ihr zu Hilfe eilen konnte, war bereits ein schlanker, hochgewachsener Mann in weißem Pullover (der Graf erkannte später seinen Nebenbuhler aus der Halle in ihm) neben ihr aufgetaucht und hatte sie gewandt vom Boden aufgehoben.

Auch sie hatte den Fremden mit den grauen, blitzenden Augen erkannt. Es war der Maskierte.

„Wie können Sie es wagen ..." herrschte sie ihn an und stieß die Hände abweisend in die Taschen ihres Pelzjacketts.

Er lächelte.

„Was meinen Sie damit?" fragte er höflich. „Ich denke, was zu wagen war, habe ich bereits gestern Nacht gewagt. Und wie mir scheint, haben Sie mein Wagnis selbst entschuldigt und gerechtfertigt. Gestatten Sie übrigens, daß ich mich vorstelle: Baron de Ruyter!"

„Baron?" Die Miß warf lachend ihre Haare in den Nacken.

„Gewiß, Baron," nickte de Ruyter kühl zurück, schob seinen Arm unter den der Amerikanerin und entführte sie dem Grafen, der ihre Unterhaltung einigermaßen konsterniert mit angehört hatte, quer über die blaue Eisfläche, ins Hotel.

*

„Bitte, Ray!" sagte Mister Belmont und hielt seiner Tochter die Tür auf, worauf er de Ruyter, der in nachlässiger Haltung am Fenster lehnte, Mut zuwinkte und sich mit einem diskreten Lächeln in das Nebenzimmer zurückzog.

Die Miß trat auf den Baron zu.

„Wissen Sie, daß Sie die impertinenteste Existenz sind, der ich jemals in meinem Leben begegnet bin?" fragte sie mit gepreßter Stimme.

De Ruyter zuckte stumm die Schultern.

„Nicht nur, daß Sie mich neulich nachts in meinem Zimmer überfallen und wehrlos gemacht haben, Sie drängten mir am anderen Tage Ihre Begleitung und Gesellschaft auf, als wäre überhaupt nichts zwischen uns vorgefallen. Ich — dumm und gutmütig genug — ließ mir Ihre Gegenwart gefallen, und nun versteigen Sie sich zum Lohn dafür gar noch dazu, bei meinem Vater um meine Hand anzuhalten. Sie werden doch nicht glauben, daß ich einem Abenteurer ..."

„Gott, vielleicht doch!" fiel ihr de Ruyter lächelnd ins Wort. „Der Mann, wie Sie sich ihn zum Gatten wünschen, soll doch, soviel ich hörte, von der Masse abstechen, kühn sein, außergewöhnlich, von romantischer Existenz ..."

„Sie haben ...?" — Miß Ray ließ sich verwirrt in einen Sessel fallen.

„Gewiß. Ich habe Ihre Unterhaltung, neulich nachmittags, mitangehört und mir erlaubt, Ihnen im Anschluß daran etwas Komödie vorzuspielen."

„Komödie? Ihr Ueberfall, Ihre Maskierung, all das ..."

„... war nur Komödie: Gewiß, verehrte Miß. Nächtliches Theater, das ich durch den brennenden Wunsch, mir Ihre reizende, kleine Hand zu gewinnen, rechtfertigen zu können glaube."



...... und hatte sie gewandt vom Boden aufgehoben.

De Runter führte die Hand der Miß an seine Lippen. Sie lächelte. Sie war daran, sich ihm mit einem Jubellaut an den Hals zu werfen, als plötzlich eine Wolke Unmut über ihre Stirn huschte. Sie stieß ihren Sessel wütend hinter sich.

„Sie haben mich also getäuscht!" tobte sie. „Sie haben mich belogen. Ich habe etwas Besonderes in Ihnen gesehen! Und Sie ...! Und Sie ...!"

Sie schlug die Hände vors Gesicht und stürzte schluchzend aus der Türe.

De Runter sah ihr spöttisch nach.

„Wir dürften das Spiel gewonnen haben!" murmelte er und brannte sich eine Zigarette an.

*

So war denn alles endgültig bereit: Der Weihnachtsbaum geschmückt, die Festtafel gedeckt, die Hotelgäste, feierlich gekleidet und auf die Ereignisse des Abends, der durch die Verlobung zwischen Baron de Runter und Miß Nay eine besondere gesellschaftliche Bedeutung erhalten sollte, gespannt, vollzählig in der Halle des Hotels versammelt.

Nur de Runter selbst fehlte noch.

Er habe vor einer Stunde das Hotel verlassen, teilte der Portier Miß Nay auf ihre besorgte Frage mit.


KIRCHBACH

„Du brauchst dich nicht zu beunruhigen. Er muß gleich wiederkommen", tröstete sie ihr Vater, der durch seinen Frack in seiner Atemtätigkeit beengt, säuerlich lächelnd, vor einem Whisky-Soda in der Halle saß. „Er ist nur schnell noch ins Dorf gegangen, etwas zu besorgen."

Ein schwacher Trost! Eine viertel, — eine halbe Stunde verging, ... de Ruyter kam nicht wieder. Gegen acht Uhr — der Oberkellner gab bereits das Zeichen zur feierlichen Eröffnung des Diners — erschien plötzlich ein Herr in schwarzer Amtstracht zwischen den verwunderten Gästen, ließ sich zu Mister Belmont führen und bat ihn um eine kurze Unterredung im Rauchsalon. Und dann — die um den brennenden Weihnachtsbaum versammelten Gäste stimmten gerade ein Weihnachtslied im Saale an — drang plötzlich ein schriller, abgerissener Schrei durch das Hotel.

Die Gäste stürzten nach der Türe, in die Halle, auf den Rauchsalon zu, um den sich das Hotelpersonal, Kellner, Boys und Kammermädchen, in buntem Durcheinander, drängten. Rufe nach Wasser, Kognak, etwas Essig wurden laut.

Dann führten Mister Belmont und der Schwarzgekleidete Miß Ray quer durch die Halle, zum Lift. Sie war schneeweiß im Gesicht, hielt die Augen fest geschlossen und strauchelte bei jedem Schritt. Die übrigen Gäste sahen sie, verwundert und verstört, mit ihren Begleitern im Aufzug nach oben fahren.

Der störende Zwischenfall, de Ruyters unbegründetes Verschwinden, die mystische Persönlichkeit des Schwarzgekleideten beschäftigten die öffentliche Meinung noch den ganzen Abend. Man diskutierte alle Möglichkeiten und Vermutungen der Reihe nach durch. Der Wahrheit am nächsten kam wohl Graf Helmstedt. Er wußte zu berichten, daß Miß Rays zukünftiger Verlobter sich als ein Scharlatan und Abenteurer entpuppt habe. Als ein von mehreren Staaten schon längst gesuchter Hochstapler, der sich seiner Verhaftung heute abend durch schleunige Flucht entzogen habe, nachdem er Mister Belmont vorher noch um einige hunderttausend Dollar geprellt hatte. Genaues erfuhr man freilich nie. Denn als der Graf am nächsten Morgen, mit einem Bukett gelber Nizzarosen, Miß Ray seine Aufwartung machen und sich nach ihrem Befinden erkundigen wollte, war sie bereits mit ihrem Vater abgereist.

Humor.

„Seien Sie vorsichtig mit dem Essen, lieber Freund!" „Das trifft sich gut, Herr Doktor — seit gestern bin ich arbeitslos."

Trost im Leid.

Gendarm (der sich einen Zahn ziehen läßt): „Jetzt hab'n S' den unrechten erwischt!" Bader: „Machen S' Ihna nix draus — dees is Ihna auch schon öfter passiert!"

Die Ärztin.

„Na, gestern habe ich endlich der Ärztin meine Liebe erklärt, es war nicht so leicht ... ich war sehr aufgeregt ... sie gab mir aber auch gleich ihr Jawort und ein — Brompulver!"

Indirekte Kur.

Arzt: „Haben die Schlafpulver geholfen? Konnten Sie auf dieselben besser ruhen?"
Patient: (Gatte einer schwatzhaften Frau): „Gewiß! Ich habe jeden Abend meiner Frau zwei Stück davon gegeben, und da hab ich immer famos geschlafen!"

Verhungert.

„Sagen Sie mal, Herr Wirt, ist das hier eine gesunde Gegend?" — „Das glaub ich! ... Seit zehn Jahren sind nur zwei Personen gestorben: der Doktor und der Apotheker!"

Zweierlei.

„Was sehe ich, Du rauchst! ... Ich glaubte, Deine Frau habe es Dir verboten!" „Nein — bloß der Doktor!"

Die Schmerzensgegend.

Der Arzt fragte den Patienten, in welcher Gegend er denn zuerst die Schmerzen verspürt habe. Darauf sagt dieser: „Zuerst in der Bahnhofsgegend, Herr Doktor!"

Aufrichtig.

Ehemann: „Sagen Sie mir, lieber Doktor, warum wird denn meine Frau nie gesund?" — Arzt: „Aufrichtig gesagt, weil sie nie krank ist!"

Geheilte tuberkulöse Berühmtheiten.

Von Dr. Hans Fröhlich.

Als der 19 jährige Goethe in Leipzig studierte, erwachte er nachts im August 1768 durch einen heftigen Blutsturz. Mehrere Tage schwebte er zwischen Leben und Tod. Nach Ansicht der Aerzte war er als schwer Schwindsüchtiger unwiderruflich dem Tode geweiht. Schließlich erholte er sich soweit, daß er in sein Vaterhaus nach Frankfurt gebracht werden konnte. Bis zum nächsten Frühjahr lebte er nur seiner Gesundheit und konnte dann auch wirklich die Straßburger Universität besuchen, obgleich er „sich noch immer sehr leidend fühlte, aber sein jugendlicher Mut war wieder hergestellt", wie er selbst in „Dichtung und Wahrheit" erzählt. Und dieser Schwindsuchtskandidat wurde 83 Jahre alt!

Napoleon I. war in seinem 24. Lebensjahre, zur Zeit der Belagerung von Toulon (1793), schwer brustleidend und schwindsüchtig, sodaß er als ein dem Tode Verfallener galt.

Von der berühmten, jetzt über 60 jährigen französischen Bühnenkünstlerin Sarah Bernhard glaubte man vor 30 und 40 Jahren allgemein, daß sie an Schwindsucht und „Auszehrung" litte. Es wurde gesagt, daß ihre Kleider, wenn die Künstlerin darinnen steckt, nicht voller und weiter aussehen als wenn sie am Haken hängen; zur Hängematte sollte ihr ein Spinngewebe genügen. Aber gerade diese Auszehrungsgestalt kann Schwindsuchtsängstlichen als Vorbild dienen, weil sie sich durch heldenhafte Lungengymnastik und furchtloses Freiluftatmen allmählich so kräftigte, daß sie noch im hohen Alter ihren Beruf ausübte. Als sie in Genua wegen plötzlichen Blutsturzes hatte abtreten müssen, erschien sie schon am zweiten Tage wieder auf der Bühne.

Dr. Brehmer, welcher den ständigen Aufenthalt in reiner freier Luft als das einzige Heilmittel gegen Schwindsucht erkannte und praktisch durchführte in dem von ihm gegründeten ersten Schwindsuchtssanatorium Görbersdorf, war selbst stark tuberkulös. Aber sein Leiden besserte sich so sehr, daß er den anstrengenden und schweren Beruf des Leiters dieser bald weltberühmt gewordenen Anstalt bis zu seinem 63. Lebensjahre zum Segen der leidenden Menschheit ausübte.

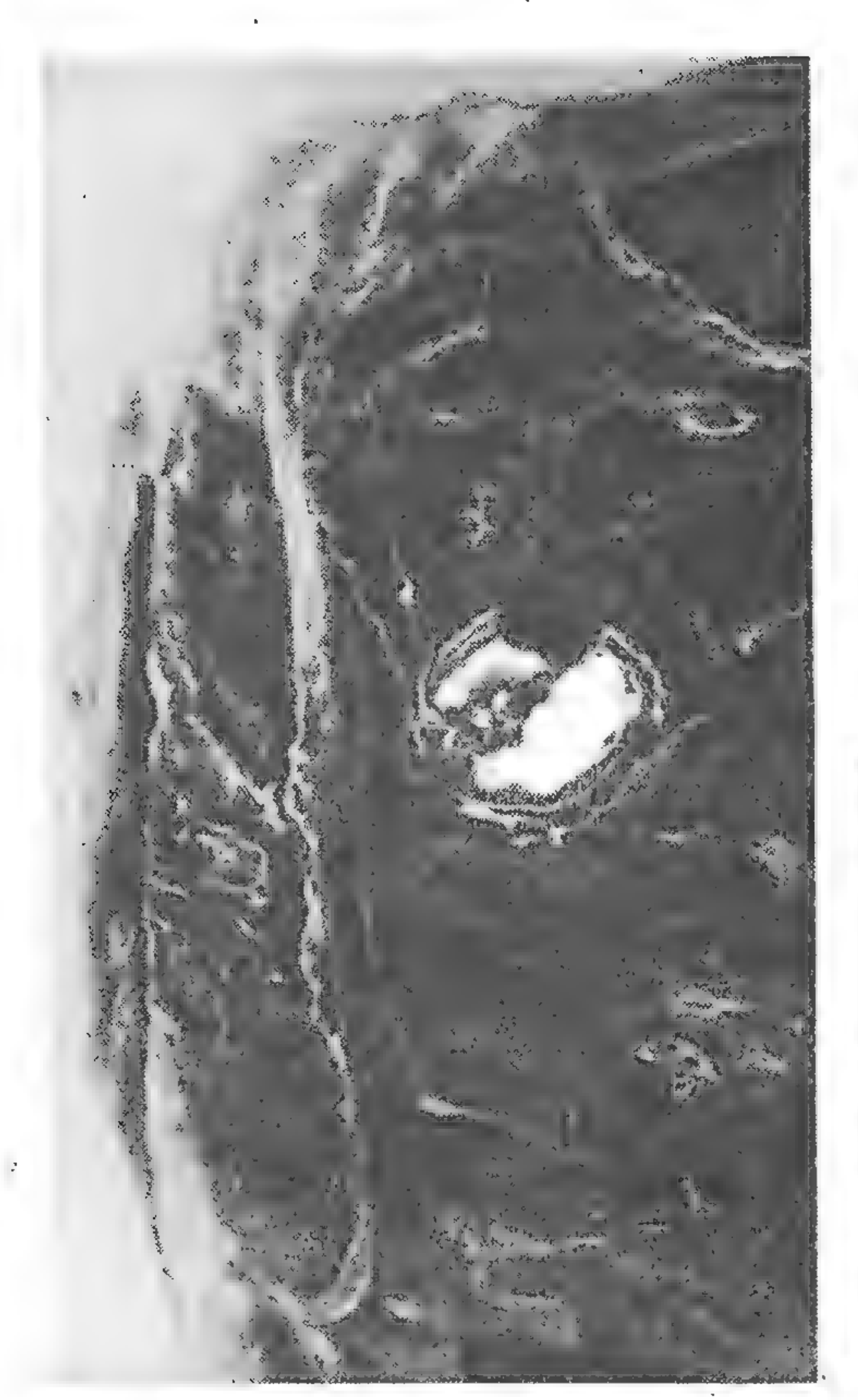
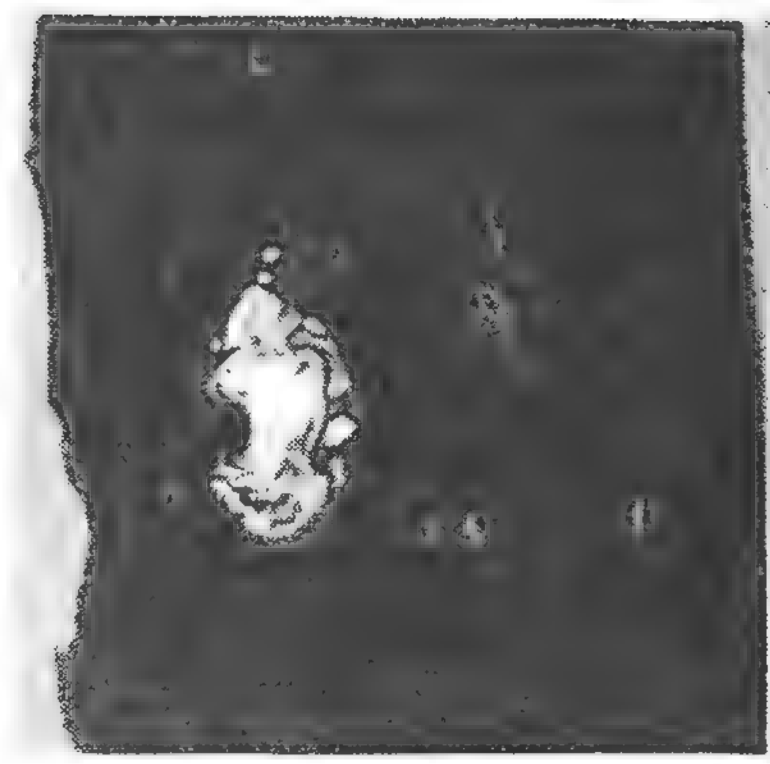
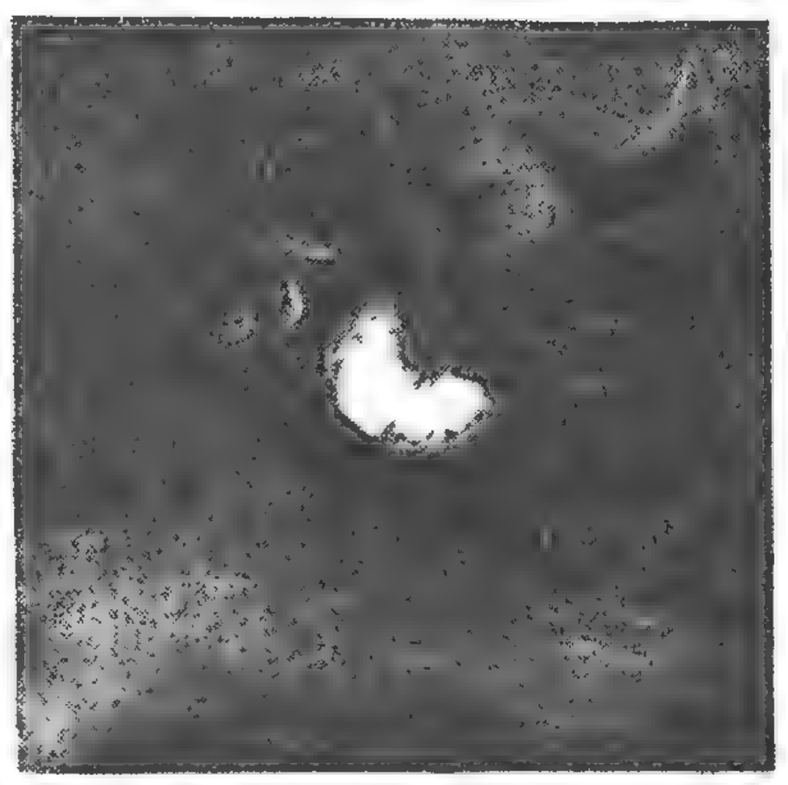
Ebenso verhält es sich mit Dr. Dettweiler (geb. 1837), dem wir die Lungenheilstätte Falkenstein im Taunus verdanken, und der sie noch als Siebenundsechzigjähriger mit bewunderungswürdiger Aufopferung leitete.

Auf einer Reise im Jahre 1895 zeichnete der Präsident der französischen Republik in Lyon einen 103 Jahre alten Invaliden der „großen Armee" besonders aus. Dieser Ueberhundertjährige war mit 23 Jahren nach der Schlacht bei Waterloo als erwiesen schwindsüchtig aus dem Militärdienst entlassen worden.

In Paris gehörten der Academie de medicine fünf Professoren an, — und wahrlich nicht die unbedeutendsten, — die stark tuberkulös waren. Nur einer von ihnen darf ohne Indiskretion genannt werden, denn er hat selbst in einer Vorlesung seines Leidens Erwähnung getan, nämlich Prof. Dr. Péan. Noch kurz nach seiner Bewerbung um das Protektorat über die Pariser Krankenhäuser wurde er von seinen Kollegen für unheilbar, für unrettbar dem baldigen Tode verfallen erklärt. Aber doch erholte er sich wieder und hat sein schweres, verantwortungsvolles Amt bis 14 Tage vor seinem Tode verwaltet. Er starb 68 jährig am 30. Januar 1898.

Also Mut ihr Schwindsuchtskandidaten! Hygienische Lebensweise kann Wunder wirken! In einer Statistik von Dr. Hause, dem Direktor des Sanatoriums für Lungenkranke in St. Blasien, wurden die Ergebnisse einer Umfrage über die in 10 Jahren dort behandelten Kranken veröffentlicht. Von diesen können 201 wieder ihre Arbeit vollkommen verrichten, obgleich sie noch bisweilen ein wenig husten. 72 Personen können als ganz geheilt betrachtet werden, da sie schon seit 3 bis 6 Jahren nicht die geringsten Beschwerden mehr haben. Unter diesen befinden sich 6 Offiziere, die seit mehreren Jahren ihren schweren Dienst bei Wind und Wetter ununterbrochen verrichten, obgleich sie vorher an ausgesprochenster Schwindsucht litten.

Gerade die frische reine Luft bildet für alle Brustschwache, Lungenlahme und Schwindsuchtskandidaten das eigentliche Lebenselixier, die allernotwendigste Lungenspeise. Nur häufige Lungen-Luftbäder können die Lunge von dem Uebel rein waschen. „Zur Schwindsucht Disponierte" dürfen nicht von vornherein wie Todeskandidaten behandelt und in Stubengefangenschaft gehalten werden. Im Gegenteil! Zunächst müssen sie einen Beruf ergreifen, der ihnen gestattet, sich fast stets draußen in frischer Luft aufzuhalten, also — je nach der Vorbildung — den eines Landwirtes, Baumeisters, Forstmannes, Gärtners, Landbriefträgers, Bahnwärters, Kutschers, Ausläufers, Milchmannes usw. Ist dies

Durch Kalkeinlagerung ausgeheilte Tuberkulose

aber versäumt oder treten erst später Lungenbeschwerden auf, dann wechsle man sofort den Beruf und ändere ihn zu einem gesundheitfördernden um. Dr. Weber, Chefarzt des deutschen Hospitals in London, eine Autorität auf diesem Gebiete, sagt: „Ich habe wiederholt Gelegenheit gehabt zu sehen, wie schwindsüchtige Bäcker, welche an Stelle ihrer Lehrjungen längere Zeit hindurch täglich mehrere Stunden selbst die Brotkarren durch die Straßen fuhren, dadurch vollständig wieder gesundeten und kräftige, blühende Menschen wurden." Sanitätsrat Dr. Paul Niemeyer erzählt von einem 40 jährigen Schuhmacher, der sich von seiner Schwindsucht dadurch kurierte, daß er Landwirt wurde; und in seinem Werke „Grundzüge einer Radikalkur der Schwindsucht" bringt er Bild und Beschreibung eines stark abgezehrten Handwerkers, welcher, zum Eisenbahndienst übergegangen, sich als Wärter auf einer Brücke zu der er einen weiten Weg von daheim hatte, noch Jahrzehnte lang bei bestem Wohlsein erhielt. Ein Freund von mir, der wegen hochgradiger Schwindsucht nicht zum Militär genommen wurde und seine Studien längere Zeit unterbrechen mußte, zog dann in einen Schwarzwaldort und trieb dort eifrig „Freiluftkur". Seit 20 Jahren steigt er täglich bei jedem Wetter zwei Stunden lang auf die Berge, wenn er Zeit hat den ganzen Tag, und ist jetzt einer der ausdauerndsten Touristen, gesunden Leibes und fröhlichen Gemütes!

Also fort mit der unheilvollen Verzärtelung und Verweichlichung in Stubengefangenschaft! Immer hinaus in die heilsame frische Außenluft! Diese kann, wie obige Beispiele beweisen, neben der genauen Befolgung der ärztlichen Anweisungen Tuberkulose zum Stillstand bringen, Lungenleidende heilen und Brustschwache kräftigen.

Was ist „Indanthren"?

Wer ist in den Auslagen von Stoff- und Kleidergeschäften nicht schon auf dieses geheimnisvolle Wort „Indanthren" gestoßen!

Der Beschauer sieht das fertige Erzeugnis, freut sich vielleicht über die prächtig leuchtenden Farben, die er an allen, mit diesem eigenartigen Kennwort versehenen Stoffen bewundert, und ahnt nicht, welche Fülle von unermüdlicher, wissenschaftlicher Arbeit und welcher große deutsche Erfolg sich hinter diesem Wort verbirgt.

Der Ausgangspunkt dieser Erfindung ist die unscheinbare Steinkohle. Wer würde ahnen, daß sich in einem bescheidenen Stück Kohle eine ganze Märchenwelt von allen erdenklichen Farben und anderen nützlichen Chemikalien eingeschlossen findet! Selbstverständlich bedurfte es umfangreicher und vielseitiger Forschungen, aber auch mancher glücklichen Zufälle, um auf dem Wege zur chemischen Erschließung der Kohle Schritt für Schritt voranzukommen.

Was wären wir ohne Farben? Wenn wir aus unserer Kleidung und unserer Umgebung die Farbe wegdenken würden, es wäre nicht zu sagen, wie öde und gleichtönig sich unser Dasein ausnehmen müßte. Erst durch die Farbe werden unsere Kleiderstoffe wertvoll und geben uns die Möglichkeit, uns nach unserem Geschmack zu kleiden. Wie oft passiert es uns, daß wir einem geringeren Stoff den Vorzug vor einem teureren geben, nur weil uns seine Farbe entzückt.



Mischraum einer Farbenfabrik

Das Erste, was uns an der Kleidung eines Menschen auffällt, ist deren Farbe. Das geht soweit, daß wir bei der Kleidung sehr häufig sogar nur von der Farbe sprechen, ohne den Stoff zu erwähnen. Man geht „in Schwarz gekleidet", man geht „in Weiß gekleidet" usw. Die Könige des Altertums waren nicht mit einem purpurfarbenen Kleidungsstück umhüllt, sondern zeigten sich „in Purpur". Während purpurgefärbte Stoffe früher eine kostbare Seltenheit waren, die sich nur die Reichsten leisten konnten, sind heute derartig gefärbte Stoffe schon für billiges Geld auch dem Minderbemittelten zugänglich. Ein ähnlich teuerer Farbstoff war früher der Indigo. Auch dieser kann heute zu einem sehr billigen Preise hergestellt werden. Während noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein Kilo Indigo (erzeugt auf natürlichem Wege) Mk. 6.— kostete, kostet heute 1 Kilo künstlichen Indigo's nur etwa Mk. 1.50. Aehnlich verhält es sich mit allen anderen Farbstoffen in ihrer ganzen Reichhaltigkeit, wie sie nur unsere bewegteste Phantasie erdenken kann.

Daß das so ist, verdanken wir der Erfindung der Teerfarbstoffe allgemein.

Es ist sicher, daß die deutschen Indanthren-Farben künftig eine immer größere Rolle auf dem Weltmarkt spielen werden und daß uns viele andere Länder, selbst das stolze Amerika, um diesen großartigen Erfolg unserer rührigen Chemiker beneiden.

Sollten wir uns an und für sich schon für eine Sache interessieren, auf die heute jeder Deutsche stolz sein kann, so doch ganz besonders in unserem Falle auch deswegen, weil schließlich jeder Mensch einmal mit Kleidern und Stoffen zu tun hat und dabei irgendwie mit der Kunst des Färbens in Berührung kommt. Wer hätte nicht auf diesem Gebiet schon die übelsten Erfahrungen gemacht, sei es, daß ein neu gekauftes Kleidungsstück nach kurzer Zeit durch das Sonnenlicht ausbleicht und mißfarbig wird, sei es, daß etwa das flotte, farbige Band um unsern Hut beim ersten Regenguß seine Eigenfarbe an die Umgebung abgibt, vielleicht sogar in eigenartigen Streifen über unsere Stirn fließen läßt, oder sei es schließlich, daß ein „umgefärbter" Rockkragen überall, wo er sich an unserer blütenweißen Stärkwäsche scheuert, dieser seinen „Stempel aufdrückt"!

Wenn man verrät, daß die mit Indanthren gefärbten Stoffe alle diese üblen Eigenschaften nicht besitzen, so hat man eigentlich schon alles gesagt, was für den Verbraucher zu wissen wichtig ist.

Indanthren-Farben werden also

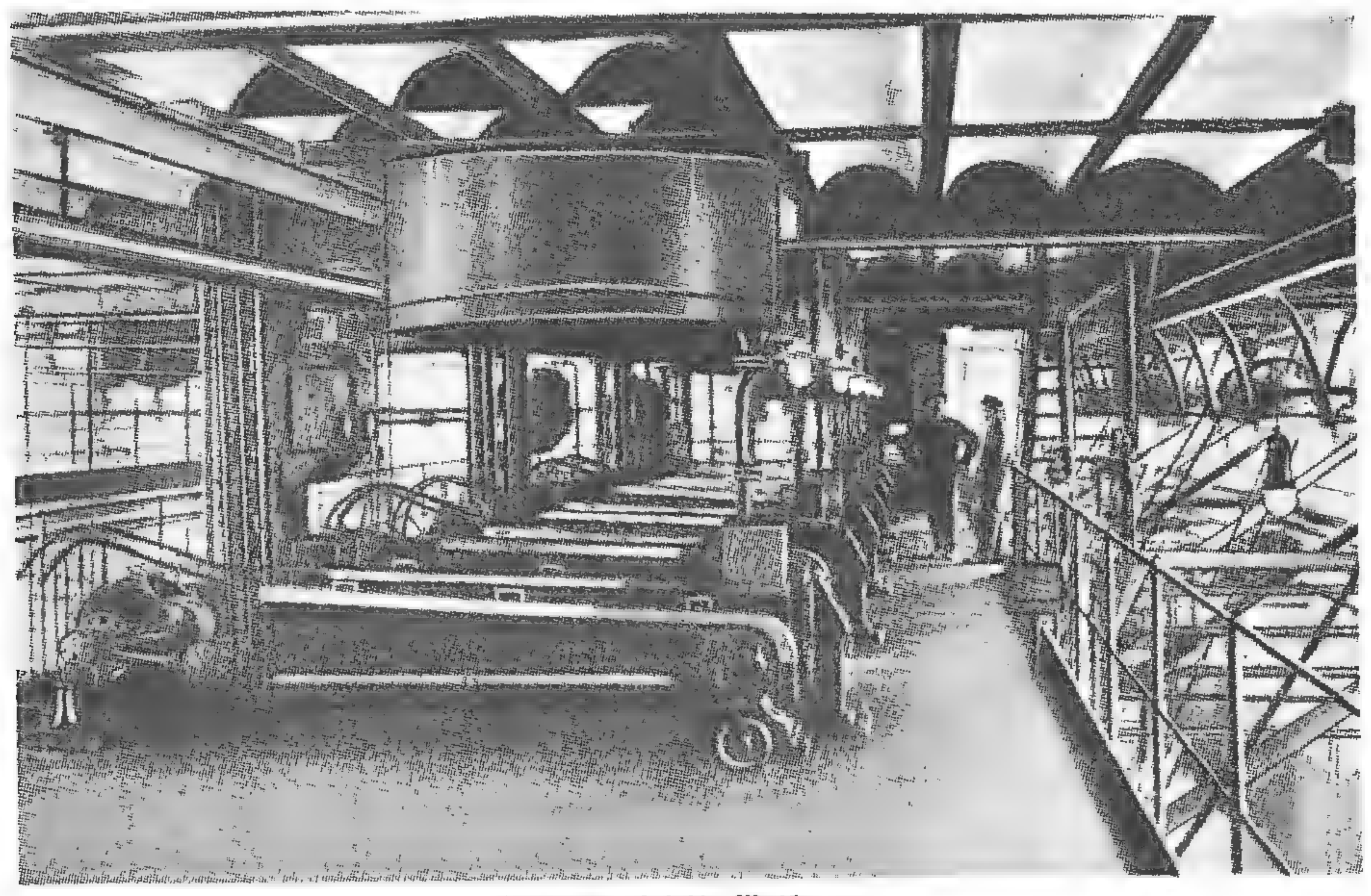
1. nicht von der Sonne „ausgezogen",
2. vom Wasser nicht ausgewaschen und
3. färben sie auf andere Stoffe nicht ab.

Es sind also wirklich und wahrhaftig „echte" Farben.

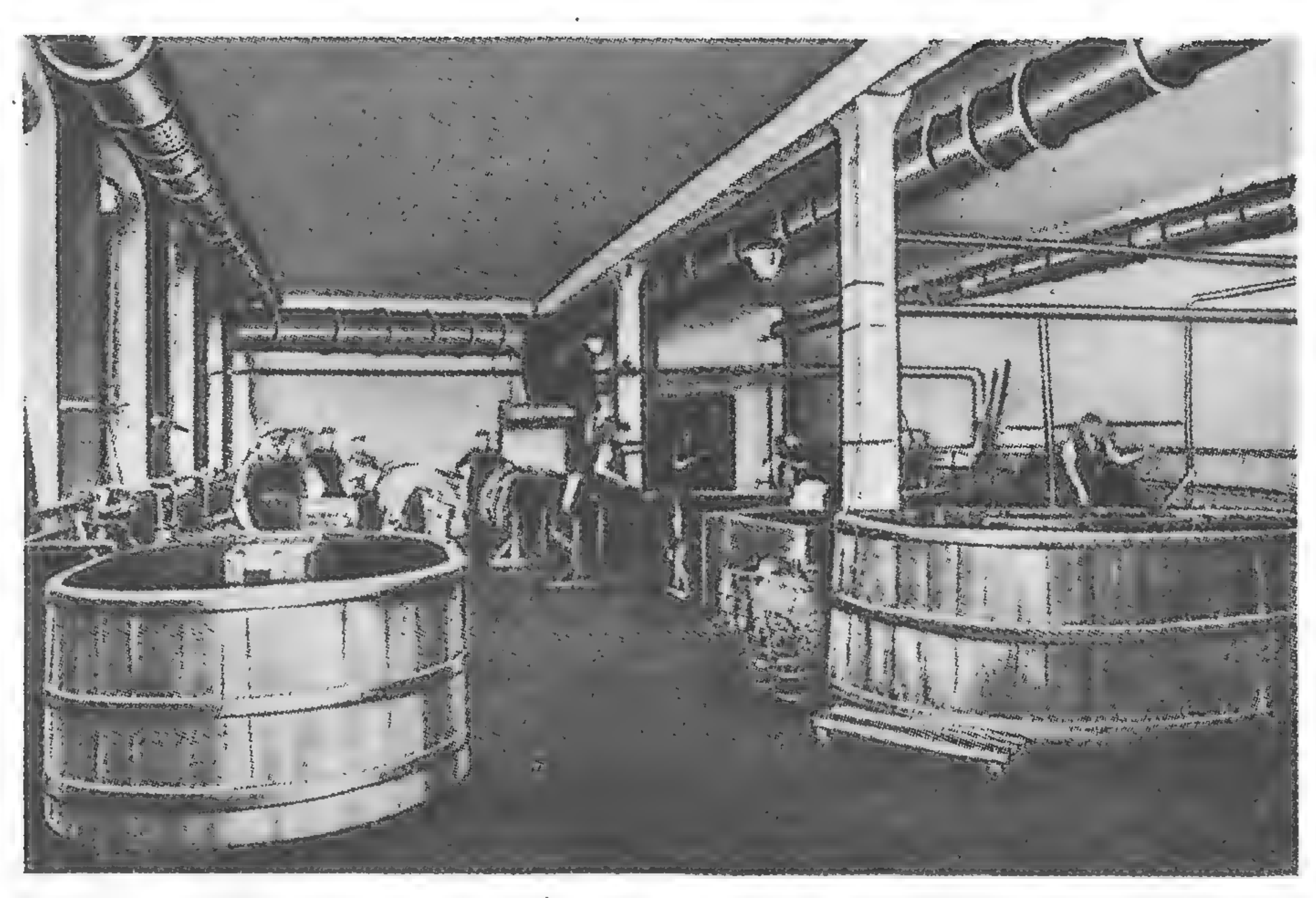
Die Art und Weise, wie diese famosen Farben hergestellt werden, ist aber doch so interessant, daß sie die meisten von unseren Lesern interessieren wird, zumal ja die Kunst des Färbens von jeher nicht nur als Gewerbe sondern auch im Haushalt eine große Rolle spielte.

Zunächst einiges über das Färben im allgemeinen:

Färben heißt eine Farbe auf einem Stoff durch einen chemischen oder chemisch-physikalischen Prozeß befestigen. Bei jeder Färbung sind folgende Gesichtspunkte zu berücksichtigen. Erstens die Art des Materials, das gefärbt werden soll. Wolle, Baumwolle, Seide, Holz, Papier, Leder haben verschiedene Eigenschaften, mit Rücksicht darauf müssen die geeigneten Farbstoffe und Färbeverfahren ausgewählt werden. Ein und derselbe Farbstoff eignet sich nicht für alle Fälle. Zweitens muß dem Zweck,



Indanthrenfabrik: Mahlraum



Garnfärberei

welchem der gefärbte Gegenstand dienen soll, alle Aufmerksamkeit zugewendet werden. Farbige Gegenstände, in deren Wesen und Bestimmung Dauer liegt, müssen mit echten Farben ausgerüstet werden, für kurzlebige Dinge, genügen je nach dem auch weniger echte. Wenn man sich vor Augen hält, daß es eine große Anzahl der verschiedensten Färbeverfahren gibt und daß heute etwa 2000 Farbstoffe zur Verfügung stehen, so wird man die Kunst des Färbers nicht gering einschätzen. Gut und richtig nach Muster färben ist eine schwierige Kunst, die gründlich gelernt sein will und zu der viele theoretische und praktische Kenntnisse gehören.

Die Farbstoffe, die wir heute benutzen, lassen sich nach ihren Eigenschaften und der Art ihrer Anwendung in mehrere große Klassen einteilen. Uns interessieren hier besonders die Küpenfarben, die in den letzten Jahren durch die Indanthrene, welche zu dieser Klasse zählen, eine außerordentlich große Bedeutung erlangt haben. Bis zur Erfindung der Indanthrene gab es nur einen einzigen Küpenfarbstoff, den uralten Indigo, den ältesten Farbstoff der Menschheit. Der Indigo wurde Ende des vorigen Jahrhunderts von der deutschen Farbenindustrie aus Produkten der Steinkohle zum ersten Male künstlich hergestellt. Dieses reine und gleichmäßige Erzeugnis, das nicht etwa ein Ersatz für den pflanzlichen Indigo, sondern diesem vielmehr in allen Eigenschaften durchaus wesensgleich ist, verdrängte den Pflanzenindigo rasch vom Weltmarkt. Zugleich gab die Indigosynthese Veranlassung, diesen Farbstoff sorgfältig zu studieren und dieses Studium hat eine Anzahl dem Indigo verwandter und ähnlicher Farbstoffe — Indigoide — gezeitigt, die eine wertvolle Bereicherung des Farbschatzes darstellen.

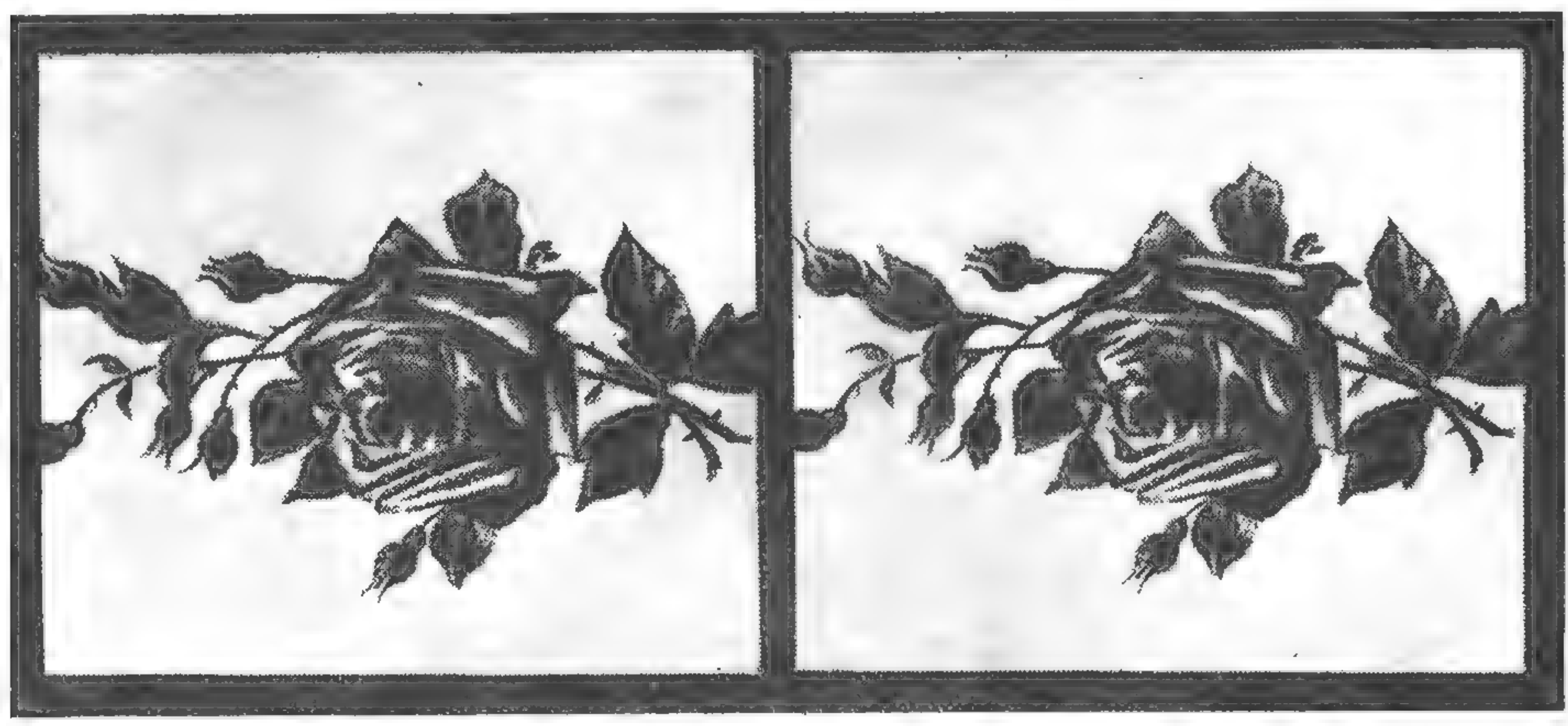
Die Küpenfarbstoffe sind in Wasser unlöslich und können, so wie sie sind, zum Färben nicht gebraucht werden. Sie müssen zunächst durch einen chemischen Prozeß in andere, zum Färben geeignete Körper umgewandelt werden. Diesen Prozeß nennt man Verküpen (nach dem Gefäß, der Kufe, in der es geschieht) und die auf diese Weise erhaltenen Farbflotten heißen dann Küpe, Indigoküpe, Indanthrenküpe usw. Durch gewisse, der Färbeflotte, in der sich der Farbstoff befindet, zugesetzte chemische Substanzen wird dieser mit Wasserstoff vereinigt. Dadurch wird der Farbstoff verändert und in einen anderen chemischen Körper verwandelt, der sich in der laugenhaften Flüssigkeit auflöst und zum Färben eignet. Um es zu wiederholen: man färbt nicht mit dem Farbstoff selber, sondern mit einem anderen Körper, den man durch das Verküpen aus ihm erst hergestellt hat.

Dieser andere Körper, mit dem man die Färbung zustande bringt, muß drei Eigenschaften besitzen. Er muß sich in der alkalischen Flotte vollkommen auflösen, er muß eine gewisse Verwandtschaft zum Färbegut, zur Faser haben, sodaß er an ihr haftet und er muß sich drittens leicht und sicher in den ursprünglichen Farbstoff, der die gewünschte Färbung auf der Faser hervorbringt, zurückverwandeln lassen. Die Verküpung, also das Anlagern des Wasserstoffes, geschieht durch eine besonders geartete schweflige Säure, das Hydrosulfit, in Gegenwart von mehr oder weniger Aetzlauge und die Zurückverwandlung in den ursprünglichen Farbstoff wird durch den Sauerstoff der Luft oder durch zugesetzte, Sauerstoff abgebende Mittel, z. B. Chromsäure bewirkt. Das letztere Verfahren wird bei den Indanthrenen angewandt, während bei Indigo im allgemeinen der Sauerstoff der Luft ausreicht. Durch diesen Oxydationsprozeß (Sauerstoffaufnahme) im Gegensatz zur Anlagerung des Wasserstoffs, was man Reduktion nennt, wird der gebildete Farbstoff auf und in der Faser unlöslich niedergeschlagen und fest mit ihr verbunden.

Ob man mit einer Küpenfarbe Wolle oder Baumwolle färben kann, hängt von der Menge der Aetzlauge ab, die notwendig ist um den verküpten Farbstoff in Lösung zu halten. Bekanntlich ist die Wolle gegen scharfe Lauge sehr empfindlich. Sie wird von ihr angegriffen, in der Wärme sogar aufgelöst. Mit Indigo, der wenig und schwaches Alkali zur Lösung benötigt, kann Wolle und Baumwolle gefärbt werden, mit den Indanthrenen, die erheblich mehr Aetzlauge erfordern, nur die Fasern pflanzlichen Ursprungs, Baumwolle, Leinen, Kunstseide. Die Küpenflotte hat bei einigen Farbstoffen



unechtfarbig — unechtfarbig, 1 mal gewaschen



indanthrenfarbig — indanthrenfarbig, 10 mal gewaschen

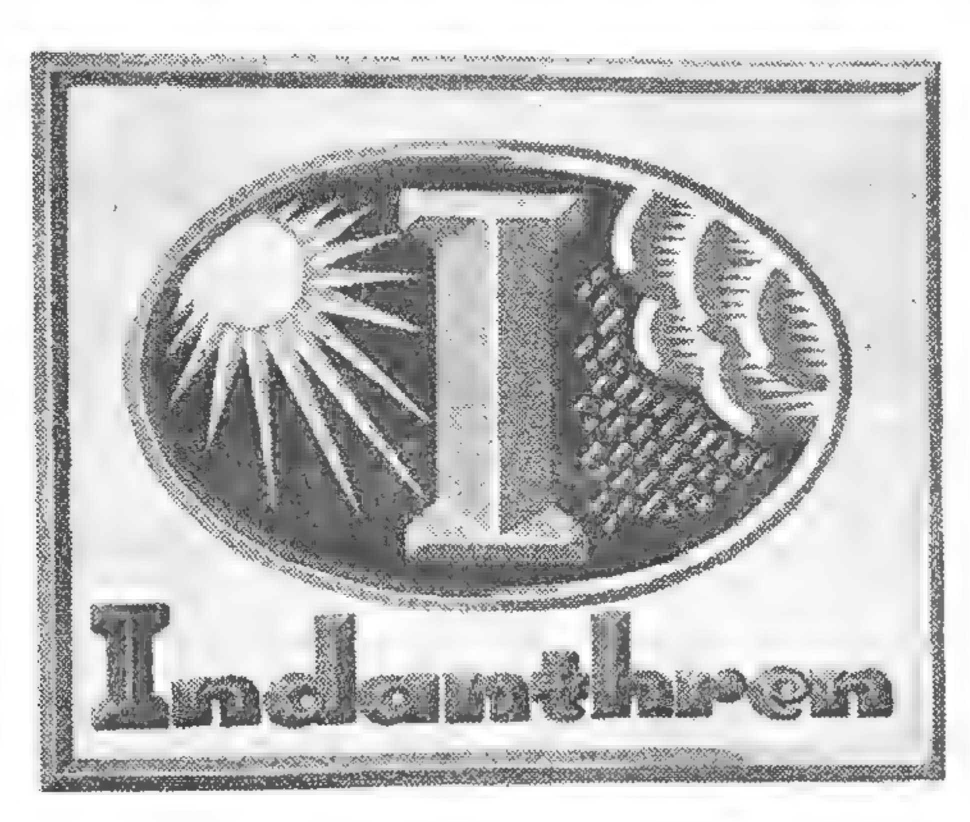
dieser Klasse eine andere Färbung als der ursprüngliche Farbstoff. Die Küpe der blauen Indigofarbe ist gelb, die Küpe des Indanthrenoranges fuchsinrot, die des Indanthrengelbes ist blau. Das eingetauchte Baumwollgarn färbt sich zunächst ganz dunkelblau. Wird es dann durch Ausschleudern von der überflüssigen Farbbrühe befreit und im Trokkenen aufgehängt, so bilden sich erst gelbe Flecken und Streifen, die sich immer weiter ausbreiten und schließlich ist alles ein leuchtendes Gelb. Durch Ausspülen in ganz schwacher Essigsäure und Nachwaschen mit Seifenwasser ist dann der Färbeprozeß beendet.

Die Küpenfarbstoffe zeichnen sich durch Echtheit aus. Das gilt ganz besonders von den Indanthrenfarben. Man kann sagen, daß sie die ganze Färberei auf eine höhere Stufe gehoben haben. Die Baumwolle ist für die moderne Menschheit weitaus die wichtigste Faserart, wichtiger als alle anderen zusammen, die Wolle eingeschlossen, und gerade für die Baumwolle fehlte eine e c h t e Vielfarbigkeit.

Die Indanthrene haben uns diese echte Vielfarbigkeit gebracht, man kann sich also vorstellen, wie wichtig sie für die Veredelung der Textilprodukte geworden sind.

Die Küpenfärberei ist im allgemeinen nicht einfach. Ansatz und Führung einer Indigoküpe waren Jahrhunderte lang das Meisterstück des zünftigen Färbers und der erwähnte Farbenwechsel bei den Indanthrenküpen, wo der Färber die Farbe, die er hervorbringen will, zunächst gar nicht sieht, macht die Anwendung der Indanthrene gewiß nicht einfacher. Trotz dieser Schwierigkeiten haben sie sich durch ihre hervorragenden Echtheitseigenschaften überall eingeführt und unentbehrlich gemacht, sodaß heute jeder Färber die Indanthrenfärberei von Grund aus kennen muß.

Schönheit der Farben ohne entsprechende Echtheit hat nur einen sehr beschränkten Wert. Um ihrer Bestimmung zu genügen, müssen die Farben D a u e r h a b e n. Wir nennen eine Farbe echt, wenn sie solange Ansehen und Schönheit behält, wie der Stoff oder das Gewebe, mit dem sie verbunden ist, gebrauchsfähig bleibt. Da die farbigen Sachen den verschiedensten Einflüssen unterliegen, gibt es auch verschiedene Echtheitsgrade. Die wichtigsten für unseren Haushalt sind die L i c h t echtheit und die W a s c h echtheit. Für manche Arten von Stoffen steht die Lichtechtheit an erster Stelle, für andere die Waschechtheit. Dekorationsstoffe, Möbel, Portièren, Bespannstoffe, Vorhänge müssen l i c h t echt sein; Decken, die in der Sonne liegen und gewaschen werden, l i c h t echt und w a s c h echt, farbige Wäsche ebenso. Diesen Verhältnissen muß bei der Auswahl der Farben Rechnung getragen werden. Dieselbe Farbe kann auf verschiedenem Material ganz verschieden echt sein. Indigo auf Wolle gehört zu den allerechtesten Farben, auf Baumwolle dagegen besitzt er, besonders in helleren Nuancen, nur eine mittlere Echtheit. Eine absolute Echtheit gibt es indessen nicht, durch unzweckmäßige Behandlung kann schließlich jede Farbe zerstört werden. Von einer Fachkommission sind sämtliche Farben nach bestimmten Richtlinien auf Echtheit geprüft und normiert worden. Man bezeichnet die Abstufung aller Echtheitsarten mit Ausnahme der Lichtechtheit mit den Zahlen 1—5 (5 ist der höchste Grad), die Lichtechtheit mit 1—8. Die Echtheit der Farbstoffe, welche die auszeichnende Benennung Indanthren erhalten — k e i n F a r b s t o f f e r h ä l t s i e o h n e s t r e n g e P r ü f u n g e n — ist eine so große, daß sich heute der Begriff der „Indanthrenechtheit“ als etwas ganz Bestimmtes gebildet und eingeführt hat.



Die Vase.

Wenn man aus einer stilleren Seitenstraße an die Kreuzung mit der belebtesten Großstadt-Hauptstraße vorkommt und den wahnsinnigen Trubel und das Vorbeihasten sieht, so wirkt das beinahe beängstigend. Besonders intensiv machte sich anscheinend dieser Eindruck bei einem Fräulein bemerkbar, das eine ziemlich große Vase trug, sie ganz ängstlich an sich preßte und offenkundig zögerte, sich um die Ecke herumzuwagen. Die Entscheidung fiel aber rasch: Ein korpulenter Herr sauste im „Zeit ist Geld-Tempo" um die Ecke, seine Masse verlieh ihm die nötige Beschleunigung und die Vase lag in fünf Trümmern auf dem Pflaster.

Ehe sich offenbar das Fräulein darüber klar geworden war, ob es klüger wäre, sich auf den Rechtsstandpunkt zu stellen, furchtbar zu schimpfen und Ersatz zu fordern oder diplomatischer, die Tränenschleusen zu öffnen und auf die Großmut des Welt- und Vasenzertrümmerers zu rechnen, war schon die übliche Volksversammlung entstanden und getreu unserem Volkscharakter in unzählige Parteien gespalten.

„Da können Sie sich schwer zahlen, mein lieber Herr, das ist ein Prachtstück, die kostet seine 300 Mark" ....

„Ja freilich, das Bazargelump, das angestrichene, um 3 Mark 95 kauft man es überall" ....

„Hätt's aufpaßt, die Gans, die damische" ....

„Recht verhauen sollte man ihn noch, den Dickwams, braucht ja Platz für drei mit seinem vollgefressenen Bauch" ....

„Da sieht man halt wieder die Rücksichtslosigkeit der besitzenden Klasse, schauen Sie nur das arme Mädel an, sie ist ja ganz verhungert und halb erfroren" ....

Bedrohlich schwoll das Gemurmel der Dreimarkfünfundneunzigpartei an. Die Dickwamspartei schwang drei Spazierstöcke und eine Markttasche. Die Damischeganspartei knüpfte mit der Dreihundertmarkpartei Koalitionsverhandlungen an.

Ebenso schnell, wie der Geier der Wüste meilenweit die Beute wittert, ebenso langsam nahte jetzt auch der 50 Meter weit entfernt stehende Sipo-Doppelposten mit majestätisch würdevollen Schritten heran.

Ehe es der hohen Obrigkeit gelungen war, durchzukommen, hatte sowohl der korpulente Herr als auch das Vasenfräulein je einen bis jetzt unbeachtet an der nächsten Hauswand stehenden Kasten ergriffen, aufgeklappt und sogar eine Aufstellvorrichtung kam zum Vorschein.

„Meine hochverehrten Herrschaften, meine Damen und Herren! Nur die Ruhe kann es machen, immer mit der Ruhe. Diese Vase, die Sie hier durch einen bedauerlichen Verkehrsunfall zerbrochen sehen, ist überhaupt nicht zerbrochen, sie wird überhaupt niemals zerbrochen gewesen sein. Wie Sie hier sehen, nehme ich ein Stück, streiche nur eine kleine Idee von dem unübertrefflichen „Diplomaten-Patentkitt" darauf, drücke das nächste Stück daran und schon hält das eine am andern, klebt untrennbar, unzerreißbar, unverrückbar, wie das „O am dol", wie die „Kunst am Dünger", wie der Abgeordnete auf seinem Sitz. — Heute kostet die Originaltube nicht drei Mark, wie sonst, auch nicht zwei Mark und eine Mark, auch keine halbe Mark, sie kostet — ich schäme mich fast, es zu sagen — 20 Pfennig."

Humor.

Der Unterschied.

Richter: „Sie haben ja Ihren Patienten die gleiche Salbe für alle möglichen Krankheiten verordnet!" — Kurpfuscher: „Bitte, Herr Richter, der Preis aber war verschieden!"

Die Badereise.

„Mein liebes Männchen, Du weißt, der Doktor hat mir einen Klimawechsel dringend empfohlen!" — „Das trifft sich ja vorzüglich! Eben lese ich in der Zeitung: „Starke klimatische Veränderungen in Aussicht. Wind, Schnee und Frost — da kannst Du ja hier bleiben!"

Bedenkliches Symptom.

Ein Maurer wird auf dem Bauplatz irrsinnig. Als der Arzt erscheint, fragt dieser die Kollegen des Maurers, wie sich die Krankheit zuerst geäußert habe. „Er hat noch nach zwölfe gearbeitet", entgegnet einer derselben, „und das ist uns Allen aufgefallen!"

Wenn ein Haus



zusammenbricht

dann kannst Du es nicht mehr stützen,

dann ist es zu spät!

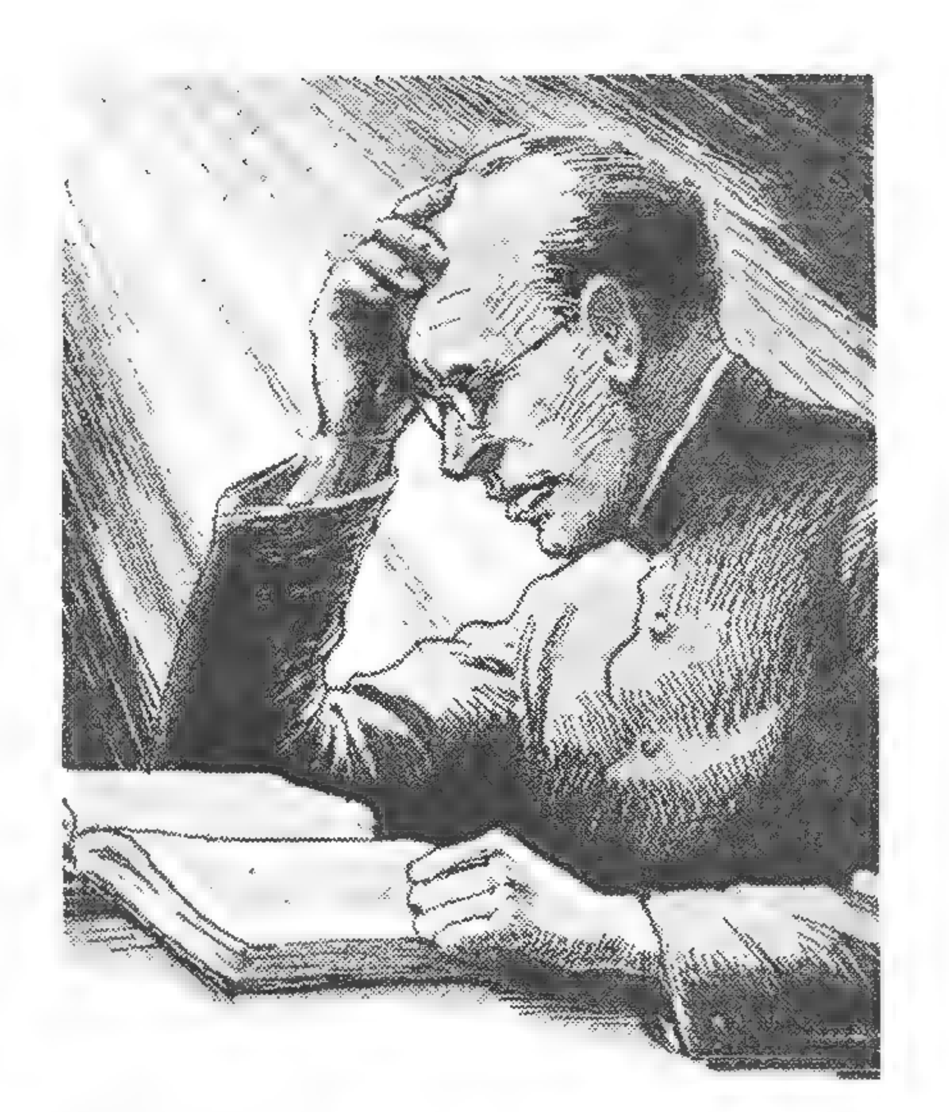
Dein Haus ist Dein Körper!

Also gebrauche zur rechten Zeit

gute Arzneimittel!

Sein Bestes gab Pfarrer Heumann

als er die Pläne zu seinen Heilmitteln schuf und verwirklichte, die so unzähligen Menschen zum Heil gereichen sollten. Seine Gedanken über wirksame Arzneimittelbereitung, über die Grundlagen seiner heute so berühmten Heilmittel und ihre Anwendung bei den verschiedenen Krankheiten, sowie ausführliche Beschreibung der meistverbreiteten Krankheiten, finden sich in dem kostenlos erhältlichen Pfarrer-Heumann-Buch. (272 S. Text mit ca. 150 Abb.)



Bitte: Deutlich schreiben und recht genau ausfüllen!

Bestell-Karte

Senden Sie an meine umstehend (s. Rücks.) verzeichn. Adresse:

A. per Nachnahme/Vorauszahlg. (Postkonto 5320) folgende **Pfarrer Heumann-Mittel:**

Stck.	Nr.	Bezeichnung des Mittels:

B. von Ihrem 272 S. starken **Pfarrer-Heumann-Buch**

............Gratis-Exemplare

NB. Bitte gewünschte Stückzahl ausfüllen, auch wenn nur ein Buch gewünscht wird. Die Zusendung erfolgt porto- und verpackungsfrei und ohne jede spätere Verpflichtung.

Adresse umseitig ausfüllen! Nichtgewünschtes durchstreichen!

Bitte: Deutlich schreiben und recht genau ausfüllen!

Bestell-Karte

Senden Sie an meine umstehend (s. Rücks.) verzeichn. Adresse:

A. per Nachnahme/Vorauszahlg. (Postkonto 5320) folgende **Pfarrer Heumann-Mittel:**

Stck.	Nr.	Bezeichnung des Mittels:

B. von Ihrem 272 S. starken **Pfarrer-Heumann-Buch**

............Gratis-Exemplare

NB. Bitte gewünschte Stückzahl ausfüllen, auch wenn nur ein Buch gewünscht wird. Die Zusendung erfolgt porto- und verpackungsfrei und ohne jede spätere Verpflichtung.

Adresse umseitig ausfüllen! Nichtgewünschtes durchstreichen!

Die drei Grundpfeiler

der Erfolge Pfarrer Heumann's und seiner Mittel



Sein Buch

mit 272 S. Text und 150 Abb., das in leichtverständlichen Worten u. lehrreichen Aufsätzen alles Wissenswerte über den Bau unseres Körpers und über seine Pflege in gesunden und kranken Tagen bringt nebst den genauen Rezepten Pfarrer Heumanns.
Völlig kostenlos erhältlich!



Die Mittel

nach den von Geheilten und ander. Sachverständigen hervorragend beurteilten Rezepten Pfarrer Heumanns, hergestellt nach neuesten Verfahren, denkbar rein u. wirksam, in der praktischen abschlußsicheren Packung m. dem durchsichtigen Deckel.
Bestellkarte anhängend!

Der Dan[k]

von Hundert-tausenden, de[r] sich in den täg-lich einlaufen-den begeister-ten Zuschriften äußert. Dere[n] Zahl beträgt heute scho[n] 160000. Das ist ein Weltrekord. Die Mittel Pfarrer Heumann[s] sind weniger durch Reklam[e] als durch Erfolge und Weiter-empfehlung bekanntgeworden.

Hier abtrennen und einsenden!

Absender:

Bitte deutlich und genau ausfüllen!

Name:

Stand:

Wohnort:

-Straße/Nr.:

Post/Bezirk:

Wenn nur Adresse ausgefüllt wird, 3 Pfg.
B. Zusatz ander. Mitteilg. 8 Pfg. Porto!

An die

Löwen-Apotheke, Paul Fran[k]

Nürnberg 2

Brieffach 109

HK 29

Hier abtrennen und einsenden!

Absender:

Bitte deutlich und genau ausfüllen!

Name:

Stand:

Wohnort:

-Straße/Nr.:

Post/Bezirk:

Wenn nur Adresse ausgefüllt wird, 3 Pfg.
B. Zusatz ander. Mitteilg. 8 Pfg. Porto!

An die

Löwen-Apotheke Paul Fran[k]

Nürnberg 2

Brieffach 109

HK 29

Hygienische Wahrheiten und Weisheiten.

Zusammengestellt von Dr. Thraenhart, Freiburg i. Br.

Was das Beste auf der Welt ist? Gesundes Blut, gestählte Sehnen und starke Nerven. (Auerbach.)

Das einzig Wirkliche, was wir auf der Welt haben, ist das Leben. Mir scheint, daß jeder vernünftige Mensch es zu erhalten suchen müßte. (Friedrich der Große.)

Wer sich nie Zeit nimmt für seine Gesundheit, der muß später Zeit haben zum Kranksein.

Die meisten Menschen kümmern sich um Gesundheitspflege erst dann, wenn sie ihre Gesundheit verloren haben und krank werden.

Jeder ist wie seines Glückes, so auch seiner Gesundheit eigener Schmied. (Niemeyer.)

Es ist besser, einer sei arm, und dabei frisch und gesund, denn reich und ungesund. Gesund und frisch sein, ist besser denn Gold, und ein gesunder Leib ist besser denn großes Gut. Es ist kein Reichtum zu vergleichen einem gesunden Leibe. (Sirach 30.)

Die Krankheiten befallen uns nicht wie ein Blitz aus heiterm Himmel, sondern entwickeln sich allmählich aus täglichen kleinen Sünden wider die Gesundheit, und erst wenn sich diese gehäuft haben, brechen sie scheinbar auf einmal hervor. (Hippokrates.)

Nur an kränklichen Pflanzen schmarotzen Parasiten, nur in ungesunden Körperorganen gedeihen und wuchern Bazillen und Bakterien, — das sind Naturgesetze. (Thraenhart.)

Die frische Luft des freien Feldes ist der eigentliche Ort, wo wir hingehören. Es ist, als ob der Geist Gottes den Menschen unmittelbar anwehte und eine göttliche Kraft ihren Einfluß ausübte. (Goethe.)

Der sicherste Weg zur Gesundheit ist der Fußweg. (Thraenhart.)

Es würde alles viel besser gehen, wenn man mehr ginge. (Seume.)

Auch auf der Armut Tun und Treiben fällt der Gesundheit holder Schein: Durch die zerbrochnen Fensterscheiben strömt frische Luft in Fülle ein.

Geschlossene Fenster im Schlafzimmer sind offene Wege für die Tuberkulose. (A. Evans.)

Lange lebet der Luftfreund!

Wo die Sonne nicht hinkommt, dahin kommt der Arzt.

Auf der Schattenseite der Straße hält der Leichenwagen dreimal so oft als auf der Sonnenseite.

Sonnenlicht ist der billigste und beste Bakterientöter, das wirksamste Desinfektionsmittel, der natürlichste Wundheiler. (Thraenhart.)

Alt zu werden, ist Gottes Gunst, jung zu bleiben, des Menschen Kunst!
Die besten Aerzte in der Welt trotz aller Neider, aller Hasser,
Es sind im Bunde treu gesellt: Diät, Bewegung, Licht, Luft, Wasser.

Nur der gesunde Mensch genießt die Welt.
Wer seinen Geist stärken will, der pflege seinen Körper. (Goethe.)

Wofür ich Allah höchlich danke?
Daß er Leiden und Wissen getrennt.
Verzweifeln müßte jeder Kranke,
Das Uebel kennend, wie der Arzt es kennt.

Soll geistiges Leben wohl gedeihen,
So muß der Leib ihm Kraft verleihen.
Halte Maß in Speis' und Trank,
So wirst du alt und selten krank.
(Goethe.)

Der Wille zur Gesundheit ist ein Hauptheilmittel.
Ein Lot Vorbeugung ist besser als ein Pfund Heilung.

Zeitig zu Bett und zeitig heraus,
Macht Gesundheit, Wohlstand und Weisheit aus.
Man nennt als größtes Glück auf Erden:
Gesund zu sein. Ich sage: nein!
Ein größeres ist: gesund zu werden!
(Inschrift an der Hygiea-Statue in Ischl.)

Berühmte Männer.

Werner von Siemens,

Physiker, Ingenieur und großer Erfinder, geb. 13. 12. 1816 zu Lenthe in Hannover, gest. 6.12.1892 in Charlottenburg. 1841 nahm er das erste Patent auf galvanische Versilberung. 1847 gehörte er zur Kommission für Einführung der elektrischen Telegraphie in Preußen. Damals konstruierte er den ersten Zeiger- und Drucktelegraphen. 1848 legte er im Kieler Hafen die ersten Unterseeminen mit elektrischer Zündung. Von 1848—49 war er mit der Legung der unterirdischen Telegraphenlinien von Berlin nach Frankfurt und Aachen betraut, schied aber darauf aus der Armee aus und widmete sich, zusammen mit dem Mechaniker Halske, seiner im Jahre 1847 in Berlin errichteten Telegraphenbau-Anstalt (Siemens & Halske). Neben vielen anderen bedeutenden Erfindungen verdanken wir ihm auch die erste elektrische Eisenbahn. Sein größtes Verdienst ist die Erfindung der Dynamo-Maschine, mit der man Dampf- oder Wasserkraft in elektrische Energie umwandeln und weiterleiten kann. Von der Universität Berlin wurde er wegen seines Wissens zum Ehrendoktor ernannt und im Jahre 1888 wurde er geadelt.





Rudolf Virchow,

geb. 13. Oktober 1821, gest. 5. September 1902 zu Berlin war ein bedeutender Mediziner und beschäftigte sich außerdem sehr erfolgreich auf dem Gebiete der Rasseforschung und der Entwicklung des Menschen. Er lehrte in den Jahren 1847—1856 in Würzburg, später an der Berliner Universität als Professor der pathologischen Anatomie. (Krankhafte Vorgänge und Veränderungen am Körper.) Dabei konnte er manche wissenschaftliche Ansichten neu begründen und wesentlich fördern, so besonders über die Entzündungen, Geschwülste, Tuberkulose und Diphtherie. Durch die vermehrte Anwendung des Mikroskops förderte er die Kenntnisse der Ursachen und des Verlaufes der Krankheiten. Auf die von ihm geschaffene Lehre von den Zellen des Körpers baut sich ein großer Teil der heute noch geltenden ärztlichen Anschauungen auf.

Wilhelm Konrad Röntgen,

Deutscher Physiker, geb. 27. 3. 1845 zu Lennep, gest. 10. 2. 1923 in München. Studierte in Zürich Maschinenbau, verlegte sich dann aber auf Physik. 1875 wurde er Professor in Hohenheim. 1876 außerordentlicher Professor in Straßburg. Später in Gießen und Würzburg, zuletzt in München im Lehramt, wo er trotz anderer ehrenvoller Berufungen bis zu seinem Tode blieb. Neben vielen anderen wissenschaftlichen Arbeiten gelang ihm 1895 die Entdeckung der nach ihm benannten Röntgenstrahlen, die er selbst mit X-Strahlen bezeichnete. Die klinische Anwendung der Röntgenstrahlen hat umwälzend auf die Gestaltung der ganzen Chirurgie gewirkt. Sie erwiesen sich als besonders segensreich für die im Kriege Verwundeten zur Durchleuchtung des menschlichen Körpers, um Fremdkörper oder Krankheiten festzustellen. Die technische Anwendung seiner Entdeckung hat Röntgen zwar zeitlebens mit Aufmerksamkeit beobachtet, doch beteiligte er sich nicht daran. Röntgen hat als erster den Nobelpreis erhalten.



Johann Georg Böttger,

Erfinder des Meißener Porzellans, geb. 4. 2. 1682 zu Schleiz, gest. 13. 3. 1719 in Dresden. Mußte aus Berlin als Apothekerlehrling flüchten, da er wegen Alchimie (Hexerei, Goldmacherkunst) verfolgt wurde. August der Starke von Sachsen gab ihm darauf in seinem Schloßlaboratorium Gelegenheit zur Fortsetzung seiner Arbeiten. Die Versuche, Gold herzustellen, mißlangen zwar, dafür aber gelang ihm dabei zufällig das Formen und Brennen eines roten Steinzeugs, nach ihm Böttger Porzellan genannt, aus 12 Teilen Lehm und 88 Teilen roter Tonerde. Die anfangs einfache Form seiner Erzeugnisse gestaltete er im Laufe der Zeit immer feiner. Die Farbe war kupferrot oder dunkelbraun. Zur Verschönerung wurden sie mit Gold, Silber oder Oelfarben bemalt. Erst im Jahre 1715 glückte ihm die Fabrikation von feinem, hellfarbigem Hartporzellan. Er kannte die chemischen und wissenschaftlichen Gründe der Zusammensetzung nicht, sondern erreichte seine Erfolge nur durch immer wieder angesetzte praktische Versuche, 1710 ließ dann der Kurfürst auf der Albrechtsburg eine Porzellanfabrik errichten, deren Leitung Böttger auf Lebenszeit übertragen wurde.



Josef Michael Montgolfier,

geb. 1740 in Frankreich, gest. 28. 6. 1810, Erfinder des Luftballons, enstammt einer alten französischen Familie. Auf Wunsch seines Vaters mußte er in dessen Papierfabrik eintreten, blieb aber dort nicht lange, sondern gründete selbst zwei Fabriken. Um diese Zeit machte er den ersten Versuch mit dem F a l l s c h i r m, indem er vom Dach seines Hauses herabsprang. Die ersten Versuche zur Luftfahrt machte er mit einem Papierballon, wobei die Luft im Innern desselben durch ein Stroh- und Wollfeuer erhitzt wurde, ähnlich wie dies heute noch bei Volksfesten gemacht wird. 1783 erfolgte vor der Oeffentlichkeit und dem Hofe die erste gelungene

R. BACH.

Was ist an obiger Zeichnung interessant?

Daß sie nicht wahllos aus der Phantasie des Künstlers entstanden ist, sondern genau auf Grund des folgenden Rechenexempels: Wenn man von den 160 000 (einhundertundsechzigtausend!) Dankschreiben, welche die Firma L. Heumann & Co. bis heute von zufriedenen Patienten erhalten hat, je 500 zu einer Mappe zusammenfaßt, so ergibt dies volle 320 Bände. Jeden Band zu 10 cm Dicke gerechnet, erhält man bei 10 Bänden einen Stapel von 1 m Höhe, an d ein Mann schon allerhand zu tragen hat. Für die 320 Bände des Heumann'f Dankschreiben-Archivs braucht man im Falle eines Transports also 32 Mann unt ie sich das ungefähr ausnehmen würde, das soll unser Bild veranschaulichen.

Preisrätsel 1929.

Als Preise für die richtige Lösung unseres Preisrätsels setzen wir aus:

2 erste Preise — und zwar entweder ein **Fahrrad** oder eine **echt goldene Armband- oder Taschenuhr.** (Nach Wunsch für Herren oder Damen.)

3 zweite Preise — und zwar entweder **erstklassigen Stoff** zu einem Herren-Anzug oder Damen-Kostüm, oder eine **Kücheneinrichtung,** bestehend aus: 1 Satz Töpfe mit Deckel, 1 Satz Sp bürsten, 1 Satz Fettlöffel, 1 Durchseier, 1 Milchkocher, 1 Puddingform, 1 T el, 1 Kaffesieb.

3 dritte Preise — und zwar eder eine **echt silberne Taschen- oder Armband-Uhr** (nach Wunsch für He oder Damen), oder einen **Werkzeugkasten** mit folgenden Werkzeugen allerb Qualität: 1 Kasten, 1 Brustleier mit Zubehör, 1 Drahtzange, 1 Beißzange, 1 Schraubenzieher, 2 Hämmer, 1 Nagelbohrer, 1 Zollstock, 1 Fuchsschwanzsäge.

5 vierte Preise — und zwar entweder einen vorzüglichen **Photographen-Apparat** oder eine elegante **Damen-Handtasche,** oder einen großen **Rucksack** in allerbester Verarbeitung.

300 Trostpreise:

Praktische Gegenstände im Werte von ca. **Mk. 5.—**

Bedingungen:

1. Zur Lösung muß der Originalausschnitt aus dem Kalender Seite 164 verwendet werden. Einsendungen, bei denen dieser Originalausschnitt nicht verwendet oder nicht wenigstens beigefügt ist, sind ungültig.
2. Die Einsendung der Lösung muß in hinreichend frankiertem Briefe geschehen. Unzureichend frankierte Sendungen sind ungültig. **Die Ausgabe für die Einsendung als Eilbrief oder Einschreibebrief ist ganz unnötig und jeder kann sich diese ersparen.**
3. Letzter Termin für die Einsendung ist der 1. März 1929. Einsendungen, deren Poststempel ein späteres Datum trägt, sind ungültig.

In der ersten Hälfte des Monats März 1929 findet die Entscheidung über die Verteilung der Preise statt, worauf den Preisträgern schriftliche Mitteilung zugeht. Die Zusendung des Preises erfolgt kostenlos.

Unter den Einsendern richtiger Lösungen werden die Preise verlost und zwar so, daß die Reihenfolge der Lose maßgebend ist. Die Auslosung geschieht in der ersten Hälfte des Monats März 1929 in Nürnberg durch eine Kommission, bestehend aus den Herren Verlagsdirektor Möckel, Nürnberg, Fabrikbesitzer Robert Pfaller, Nürnberg, und Gerichts-Assessor Kochendörffer, Nürnberg. Die durch das Los getroffene Entscheidung ist für alle Teile bindend. Durch Beteiligung an dem Preisausschreiben werden die vom Verlag des Pfarrer Heumann-Kalenders aufgestellten Bedingungen ohne weiteres anerkannt.

Die richtige Lösung des Preisrätsels, sowie die Namen der Preisträger werden im „Pfarrer-Heumann-Kalender" für das Jahr 1930 veröffentlicht werden.

Wie bereits erwähnt, sind im Jahre 1928 30 000 Lösungen des Preisrätsels eingelaufen. **Eine leider sehr große Zahl der Einsender hatte anscheinend die Bedingungen nicht gelesen, nach denen die Verteilung der Preise stattfindet,** was uns so viele Mühe und Schreibarbeit machte, daß sie heuer nicht mehr geleistet werden kann. Wir ersuchen also höflichst folgende Punkte unbedingt beachten zu wollen:

1. Bei der ungeheuer großen Zahl unserer Kalenderleser, die sich am Erraten des Preisrätsels beteiligen, kann nicht **jeder** den ersten Preis bekommen.

2. Sehr häufig kommt es vor, daß ein Leser das Rätsel **richtig** löst und den Schein zur rechten Zeit einsendet, daß aber bei der Verlosung kein Preis auf ihn fällt. Die Zahl der richtigen Lösungen ist **ganz erheblich größer,** als die Anzahl der ausgesetzten Preise.

Dafür wird ja auch andererseits keinerlei Zahlung oder sonstige Leistung für die Teilnahme an der Preisrätsellösung verlangt.

3. Es ist uns nicht möglich, jedem der Rätsellöser eine Mitteilung zu machen, wenn bei der Auslosung der Preise unter den Einsendern richtiger Lösungen kein Preis auf ihn gefallen ist. Wir hätten z. B. sonst 30 000 Karten fortschreiben müssen.

Wer aber einen Preis erhalten hat, dem wird es rechtzeitig und kostenfrei ganz von selbst mitgeteilt, ohne daß er ein- oder mehrmals an uns schreibt. **Es hat also keinen Zweck, besonders ehe überhaupt die Auslosung stattfand, an uns zu schreiben, ob man einen Preis erhalten hat.** Unmöglich ist es vor allem, auch die große Anzahl von Anfragen zu beantworten, **denen kein Rückporto beigelegt ist.**

Wir wiederholen nochmals ausdrücklich:

Wer nach der für die Auslosung festgesetzten Zeit **von uns keine Nachricht** erhält, **auf den ist kein Preis entfallen.** Eine schriftliche Anfrage bei uns ist **überflüssig.**

Es wird immer im nachfolgenden Jahrgang des Kalenders veröffentlicht, auf wen die Preise bei der Auslosung gefallen sind, außerdem wird es jedem Preisträger **ganz von selbst** und ohne daß er darum schreibt, mitgeteilt. Es muß dies ja schon aus dem Grunde geschehen, da er die Auswahl zwischen verschiedenen Gegenständen hat.

Also sparen Sie sich und uns Porto, Mühe und Zeit!

Verlag des „Pfarrer Heumann-Kalenders" Nürnberg, Heideloffstr. 24.

Auflösung des Preisrätsels 1928.

Die eingelaufenen Lösungen waren wieder so zahlreich, daß die ausgesetzten Preise verlost werden mußten.

Nahezu 20 000 Kalenderleser haben die richtige Lösung gefunden:

Wenn der Buchmüller Franz jeden Monats-Ersten 20 Mark in die Sparbüchse legt und im Verlauf des Monats wieder 15 Mark herausnimmt, bleiben also jedesmal 5 Mark darin. Nach 12 Monaten hat er also 60 Mark, das ist, wenn er am 1. Februar 1927 zu sparen angefangen hat, am 1. Februar 1928 der Fall. An diesem Tag legt er aber wieder 20 Mark ein, er hat also jetzt die 80 Mark und geht sofort zum Fahrradhändler.

Ob der Buchmüller Franz dann in dem Monat mit seinem Geld auskommt, wenn er nichts wieder aus der Sparkasse rausnehmen kann, geht ja uns als Kalenderleser gar nichts an, das ist seine Sache.

Wir haben es übrigens unsern Lesern recht leicht gemacht, außen um das Bild als Umrahmung waren je 12 Fünfmarkscheine und ein Zwanzigmarkschein herumgezeichnet. Trotzdem sind fast 10 000 falsche Lösungen eingegangen.

Die Auslosung der ausgesetzten Preise hatte folgendes Ergebnis:

Zwei I. Preise:

1. W. Johannsmeier, **Bischofshagen** Nr. 284 P. Löhne, Bz. Minden i. W.
2. August Spellmeyer, Maurermeister, **Düte** Nr. 23 P. Velpe i. W.

Drei II. Preise:

3. Frau Emma Urban, **Schweicheln** Nr. 1 b. Herford i. W.
4. Fr. Charlotte Fronzeck, **Leipzig-Sellerhausen,** Bennigsenstraße 24
5. Josef Wallner, **Weiden/Opf.,** Regensburgerstraße 46

Drei III. Preise:

6. Fr. Uffmann, **Küingdorf,** P. Neuenkirchen, Kr. Melle
7. Anton Maier, **Jettenbach** i. Obb. Nr. 17
8. Pastor J. Grimmert, **Klein-Mühlingen** i. Anhalt

Fünf IV. Preise:

9. Sofie Mülken, **Hille** Nr. 306 **b. Minden** i. W.
10. Emil Jäger, **Winterbach,** OA. Schorndorf i. Wttbg., Schulstraße 326
11. Rudolf Unertl, **Münchham** Nr. 4½ i. Ndby.
12. Johann Schmaler, Forstarb., **Tzschelln,** P. Boxberg O/Laus.
13. Ferd. Bisson, **Bellheim/Pfalz,** Hauptstraße 219

Trostpreise: (500 Stück praktische Gegenstände im Werte von ca. Mk. 3.—)

Verhütet Unglücksfälle



Überspringe nicht die Straße vor fahrenden Automobilen.



Gehe nicht auf dünnes Eis, du gefährdest dein eigenes Leben und das deiner Retter.



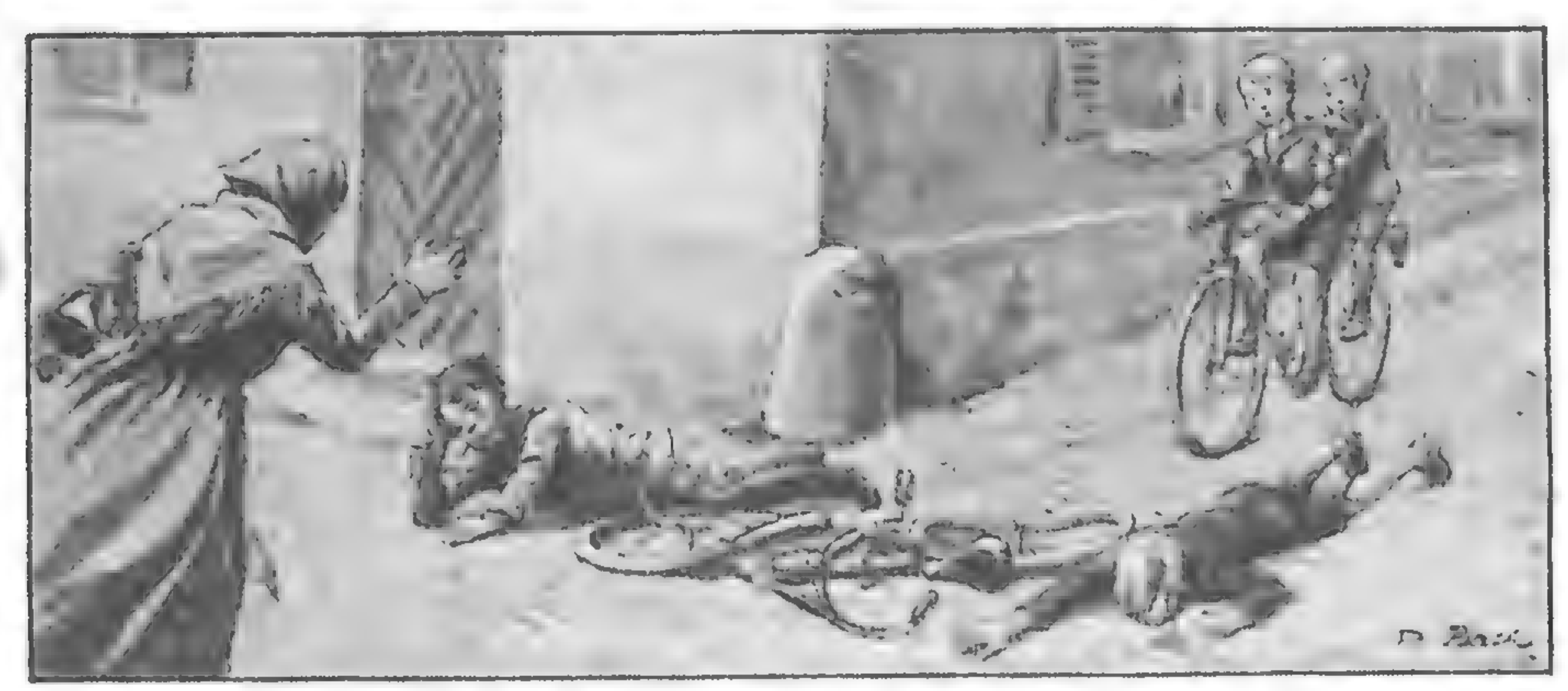
Laßt Kinder nicht mit Feuer spielen.



Eßt kein unreifes Obst und trinkt gar Wasser hinterher.
Ihr könnt dann unter gräßlichen Schmerzen sterben.



Hänge dich nicht an Wagen oder Autos an, du kannst ihre Geschwindigkeit und Fahrtrichtung nicht vorher wissen und wirst hinabgeschleudert.



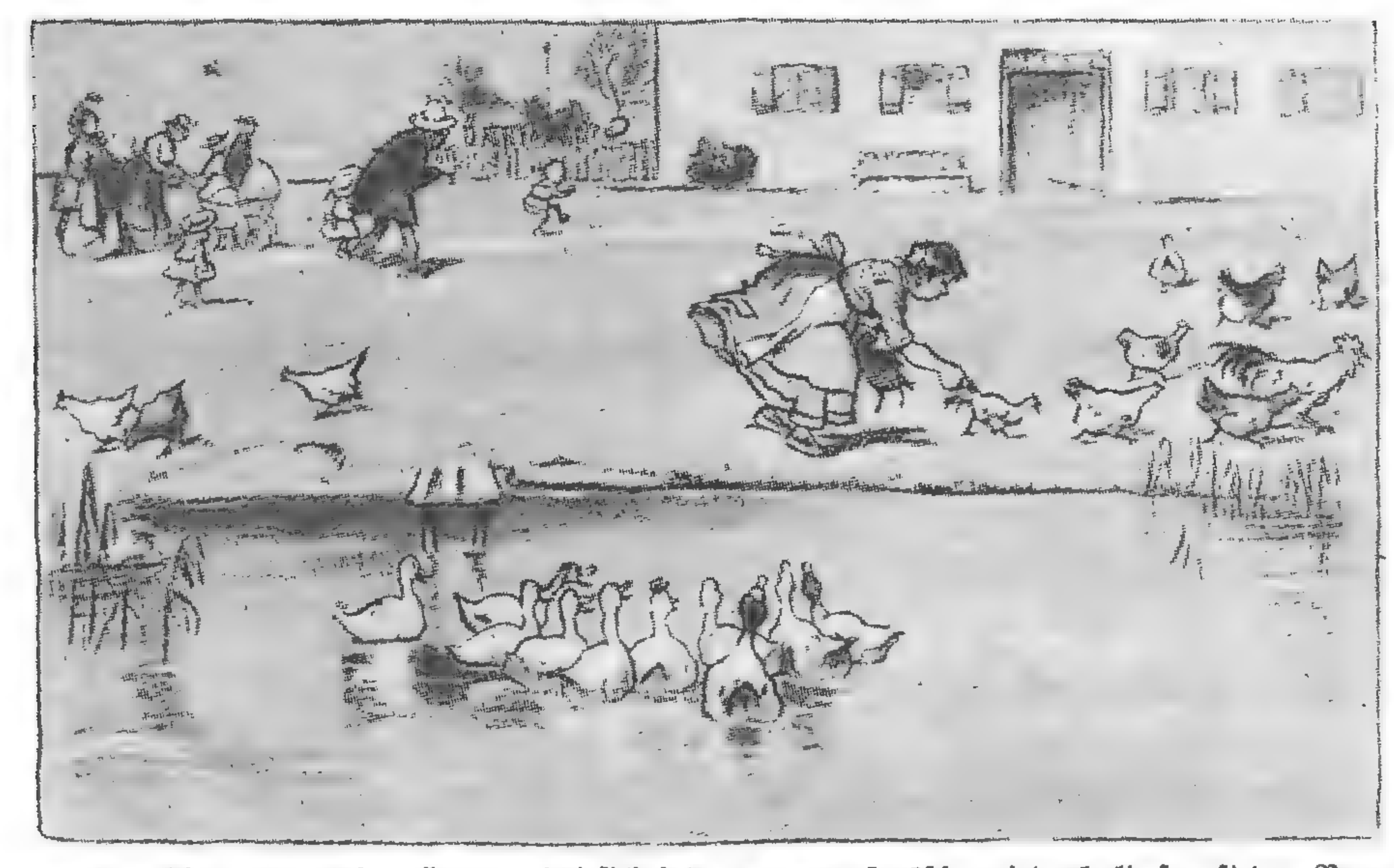
Laß niemand auf dein Rad hinten aufsteigen, du verlierst dadurch die Herrschaft über dein Rad, besonders auf abschüssigen Straßen.

Die klugen Tiere.

„... Ja, meine Herren, das ist natürlich leicht und schnell gesagt: „Die Förster lügen alleweil!" Wenn man — so wie wir jetzt — gemütlich am Stammtisch beieinander sitzt, da glaubt man, man verständ' alles am besten und es gäb' nichts auf der Welt als das, was man mit Händen greifen könnt'. Aber, meine Herren, die G'schicht' liegt doch etwas anders: Die Natur hat ihre großen Wunder, ihre sehr großen Wunder, in die sie sich nicht von jedem hineinschauen läßt — g'rad' was die Klugheit der Tiere betrifft, auf die eben die Red' gekommen ist! Ja, die unterschätzen wir noch weit! Ich will ja ... weil der Herr Pfarrer schon wieder schmunzelt ... jetzt nicht von meinem Waldl sprechen. Das ist ein ganz abnormer Fall — d a s Tierl steht außer der Reih' und hat, sozusagen, Menschenverstand! Ich möcht' Ihnen jetzt bloß eine ganz einfache G'schicht' vom — anscheinend so dummen — Federvieh erzählen.

Sie wissen ja alle, daß drunten beim „Bachwirt" mein Vetter — der Professor Kurzius aus der Residenz — mit seiner ganzen Familie in der Sommerfrisch' einquartiert ist. Na, natürlich — das Wirtshausessen schmeckt einem auch nicht alleweil ... so kommt er halt ein oder zwei Mal in der Woch' mit Kind und Kegel zu uns 'rauf zum Mittagessen. Selbstverständlich will man sich von den lieben Verwandten nicht anschauen lassen. Also muß Küch' und Keller gehörig herhalten. Mit dem Fleisch ist's aber rar bei uns auf 'm Land. Drum wird jedes Mal, wenn die Herrschaften kommen, entweder eine schöne Ent' geköpft oder ein paar Hendeln der Hals abgeschnitten — meine Frau ist ja g'rad' als Geflügelköchin großartig!

Gut ... das geht so etliche Wochen ganz regelmäßig fort. Eines schönen Sonntags aber, wie mein Vetter mit der ganzen Gesellschaft wieder von weitem daherkommt und meine Frau die Leni auf den Hof hinausschickt, damit sie ein molliges, rundes Enterl fangt .... da rennt die Leni voller Aerger 'rein und rapportiert, das ganze Entenvolk tät' mitten im Teich drinn' schwimmen und wär' durch nichts zu bewegen, 'rauszukommen. Ich als Tierkenner interessier' mich selbstverständlich, weil ich die G'schicht' gleich tiefer aufgefaßt hab', außerordentlich dafür, lauf' 'naus und überzeug' mich tatsächlich, daß die Leni vollkommen Recht hat. Alle Enten sind mitten im Teich ... keine geht auf gute und böse Wort', auf Schlich' und Finten heraus, und meiner Frau bleibt schließlich nichts übrig, als wieder ein paar Hendeln zu opfern.



... Und das, meine Herren, hat sich jetzt ganz regelmäßig wiederholt, so oft der Professor eingetroffen ist! Man sieht ihn ja von weitem mit seiner Familie daherkommen, und kaum haben die Enten das beobachtet ... schwupps ist die ganze Schar mitten im Teich

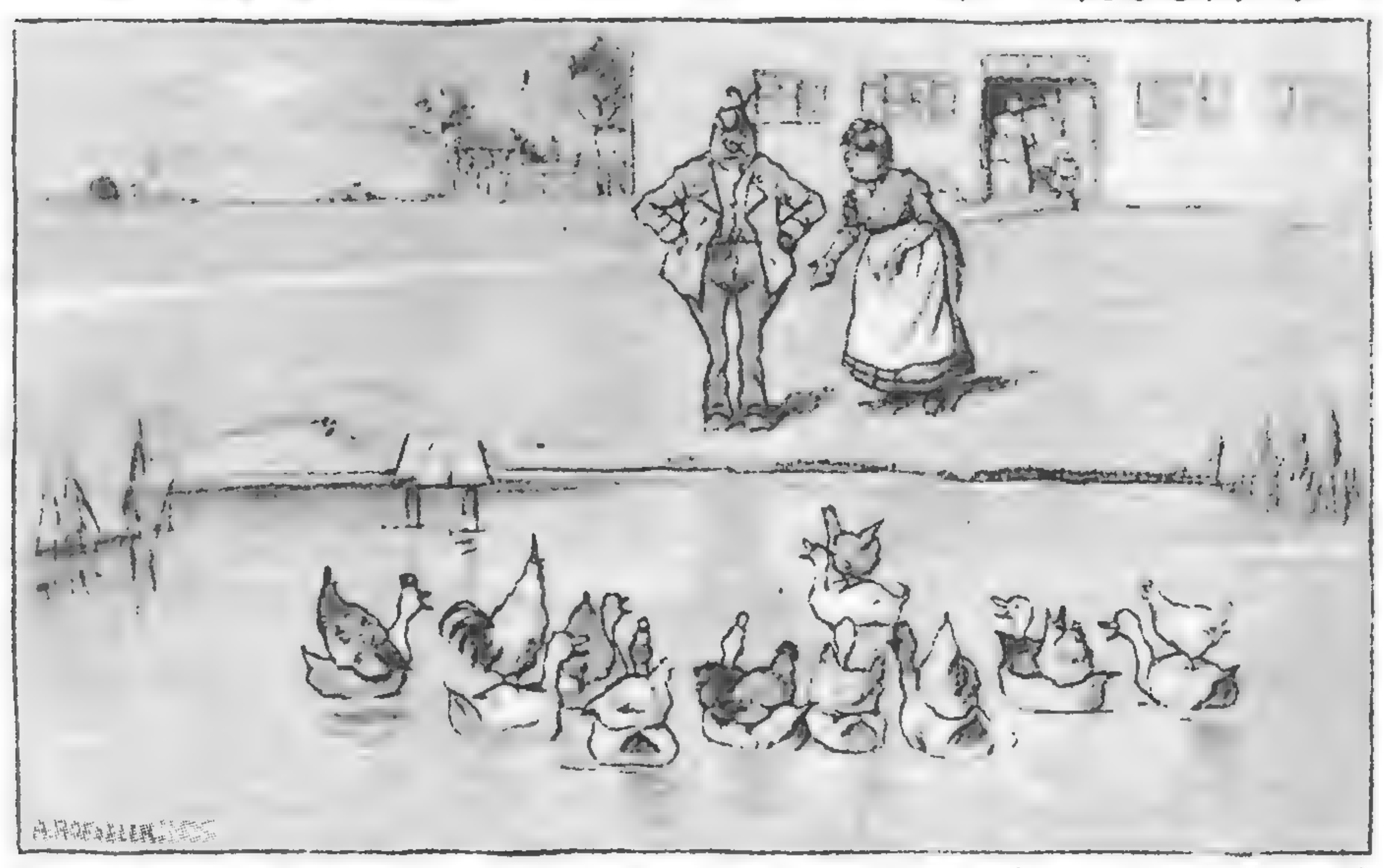
drinn' und ums Sterben nicht 'rauszubringen, bis ihre Feind' den Rückzug eingeschlagen haben.

... Na, es ist recht ... die Sach' geht in der Weis' ganz schön glatt — soweit man das eben glatt heißen kann — ein paar Wochen weiter.

Da kommt mein Vetter wieder einmal und meine Frau schickt, weil's mit dem Entenfang doch nichts ist, die Leni wie gewöhnlich auf die Hendljagd.

Die Dirn' bleibt länger aus wie sonst ... man hört nicht das übliche Gegicker, Gegacker und Geschrei ... auf einmal stürzt sie halb lachend, halb verdutzt herein und ruft: „Herr, Herr, da schauen S' nur g'rad' ....“

Ich renn' gleich in den Hof 'naus — und was meinen Sie, was ich jetzt geseh'n hab'?



Einen glänzenden Beweis für die Klugheit der Tiere: die Ent'n natürlich wieder alle mitten im Teich drinn' und auf jeder Ent'n droben — e i n H e n d e l!“

(Fortsetzung von Seite 101)

Wenn ihnen diese Geschichte gefallen hat und wenn sie recht herzlich gelacht haben, so ist das recht schön und gut und wir freuen uns darüber. Eigentlich soll aber der Zweck dieser Erzählung ein ganz anderer sein. Das liebe Publikum soll etwas daraus *lernen* und soll sich endlich einmal die Frage vorlegen, wie lange es sich noch durch gewissenlose Elemente, die verstehen seine Schwächen auszunützen, an Vermögen und Gesundheit schädigen lassen will. Die Lieferung von Arzneimitteln ist doch reine Vertrauenssache. Bei jedem Stück Stoff, das die Hausfrau kauft, hat sie Erfahrung genug, um sich zu überzeugen, ob es wirklich Wolle oder Baumwolle oder eine Mischung von beiden ist. Bei jedem Lebens- und Genußmittel ist die Erprobung durch eine kleine Menge möglich. Bei Arzneimitteln besteht diese Möglichkeit nicht. Hier merkt der Kranke erst nach längerer Zeit, daß ihm ein Mittel gar nichts hilft, ja ihn vielleicht noch kränker macht, als er vorher war. Es müßte also jedem als selbstverständlich erscheinen, daß Arzneimittel nur von Firmen bezogen werden, welche in jeder Richtung eine absolute Garantie für Vertrauenswürdigkeit bieten. Nur von solchen Firmen, wo man weiß, daß die *Leitung* in den Händen von Männern liegt, die durch langjährige ernste Tätigkeit sich einen guten Ruf und Vertrauen erworben haben, nur da, wo man weiß, daß die ganze Fabrikation von wirklich kenntnisreichen *Fachleuten* ausgeübt wird, nur da, wo die Garantie geboten ist, daß beste und sorgfältig überprüfte *Rohstoffe* zur Verwendung kommen und nur wo man die Sicherheit hat, daß die Präparate langjährig *erprobt* sind und wirklich zahlreiche, unparteiisch nachgewiesene *Erfolge* gezeitigt haben, da sollte man Arzneimittel kaufen. Ganz besonders merkt euch:

Kauft nie und unter keinen Umständen Arzneimittel, besonders keine Teekräuter von Hausierern oder Leuten, die von Haus zu Haus gehen und „Bestellungen" sammeln wollen. Glaubt den vielen Warnungen der Gesundheitsbehörden. Wie oft haben sich solche „Vertreter" als Schwindler, solche Euch *teuer* verkaufte Tees als *völlig wertlos* erwiesen oder auf die gemachte Anzahlung wurde überhaupt nichts geschickt.

Der schlagfertige Bauer.

Eine ganz ergötzliche Szene soll sich, wie uns berichtet wird, in einer bekannten Apotheke abgespielt haben. Der Apotheker wollte einem biederen Bauersmann, der Pfarrer Heumann=Mittel verlangte, gern etwas anderes aufhängen und meinte:

„So, so, Sie möchten Pfarrer Heumann's Pedisalbe. Passen Sie einmal auf, da möchte ich Sie vorher gern etwas fragen: Wenn ich mich jetzt 'nübersetze in die Frauenkirche in einen Beichtstuhl, täten Sie dann bei mir beichten?

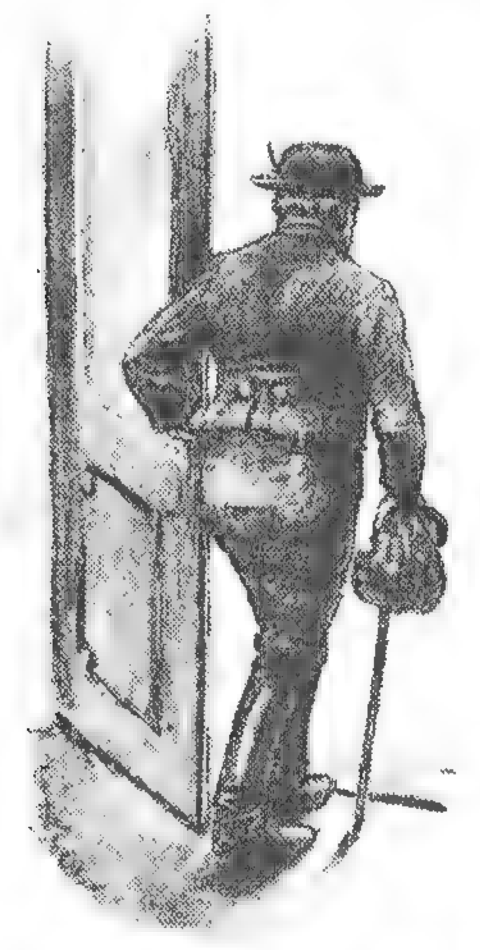
„Naa!" „So, warum denn nicht?" — „Weil Sie kein Pfarrer sind!"

„Also, da haben wir es schon, beichten wollen Sie bei keinem, der kein Pfarrer ist, aber Mittel wollen Sie von einem, der kein Apotheker ist."

Der schlagfertige Bauer besinnt sich gar nicht lange und sagt ihm:

„Deswegen, weil Sie nicht können, was ein Pfarrer kann, ist noch gar nicht gesagt, daß der nicht kann, was Sie können. Warum ich meine Pfarrer Heumann=Mittel will, das muß ich selber wissen. Deswegen, weil mich ein Pfarrer nicht ausschmiert und wenn Sie mir die Mittel nicht geben wollen, dann lassen Sie's bleiben und mich sehen Sie überhaupt nimmer herin in Ihrer Apotheke und meine anderen Sachen kaufe ich auch da, wo ich meine Heumann=Mittel krieg, daß Sie's wissen."

Der Apotheker, der eine andere Wirkung von seiner „Aufklärung" erwartet hatte, soll ein etwas verdutztes Gesicht gemacht haben, als der Bauer, ohne sich nochmals umzublicken, aus der Apotheke ging.



Der Bauer hatte in seinem natürlichen Gefühl das Richtige getroffen. Soll die Tatsache, daß jemand Priester ist, ein Hindernis sein, gute Arzneimittel zu erfinden? Man denke doch daran, daß früher alle Apotheker und auch alle Aerzte Mönche, also Priester waren. Wurden übrigens alle Heilmittel von Apothekern erfunden? Oder wurde nicht die Heilkraft unserer wichtigsten Mittel aus dem Drogenreich, wie Chinin, Kokain, Koffein usw usw. von den Naturvölkern entdeckt? Gibt es ferner nicht eine Menge Menschen die vielseitig veranlagt sind und auf mehreren Gebieten Hervorragendes leisten? Es erwerben sich doch manche durch ihre Kenntnisse vier und fünf verschiedene Doktor=Titel. Der besonders durch seine häufige Tätigkeit als gerichtlicher Gutachter bekannte Dr. Schuftan (der übrigens auch zur eingehenden Begutachtung der Pfarrer Heumann'schen Heilmittel herangezogen wurde) war z. B. Arzt, Apotheker und Chemiker.

Mögen also alle, die aus eigennützigen Gründen versuchen wollen, das Vertrauen zu den Pfarrer Heumann'schen Heilmitteln zu erschüttern, eine Lehre aus dem Verhalten unseres biederen Landmannes ziehen. Mögen sie sich die Frage vorlegen, ob sie nicht riskieren, durch ein derartiges Unterfangen sich das Vertrauen zu ihnen selbst zu verscherzen.

Zur Belehrung:
Muß man Nachnahmesendungen annehmen?

Bei der Beantwortung dieser Frage müssen wir vor allem die Nachnahmesendungen unterscheiden in solche, die bestellt sind, und in solche, die ohne Auftrag zugesandt werden.

Hat man eine Bestellung bei einer Firma gemacht, so ist dies, nach rechtlichen Begriffen, der Abschluß eines Vertrages, dessen Erfüllung der Lieferant fordern kann. Hat man bei Erteilung des Auftrages nicht ausdrücklich vereinbart, daß eine Lieferung durch Nachnahme nicht stattfinden darf, hat man sich also mit einer Nachnahmesendung einverstanden erklärt oder auch nur die Wahl der Versandart dem Lieferanten überlassen, so muß man die bestellte Sendung einlösen.

Sind zwischen dem Zeitpunkt der Bestellung und der Ankunft der Sendung Umstände eingetreten, die es jemand unmöglich machen, die Nachnahme zu bezahlen, so hat man 7 Tage Zeit. Die Sendung bleibt 7 Tage bei der Post liegen, ehe sie zurückgeht. Ist also die Zahlungsschwierigkeit nur eine vorübergehende, so ist auf diese Weise die Einlösung und die Erfüllung der Rechtspflicht möglich.

Ist eine Annahme der Sendung aber infolge Geldmangels usw. auch nach dieser Zeit nicht möglich, so lasse man nicht einfach den Dingen ihren Lauf, sondern suche sich mit dem Absender zu einigen. Man schreibe diesem sobald als möglich, aus welchen zwingenden Gründen man die Bestellung nicht annehmen kann und erbiete sich zum Ersatz der dem Absender entstandenen Kosten für Porto und Verpackung. Der Lieferant ist zwar nicht verpflichtet, auf die Abnahme der bestellten Ware zu verzichten, wird es aber meist tun, wenn er sieht, daß es sich nicht um Böswilligkeit handelt. Daß er aber noch die ihm durch Verschulden des Bestellers erwachsenen Barauslagen trägt, kann man billigerweise nicht von ihm verlangen.

Versäumt man es, sich mit dem Lieferanten zu einigen, so können sehr hohe Kosten und im Falle der Zahlungsunfähigkeit große Unannehmlichkeiten (Pfändung, Vorladung zum Offenbarungseid usw.) entstehen. Auch bedenke man, daß der Lieferant auf Grund eines Urteils Jahre lang das Recht hat, sein Geld gerichtlich einzutreiben.

Ganz anders liegt der Fall, wenn eine unbestellte Nachnahmesendung kommt. Niemand hat auch nur die geringste rechtliche oder sonstige Verpflichtung, eine solche anzunehmen. Dieser Fall tritt z. B. ein, wenn sich eine Firma erbietet, eine kostenlose Probesendung zu machen, dann aber eine unbestellte Nachnahmelieferung hinterher schickt. Man braucht diese nicht einzulösen!

Ausdrücklich sei dabei erwähnt: Wenn auch in einem der ersten kostenlosen Probesendung beigefügten Schreiben ein Satz mit ungefähr folgendem Wortlaut enthalten ist: „Wenn wir von Ihnen nichts Gegenteiliges hören, so senden wir Ihnen ein Paket per Nachnahme, da wir annehmen, daß Sie damit einverstanden sind," so entsteht keine Verpflichtung für Sie. Sie brauchen weder eigens zu schreiben, daß Sie die Sendung nicht wünschen, noch dieselbe einlösen.

Vorsicht ist auch am Platze, wenn der ersten kostenlosen Probesendung ein sogenannter Garantieschein beigelegt ist, daß bei Nichtgefallen oder Nichterfolg das Geld zurückbezahlt wird. Diese Scheine enthalten oft Verklauselungen, welche der Nichtjurist übersieht oder so und so oft wird auch nachher die Erfüllung der Garantieleistung an Bedingungen geknüpft, die sehr schwer oder gar nicht erfüllt werden können.

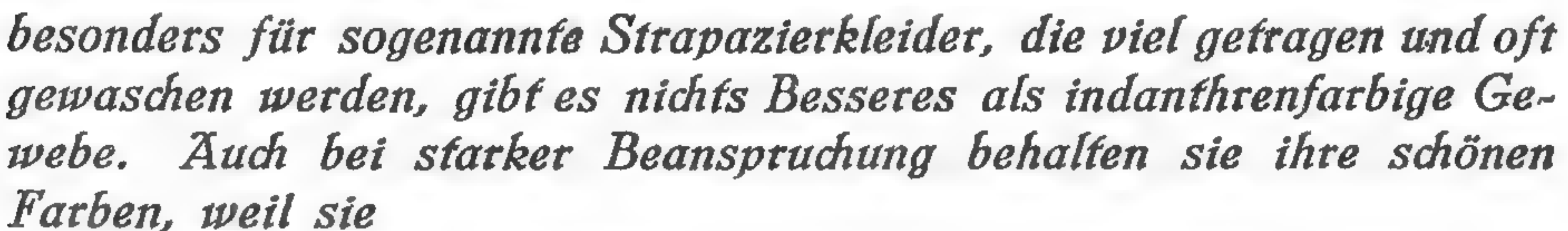
Es ist überhaupt ratsam, Behauptungen und Versprechungen mit besonderer Vorsicht aufzunehmen, die in Prospekten gemacht sind, in denen gleichzeitig die Uebersendung einer unverlangten Nachnahmesendung angekündigt wird. Es hat sich herausgestellt, daß diese Behauptungen und Versprechungen oft unwahr oder sehr übertrieben waren und nur den Zweck hatten, zu erreichen, daß die Nachnahme angenommen wird.

Wer um eine solche Gratisprobe fortgeschrieben hat, aber keine unverlangte Nachnahmesendung will, tut gut daran, die Familienmitglieder und eventuell auch Hausgenossen davon zu verständigen, daß nicht vielleicht irrtümlich die Nachnahme bezahlt wird.

Aufnahme M. v. Buovich
Liane Haid D 34

Auch im einfachen Kleid gut auszusehen

ist nicht schwer, wenn Sie bei der Anschaffung eines farbigen Stoffes immer nur indanthrenfarbige Ware nehmen, denn besonders für sogenannte Strapazierkleider, die viel getragen und oft gewaschen werden, gibt es nichts Besseres als indanthrenfarbige Gewebe. Auch bei starker Beanspruchung behalten sie ihre schönen Farben, weil sie



unübertroffen waschecht, lichtecht, wetterecht sind.

Der Preisunterschied zwischen gewöhnlich gefärbten und indanthrenfarbigen Stoffen ist gering, dafür sind diese aber von höchster Farbechtheit.
Jedes gute Textilwarengeschäft führt indanthrenfarbige Gewebe und Garne.



Zuverlässige Bezugsquellen sind:

Indanthren-Haus Johannes Lauersen G. m. b. H., Berlin W 9, Potsdamerstr. 11
„ Frankfurt G. m. b. H., Frankfurt a. M., Kaiserstraße 19
„ Hamburg G. m. b. H., Hamburg 36, Jungfernstieg 11/12
„ Köln G. m. b. H., Köln a. Rhein, Hohestraße 156
„ Leipzig G. m. b. H., Leipzig, Rathausring 13
„ München G. m. b. H., München, Maximilianstraße 35
„ Stuttgart G. m. b. H., Stuttgart, Königstraße 12
„ Wien Ges. m. b. H., Wien VII, Mariahilferstraße 74 b
Handelmaatschappij Het Indanthren-Huis Amsterdam, Leidschestraat 17

O du fröhliche, o du selige . . . .

Der Huber-Bauer hat schon so was im Gefühl gehabt, daß seine Alte heut irgend was vor hat. Und richtig, kaum hatte er nach dem Essen seine Pfeife angezündet, da geht's schon los.

„Du Hans, paß einmal auf! Ich hätt' was mit Dir zu reden. Morgen früh spannst Du an, dann fahren wir zum Christkindl-Einkaufen."

„Du bist ja närrisch, hab'n wir noch November."

„Gerade deswegen. Letztes Jahr hast Du's auch immer 'nausg'schoben, dann haben wir uns so hetzen dürfen an den letzten Tagen und ausgesucht war auch alles, hast kaum mehr was gekriegt."

„Ausg'sucht — der hat ja sonst auch nix in dem Nest von Stadt. Immer den alten Käs' [1]). Aber meinetwegen, fragst halt die Kinder, was sie wollen."

„Ja freilich, fragen auch noch. Die sollen nehmen, was sie kriegen."

„Na, den Hansl fragst aber schon, den Kleinen."

„Also, Hansl, was soll's denn Dir bringen, das Christkindl?"

„Ja, Mutter, i weiß schon, was i möcht. Was zum Spiel'n möcht ich. Aber so was, was die andern net hab'n, amal was Neu's möcht ich."

Und wie die anderen Kinder den Kleinen hören — der Frechste war er ja immer — da schreien alle: „Ja, Mutter, wir möchten auch was Neu's, ganz was Neu's!"

Fast eine Stunde lang sind sie jetzt schon herumgestanden und haben ausgesucht, der Huber-Bauer und seine Alte. Erst 4 Stunden auf dem Wagen sitzen und jetzt so lang rumsuchen und nichts finden! Die Bäuerin hat geschimpft: „Habt Ihr jetzt wirklich alle Jahr' das gleiche alte Gelump. Was Neues möcht ich einmal, was anderes! Seit 15 Jahren kauf' ich jetzt mein Christkindl bei Euch, aber alle Jahr' habt Ihr dasselbe und von jedem nur ein oder zwei Stück da, da kann man ja gar nichts aussuchen."



Und der Bauer hat erst recht geschimpft: „Heuer habt Ihr Euere Weihnachtspreis' extra recht hoch naufg'setzt. Ihr schlagt wohl erst 20% drauf, daß Ihr nach Weihnachten 10% Rabatt geben könnt auf das, was Euch bleibt? Aussaugen möchtet Ihr einen, weil Ihr wißt, daß man zu Euch kommen muß zum Weihnachten-Einkaufen."

Also jedenfalls ein Vergnügen war es nicht, das Einkaufen. Einen Haufen Geld hinlegen und dann wissen, daß man das nicht gekriegt hat, was man gewollt hätte. Dann noch die lange Heimfahrt in der Kälte, die Nase beißt und tropft, die Füße sind wie Eiszapfen, die Hände so steif, daß man kaum die Zügel halten kann und dazu darf man noch aufpassen und auf jeden Stein Obacht geben, daß nicht hinten im Wagen die ganze Geschichte zerbricht.

Wie er aber dann alles zu Hause gehabt hat, war es doch ein schönes Gefühl, daß man die Arbeit hinter sich hatte. Jetzt hat er immer nur darauf gewartet, bis der Nachbar losfährt. Aber da rührt und rührt sich nichts. Endlich fragt er, der Huber:

„Ich? Ich fahr' heuer überhaupt nicht Einkaufen. Ich brauch' nicht, ich hab' mein Sach' heuer da auf der warmen Ofenbank ausg'sucht, muß jeden Tag kommen mit der Post."

Ja, der Höfler, der hat halt immer das Glück gehabt. Das war freilich bequem. Ein schöner, großer Katalog mit farbigen Bildern und genauen Beschreibungen und was war

[1]) = alte, altmodische Ware.

das soll eine Freude geben

Schicken Sie nur gleich — heute noch! — die Karte hier unten ab.

Hier abschneiden!



Drucksache

Hier eine 3 Pf.-Marke aufkleben. Mehr kostet Sie die Sache nicht. Alles Nähere auf der Rückseite!

An das

Bavaria-Versandhaus

G. m. b. H.

Nürnberg II, K 500

Brieffach 238

da alles drin! Da hätte der Huber auch das gefunden, was er gesucht hat. Da waren sie, die n e u e n Sachen. Und billig. Da hat der Hans erst gesehen, was ihm für saftige Extra-Weihnachtspreise hinaufgehauen worden sind. Eine Wut hat er jetzt gehabt, daß ihn das ganze Weihnachten nicht mehr gefreut hat.

Und seine Alte erst, die ist geplatzt vor Zorn, wie sie den Katalog gesehen hat und dabei hat sie nicht einmal die Schuld auf einen andern schieben können. Das war ihr das Aergste. Oder ging es doch? „Warum kriegst denn nachher Du keinen solchen Katalog, Du Depp, Du damischer? Alleweil der Höfler, der ist der Helle und Du bist und bleibst der Dumme."

Und wie dann erst Weihnachten da war, haben die Kinder und das Gesinde lange Gesichter gezogen. Es war halt doch wieder alles das alte Zeug, was da rauskommt in die Kleinstadtläden, wenn es in der Stadt kein Mensch mehr kauft und das dann den Bauern aufgehängt wird.

Am nächsten Tag geht man zueinander, den Christkindltisch anschauen. Da hat der Hansl grad naus geplärrt[2]), wie er drüben beim Höfler die schönen Sachen gesehen hat,



die da der Schorschl gekriegt hat und die Marie. Jetzt hat er das Spielzeug, das er gekriegt hat, schon gar nicht mehr anschauen mögen. Und die andern hat er auch angesteckt. Das waren nette Feiertage.

Erst hat die Bäuerin geschimpft und gewettert und wenn ihr eines unrecht in die Quere gekommen ist, hat es seine Watsch'n auch erwischen können. Aber dann hat sie doch lachen müssen, wie der Hansl gemeint hat:

„Du, sag einmal, Mutter, kannst Du unser Zeug nicht dem Christkindl zurückgeb'n und an den Höfler sein Christkindl schreiben, damit wir auch was Gescheit's kriegen und was Neu's "

Da hat sie g'sagt: „Meinetwegen, jetzt geh ich nüber zum Nachbarn und hol mir die Adresse und den Katalog und dann muß uns der Bauer einfach n o c h e i n m a l ein Christkindl[3]) bestellen, aber was schönes, damit die drüben platzen. Das gibt's nachher an Dreikönig."

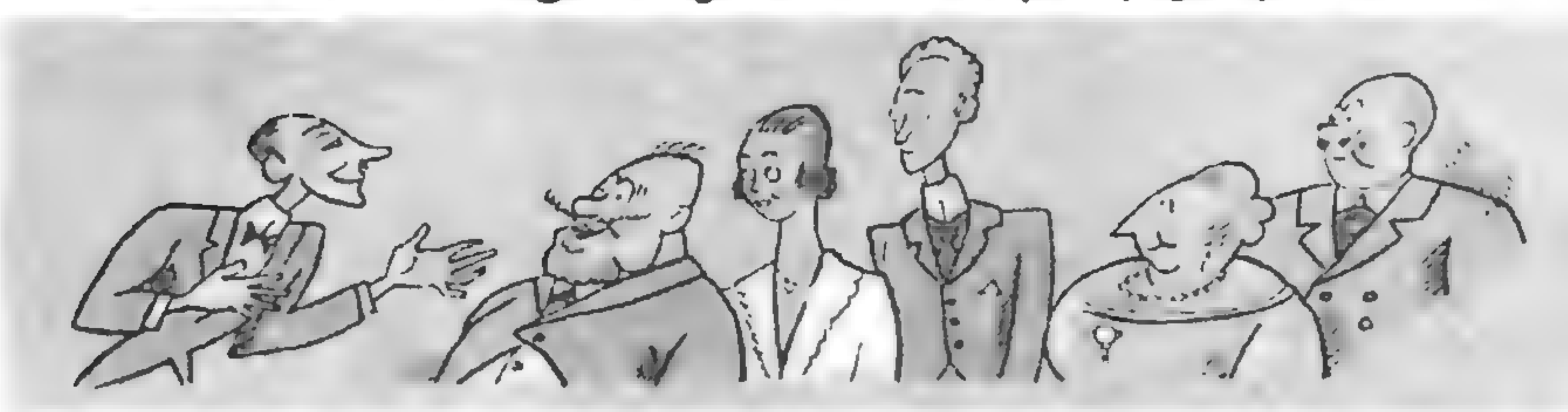
Und eine Stunde später ist der Huber auf der Ofenbank gesessen und hat eine lange Bestellung fortgeschickt an das **Bavaria-Versandhaus, Nürnberg**[4]).

Und sein bisheriger Weihnachtslieferant, der kann es sich das nächste Jahr einsalzen, sein Geraffl[5]), sein altes.

---

[2]) = geweint. [3]) = Weihnachts-Geschenke.
[4]) = bekannt durch seine Leistungsfähigkeit und billigen Preise, besonders in Spielsachen und Haushaltartikeln. [5]) = Ausdruck für minderwertige Artikel.

Ein angenehmer Gesellschafter.



„Meine Herrschaften, ich schlage Ihnen das schöne Gesellschaftsspiel vor:
„Alle Vögel fliegen hoch“ . . . .



Wenn ich sage: „Alle Vögel fliegen hoch!“, so heben Sie Ihre Hände hoch. — Und jetzt —



darf ich mir wohl erlauben, Sie von Ihren überflüssigen Wertgegenständen zu befreien. — —

Wünsche weiter viel Vergnügen!“

Musik im Haus. Man findet selten einen Menschen, den Musik oder Gesang nicht erfreuen. Da aber nun nicht ein jeder das Talent oder die Zeit hat, um sich neben seinem Berufe auf musikalischem Gebiete auszubilden, so hat man Musikinstrumente ersonnen, welche selbsttätig spielen. Unter diesen nimmt die Sprechmaschine den ersten Platz ein. Sie gibt dem Besitzer Gelegenheit, zu jeder Zeit ein nach seinem Belieben zusammengestelltes Konzert zu hören. Die Sprechmaschine ist deshalb für jedes Haus ein gewünschter Artikel, was sich hauptsächlich bei kleinen Familien-Gesellschaften zeigt. Einen Apparat in erstklassiger Ausführung bringt die Firma **Hans Kanter, Berlin-Wilmersdorf, Jenaerstraße 8** auf den Markt. Man lese Näheres im Inserat selbst und merke sich die Firma für Einkäufe vor.



Beste deutsche Bezugsquelle. Billige böhmische Bettfedern

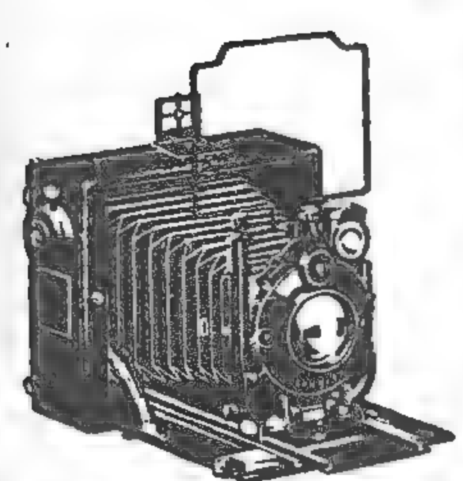
nur erstklassige Qualitäten:



1 Pfund graue, geschlissene M. 0.80 u. 1.—, halbweiße M. 1.20, weiße, flaumige M. 2.—, 2.50 und 3.—, Herrschaftsschleiß M. 4.—, bester Halbflaum M. 5.— u. 6.—, ungeschl. flaum. Rupffedern M. 2.20, 2.80 u. 3.25, Flaumrupf M. 4.–, Daunen grau M. 4.— u. 5.—, Daunen weiß M. 7.–, hochfein M. 10.— zollfrei gegen Nachnahme, von 10 Pfund an postfrei. Nichtpassendes umgetauscht oder Geld zurück. — Ausführliche Preisliste und Muster kostenlos.

Rudolf Blahut, Deschenitz 206/1

Bettfederngroßhaus Böhmerwald



Erstkl. Photo-Apparate

gegen bequemste Teilzahlung

(1/10 Anzahlung, Rest 12 Monatsraten). Preisliste frei!

Dresdensia-Camera-Vertrieb

Dresden A. - 24/74

Spezialhaus für Photographie.

Feinstes Tafel-

Pflaumenmus

garant. rein, mit Zucker eingekocht

10 Pfd.-Eimer, Postkolli	Mk. 3.75
25 „ Bahnkolli	„ 8.50
Fässer mit 35—140 Pfund . . à Pfund	„ —.34
ff. Preisselbeeren mit Zucker, 10 Pfd.-Eimer	„ 6.—
ff. Rübensaft, beste Qualität, 10 Pfd.-Dose	„ 3.15

Preise ab hier, gegen Nachnahme

Heinr. Eckstein, Konservenfabr. Magdeburg N. 301

Heute noch

schicken Sie uns Ihre Adresse. Sie erhalten **gratis** und franko unseren neuesten Hauptkatalog über **Kurz-, Weiß-, Woll-, Webwaren, Bettfedern, Betten, Uhren, Lederwaren usw.**

Ueberraschend billige Preise!

A. & S. Schindler, München H., Blumenstr. 21—25.



BIER im Haushalt selbst zu brauen ohne Apparat mit Hausbräu. Mißlingen ausgeschlossen. Ia. Erntetrunk. Aerztlich empfohlen. Prämiert Philadelphia 1926. (Gar. rein Malz und Hopfen.) Preis für 25 Liter hell oder dunkel M. 1.50.

Eckhardt, Augsburg II

Ravenspurgerstraße 12 P.



RICHTERS ANKER-PAIN-EXPELLER

seit 60 Jahren bewährte

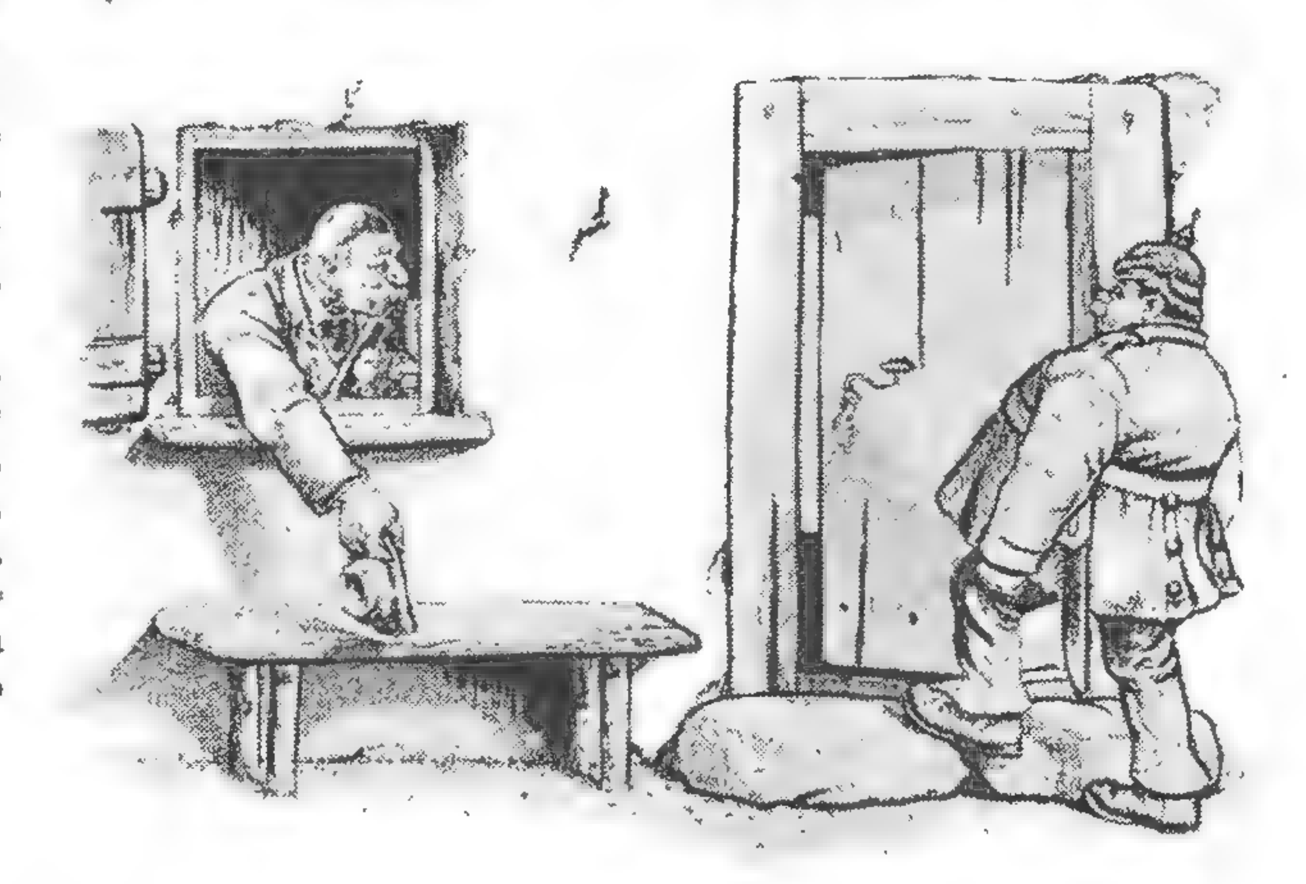
schmerzstillende Einreibung

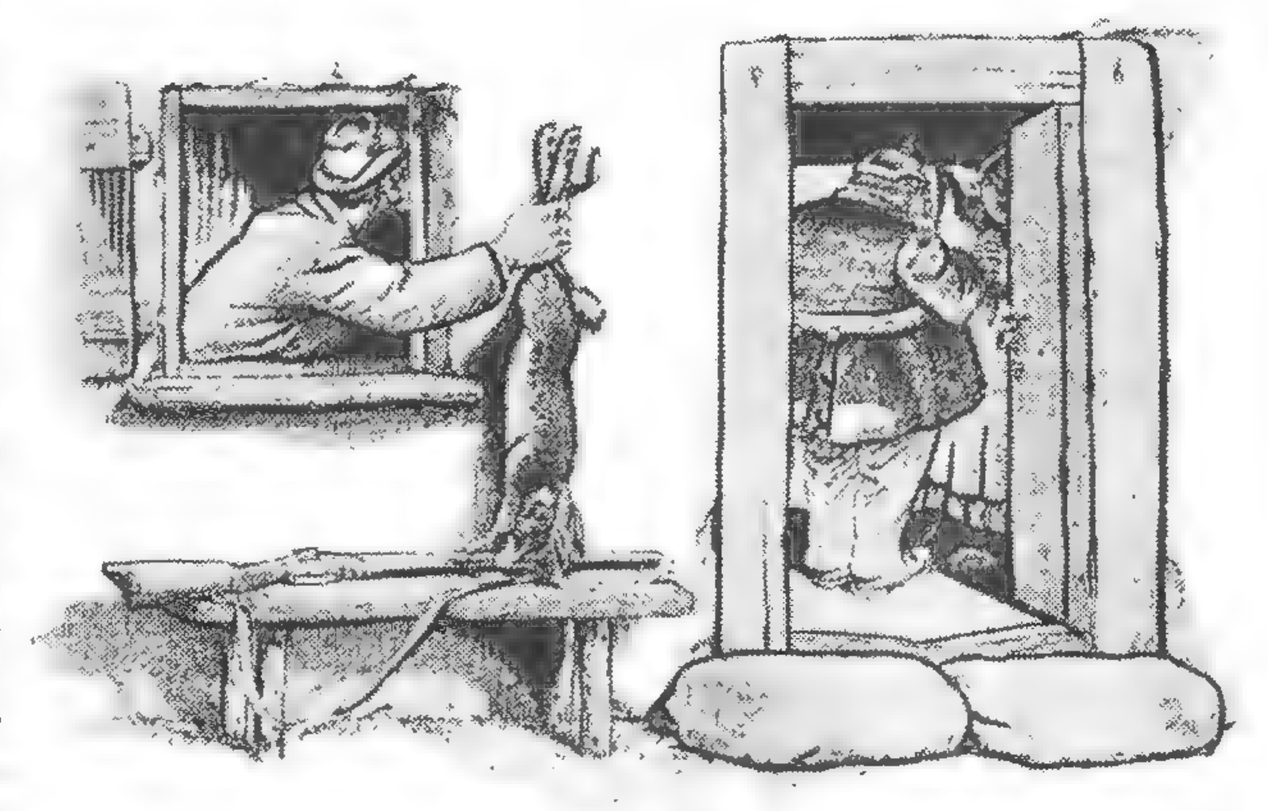
bei Rheuma, Gicht, Erkältung, Muskel- und Gelenkschmerzen.

Nur echt mit Anker.



Der Wilderer und der Gendarm.





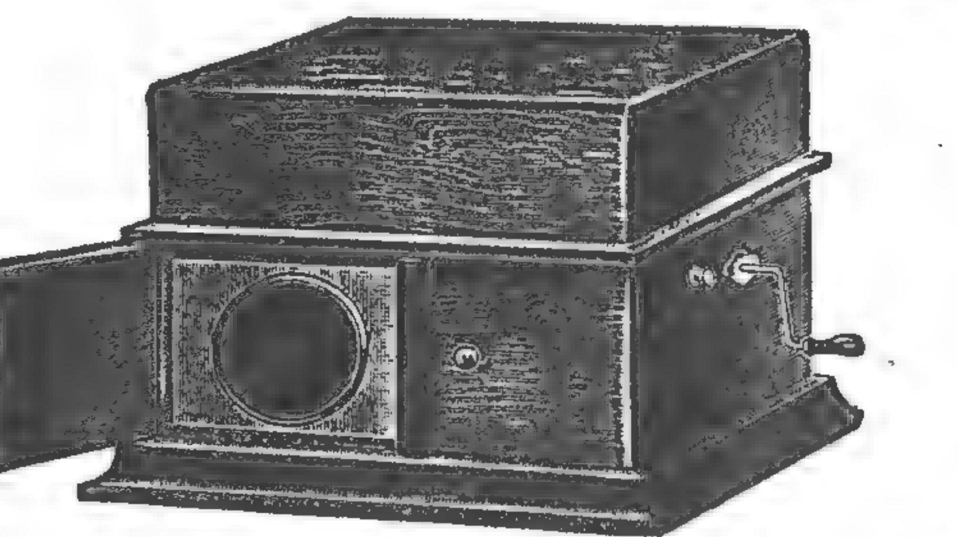
Kaufen Sie direkt und nur beim ersten und ältesten Musikinstrumenten-Versandgeschäft

Ernst Heß Nachf., Klingenthal i. Sa. 590

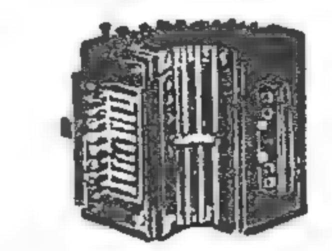
Stammfabrik gegründet 1872

Sprechapparate — Musikinstrumente

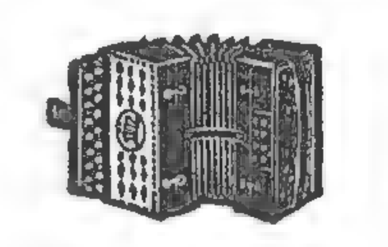
Direkter Versand an Private! Eigene Fabrikation, daher niedrige Preise bei garantierter Qualität! 3 Jahre Garantie. — Verlangen Sie großen Jubiläumskatalog gratis. Jährlich ca. 3000 Dankschreiben! Garantie: Umtausch gestattet! Kein Risiko! Streng reell! Alle Aufträge über **9 Mark** führe ich portofrei aus. — Kaufen Sie nur bei einem alteingeführten Spezialgeschäft. **Sie sparen viel Geld** denn bei mir erhalten Sie:



Sprechapparate mit wunderbarem Ton! 3 Jahre Garantie! Beste Werke! Prima Möbelarbeit!
Nr. 1. Echt Eiche, gutes Werk, alle Platten spielend, Konzertschalldose ohne Haube, Holztonarm 31×31×16 cm nur . . . . **21.—**
Nr. 3. Mit Haube, echt Eiche, best. Konzertapparat, runde Tonführung, gutes Werk, nur **35.—**
Nr. 3a wie 3 mit Doppelfederschneckenwerk, 14 Minuten Laufzeit . . . . **46.—**
Salonschränke von Mk. 88.— an
Schallplatten von Mk. 1.— an



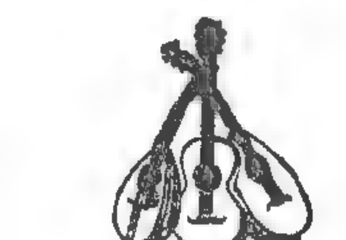
Harmonikas
Deutsches Modell
von **4.80** Mk. an.



Wiener Harmonikas
10 Tasten, 4 Bässe Mk. **9.20**
21 „ 8 „ „ **19.—**

Künstler-Harmonikas
bis mit 300 Bässen
in allen
Ausführungen.





Mandolinen von **7.—** Mk. an
Gitarren „ **11.—** „ „
Lauten „ **14.—** „ „



Akkord-Zithern
von **11.—** Mk. an.



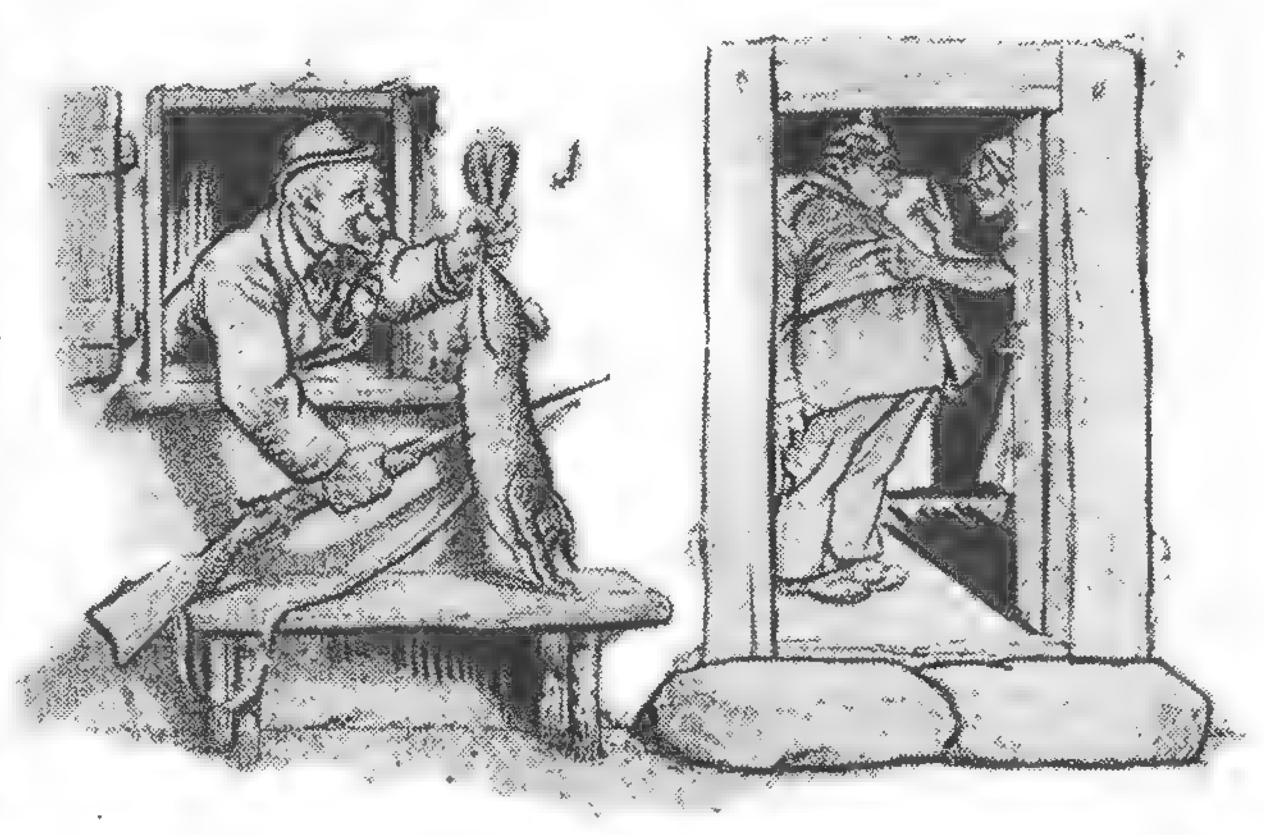
Violinen von
5.— Mk. an.

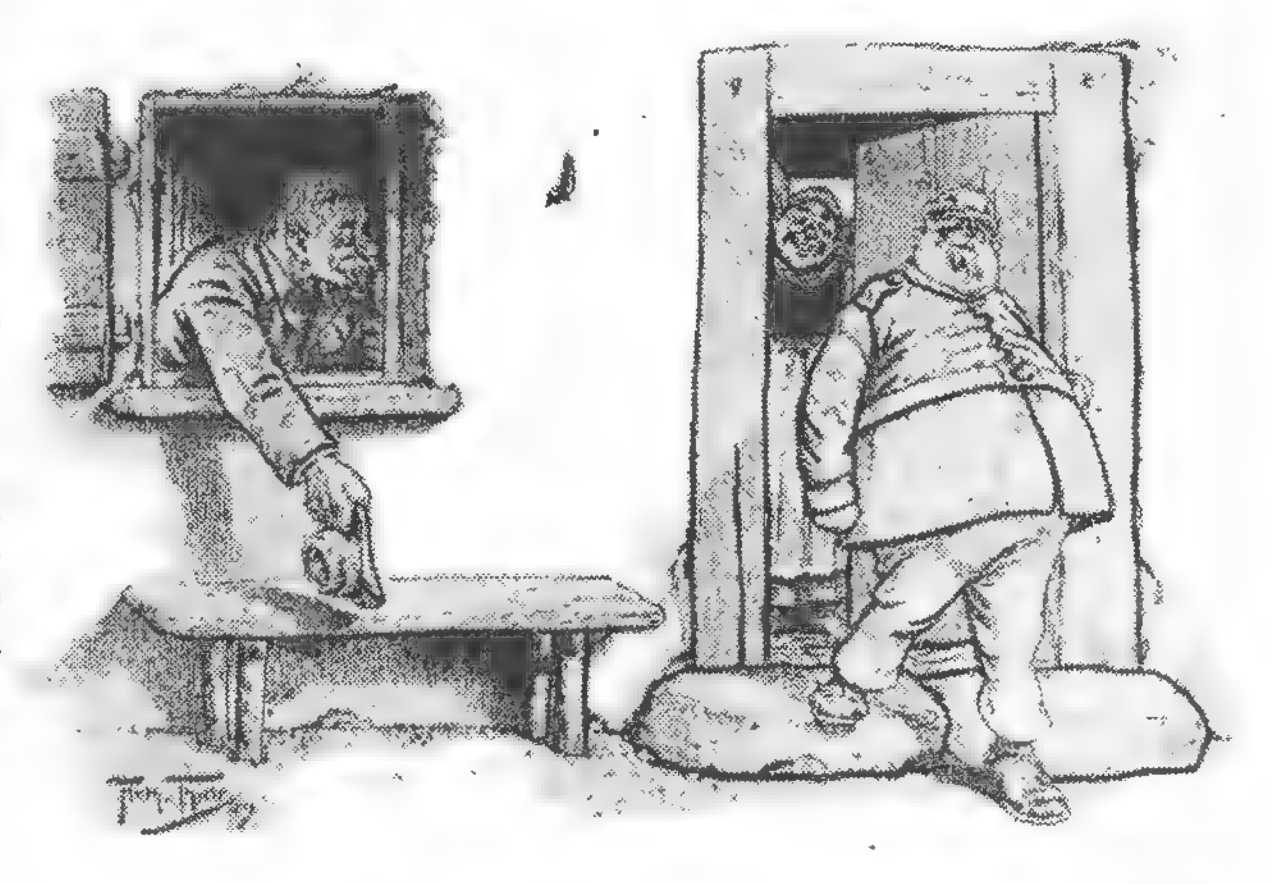
Ein erquickender Schlaf ist ein Labsal und ein tiefes Bedürfnis für jedermann. Je besser das Bett, desto besser der Schlaf. Bei Bezug von Bettfedern sollten Sie sich daher nur an die anerkannte und solide Firma S. Benisch, in **Prag XII., Amerika ul.** Nr. 26/407, **Böhmen**, wenden. Unterlassen Sie deshalb nicht, sich vor Ankauf von Bettfedern die reich illustrierte Preisliste obiger Firma gratis kommen zu lassen.

Leicht Geld verdienen kann jeder, wenn er neben seinem Hauptberuf noch das Spiel irgend eines Instruments erlernt. Musiker im Nebenberuf werden überall gesucht und bestens entlohnt. Zu dieser Art der Betätigung gehört aber als erstes ein gutes und besonders preiswertes Instrument und wäre Ihnen zu empfehlen, ein solches direkt von der **Musikinstrumentenfabrik Meinel & Herold, Klingenthal i. Sa. No. 708 a** zu kaufen. Diese Firma versendet ihre Erzeugnisse nur direkt an Musiker. Cirka **100 000** im vergangenen Jahre verkaufte Instrumente, sowie über **20 000** amtlich beglaubigte Dankschreiben, die der Firma täglich aus Musikerkreisen zugehen, beweisen schlagend ihre Leistungsfähigkeit. Keine Konkurrenzfirma kann gleiche Zahlen aufweisen. Wer sich nun mit der Anschaffung eines Musikinstruments beschäftigt, dem kann nicht dringend genug geraten werden, sich vor anderweitigem Einkauf den großen Hauptkatalog dieser Firma kommen zu lassen, der jedem auf Verlangen **kostenlos zugestellt wird.**

„Wir haben nicht erwartet, für einen so mäßigen Betrag, so gute und tadellose Ware zu erhalten". So und ähnlich urteilen die Kunden des bestbekannten **Böhm. Bettfedern - Spezialhauses Sachsel & Stadler in Berlin, C 220, Landsbergerstraße 43.** Jede weitere Empfehlung ist überflüssig. Wenn Sie auch so gut kaufen wollen, schreiben Sie noch heute an diese Firma. Beachten Sie das Inserat in unserem Kalender und berufen Sie sich auf denselben.







Der Bader als Maler.



„Na hör' 'mal, Bada, so kann i' net auf d' Straßen geh'n, da lachen mi' ja die Leut' aus!" — B a d e r: „Alsdann gib halt no' fünfzig Pfennig her und . . .



ich mal' Dir ein zufriedenes Gesicht d'rauf!“ — —

Redaktionelle Notizen.

Die Originalzeichnungen der Köpfe berühmter Männer (Seite 162 und 163) wurden uns in liebenswürdiger Weise von dem Verlag des „Pestalozzi-Kalenders" Kaiser & Co. A.-G., Bern, Marktgasse 37—43, zur Reproduktion überlassen.

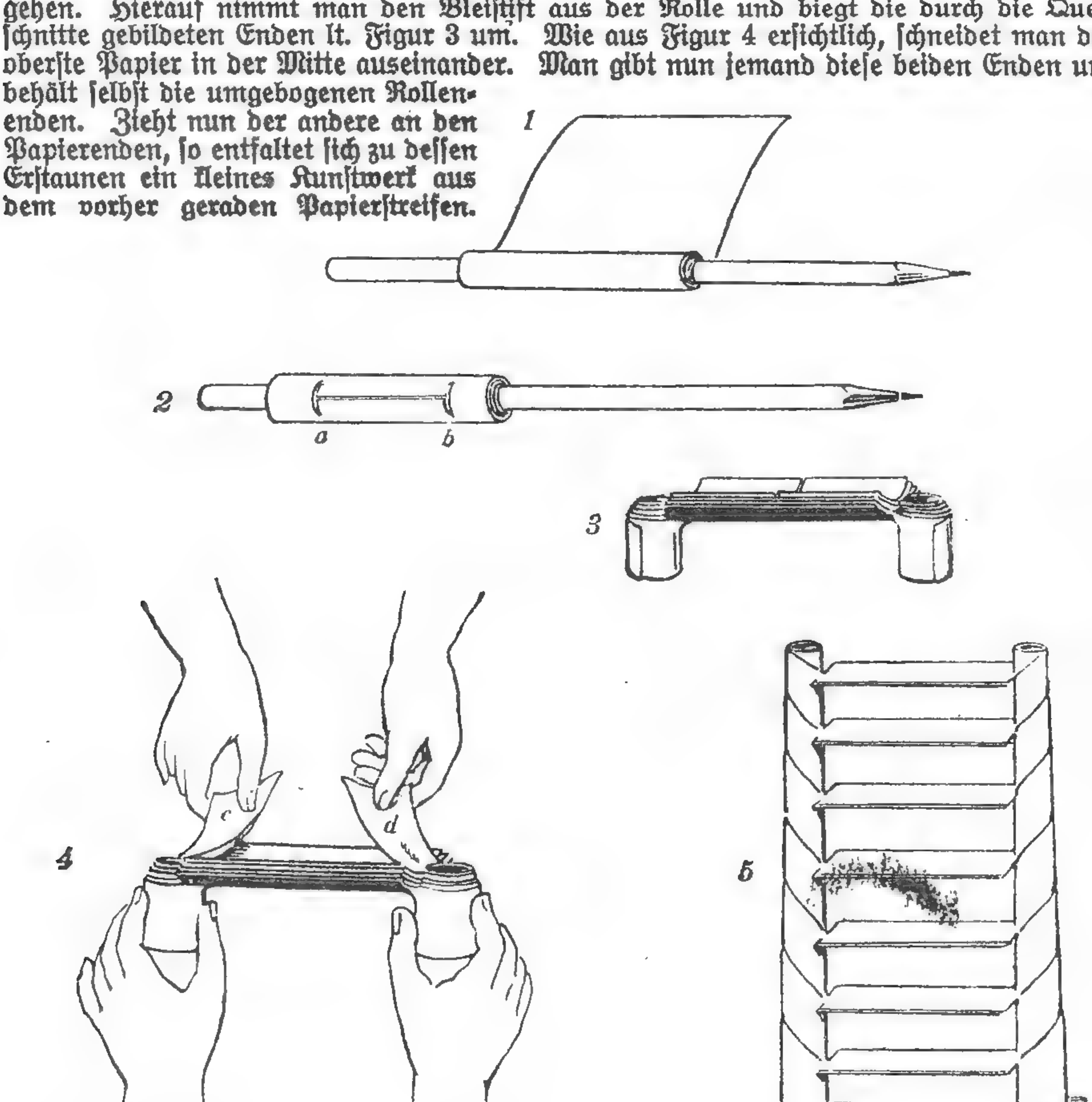
Zu der Abhandlung „Riesen des Meeres" wurden einige Angaben aus dem hochinteressanten empfehlenswerten Buch „Kämpfe mit Riesenfischen", von F. A. Mitchell Hedges, Verlag August Scherl, Berlin entnommen.

Eine Katzentreppe.

Nach folgenden Angaben kann man diese Katzentreppe sehr leicht anfertigen:

Als Material verwendet man am besten festes Schreibpapier, damit zum Schlusse nicht die ganze Figur zerreißt, und einen runden Bleistift. Mit einem scharfen Messer daneben kann die Arbeit beginnen.

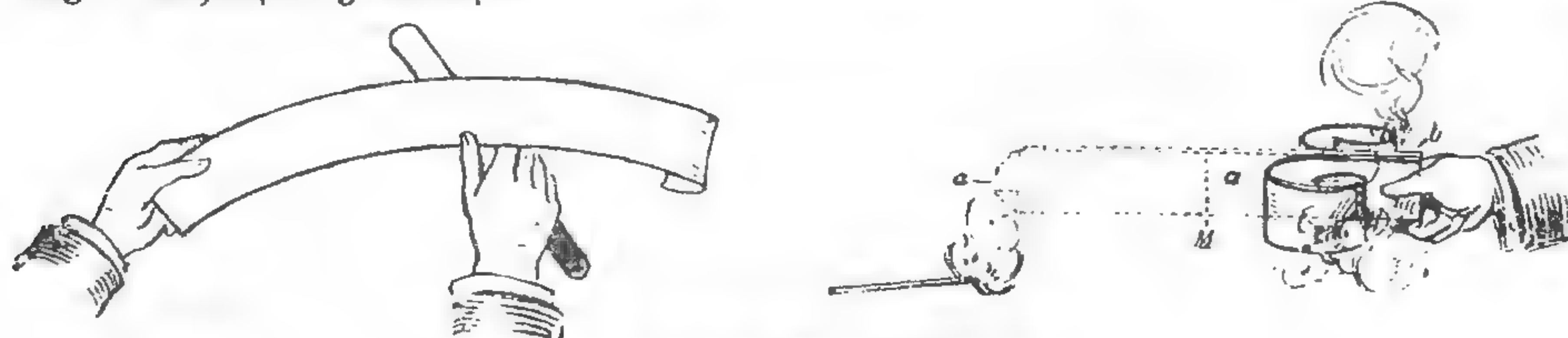
Ueber den runden Bleistift rollt man, wie Figur 1 zeigt, einen langen Papierstreifen, macht hierauf zwei Querschnitte in die Rolle und verbindet diese mit einem Längsschnitt lt. Figur 2. Diese drei Schnitte müssen durch das Papier bis auf das Holz des Bleistiftes gehen. Hierauf nimmt man den Bleistift aus der Rolle und biegt die durch die Querschnitte gebildeten Enden lt. Figur 3 um. Wie aus Figur 4 ersichtlich, schneidet man das oberste Papier in der Mitte auseinander. Man gibt nun jemand diese beiden Enden und behält selbst die umgebogenen Rollenenden. Zieht nun der andere an den Papierenden, so entfaltet sich zu dessen Erstaunen ein kleines Kunstwerk aus dem vorher geraden Papierstreifen.




Wolf & Comp., Musikinstrumente aller Art, Klingenthal Sachsen Nr. 58
liefern seit 20 Jahrzehnten Qualitäts-Musikinstrumente direkt an Private. Bedeut. herabges. Preise. Umtausch gest. Streng reelle Bedienung. Sofortige Lieferung. Viele Tausende amtl. begl. Dankschreiben aus all. Welt.
Direkter Bezug vom Fabrikort.
Trommeln v. RM. 2.60 an
Bandonik. m. best. Stahlstimm.
10 Tasten, 4 Bässe, RM. 21.50
21 „ 8 „ „ 34.—
34 „ 12 „ „ 49.—
Ziehharmonik. m. Reg. von RM. 4.75 an.
Ziehharmonikas n. Wiener Art, einreih., von RM. 8.80 an zweireih. von 15.— an n. Bozner Art zweireih. von RM. 49.— an
Chrom. Harm. von RM. 49.50 an
Sprech-Apparate von RM. 17.— an
von RM. 5.— an.
von RM. 7.— an.
Fanf. v. RM. 16.50 an
Beste Bezugsquelle für Berufsmusiker.
Konz. und Band. v. RM. 47.50 an
Trompeten von RM. 28.— an
von RM. 12.— an
Konzert-Zithern von RM. 13.— an
Clarinetten von RM. 9.— an
Aufträge v. RM. 10.- an in Deutschland portofrei
Git. Zith. v. RM. 8.75 an
Ord.-Trommelfl. v. RM. 3.75 an
Edelklanglauten v. RM. 18.— an. Große Flöten v. RM. 6.50 an. Drehorgeln v. RM. 16.— an. Sämtliche Jazz-Instrumente äußerst preiswert und gut. Schallplatten, alle Marken, v. RM. 1.50 an (25 cm). Verzeichnisse gratis. Alle übrigen Musikinstrumente für Orchester u. Haus sehr vorteilhaft. Reparaturen aller Instrumente. Großer Katalog umsonst. Wo Preisermäßigungen möglich sind, erfolgen diese von Fall zu Fall von uns selbst aus.
Vereine erhalten bei Sammelbestellungen entsprechenden Rabatt.

Der heimtückische Fidibus.

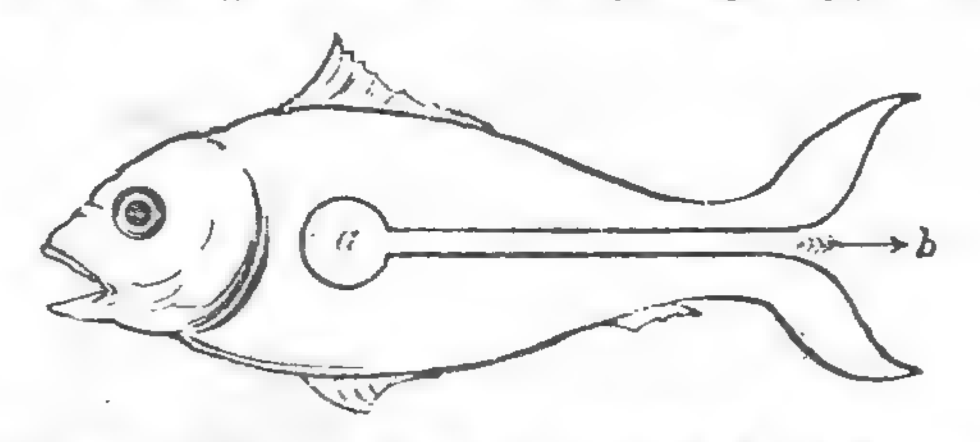
Zu diesem kleinen Scherz benötigt man zwei Streifen aus Schreibpapier. Dieselben sollen ca. 10 cm lang und 2 cm breit sein. Man kräuselt sie, indem man jeden der Streifen einige Male über einen Brieföffner oder eine Messerschneide zieht (Fig. 1). Nun biegt man die beiden Enden, die nach Fig. 2 mit a bezeichnet sind, fest ineinander. Man rollt hierauf die Streifen auf und verfährt mit den beiden anderen Enden (b) ebenso. Durch einen Strich wird die Mitte des Papierstreifens gekennzeichnet und nun hat man den Fidibus, den man zur Ausführung des Scherzes benötigt. — Man läßt eine Person, die das Geheimnis des Fidibus nicht kennt, das Ende b mit Daumen und Zeigefinger halten und bringt an das andere Ende (a) ein brennendes Zündholz. Der Hersteller des Fidibus behauptet nun, daß derselbe weggeworfen wird, noch bevor das Feuer bis zum Strich in der Mitte gelangt. Er entzündet das Ende a. Sobald die zusammengebogenen Papierenden weggebrannt sind, rollt infolge der Kräuselung jeder Streifen wieder zurück und bringt so das Feuer an die Finger des Versuchers, der natürlich den Fidibus sofort fallen läßt, da er doch seine Finger dem Feuer nicht aussetzen will. Damit ist die Richtigkeit der obigen Behauptung bewiesen.



Der rätselhafte Fisch.

Nach der abgebildeten Figur schneidet man aus einer Visitenkarte oder irgend einem dünnen Karton einen Fisch. Der Raum a—b lt. Zeichnung wird aus der Figur herausgeschnitten. Nun füllt man eine Schüssel mit Wasser und legt den Fisch flach darauf. In das Loch a bringt man einen Tropfen Speiseöl und der Fisch schwimmt an die entgegengesetzte Schüsselwand.

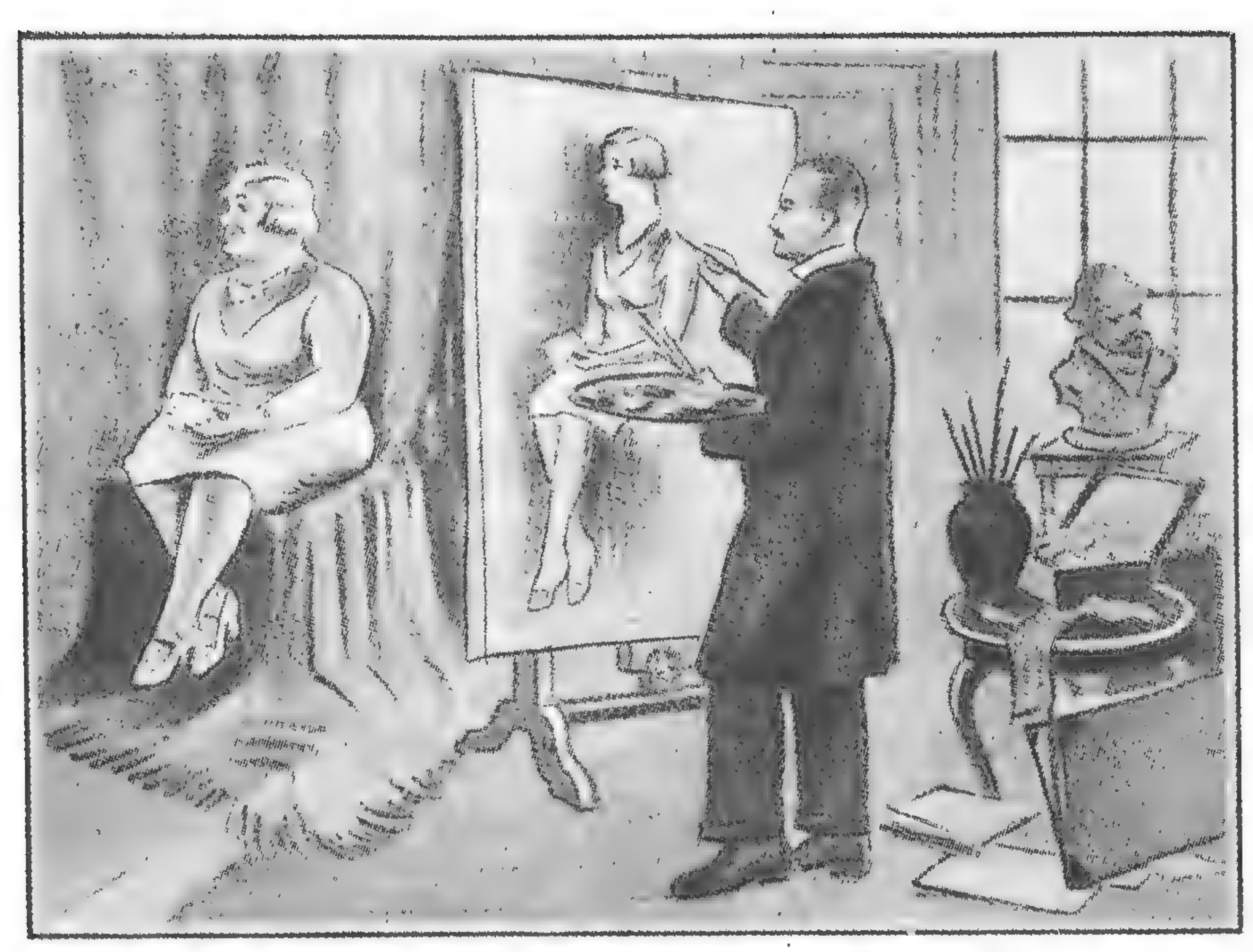
Als Erklärung dafür ist folgendes zu sagen: Oel breitet sich auf Wasser mit großer Schnelligkeit aus. In diesem Falle wird es aber durch den Karton in seiner Ausbreitung gehemmt und läuft deshalb durch den Kanal a—b. In der Richtung des eingezeichneten Pfeiles übt es nun auf das Wasser einen Druck aus, der genügt, um die leichte Figur fortzubewegen.



Der Ring im Mehlhäufchen.

Man füllt einen Tassenkopf mit Mehl und drückt dieses fest hinein. Hierauf stülpt man es um und legt einen Fingerring in das Mehl, von dem dann nur noch ein wenig herausschaut. Einer der Anwesenden soll nun den Ring mit den Zähnen herausziehen. Obwohl diese Aufgabe ganz einfach scheint, wird es bei einer lustigen Gesellschaft schwer halten sie zu lösen. Sobald jemand den Versuch macht, wird man diesen zum Lachen bringen und nun hat er wohl das Mehl im Gesicht, aber der Ring liegt unversehrt an seinem Platz.

Es wird auf das Inserat der **Maschinenbau-Anstalt Teutonia in Frankfurt/Oder** hingewiesen, wo die berühmte Titania Milchzentrifuge gebaut wird. Die gleiche Qualität besitzen die Melkmaschinen, deren Konstruktion abweichend von anderen Melkmaschinen die Melkhandlung selbstautomatisch regelt. Die Teutania sucht auch überall Vertreter.



Kunstmaler Schwindelklexer Spezialist für korpulente Damen

Jährlich ca. 3000 Dankschreiben, die der Firma Ernst Heß Nachf. zugehen, sind ein schlagender Beweis für die Zufriedenheit der Kunden und die große Reellität und Preiswürdigkeit dieser Firma. Wenn Sie Bedarf in Musikinstrumenten haben, so verlangen Sie sofort den großen Katalog des 1. und ältesten Musikinstrumenten-Versandgeschäftes **Ernst Heß Nachfolger Stammfabrik gegr. 1872 Klingenthal 590/Sa.** Beachten Sie bitte das Inserat in diesem Kalender.

Wissen Sie schon, daß die allerbesten und billigsten, dauerhaftesten Bettfedern und Daunen nur von der Bettfederngroßhandlung **Wenzel Fremuth, Deschenitz Nr. 737/7, Böhmen,** zu erhalten sind? Wenn Sie gut bedient sein wollen, wenden Sie sich stets nur an obige Firma, denn diese betreibt eine eigene Gänsezucht, wodurch es ihr ermöglicht wird, wirklich erstklassige Bettfedern, Daunen und fertige Betten zu den allerbilligsten Preisen zu liefern. Täglich einlaufende Dankschreiben und Nachbestellungen beweisen die Güte der Ware. Näheres siehe im Kalenderinserat.

Ein beachtenswerter Wink für die Hausfrauen! Zu den bedeutendsten Versandgeschäften gebrauchsfertiger neuer Betten und Bettfedern und in allen Bevölkerungsschichten als bekannt streng reell und gewissenhaft, durch unzählige Dankschreiben anerkannt, zählt die in Cham i. b. W. seßhafte Firma **Josef Christl's Nachfolger.** Ohne Zweifel zählt das Unternehmen zu den führenden seiner Art. Wir möchten deshalb alle Inserenten auf das in unserem heurigen Inseratenteil befindliche Angebot dieser Firma aufmerksam machen.

Wer Musikinstrumente jeder Art preiswert und gut kaufen und sich sowie seinen Angehörigen eine große Freude bereiten will, der wende sich vertrauensvoll an die Firma **Husberg & Co., Neuenrade (Westf.)** und verlange gratis und franko den großen Hauptkatalog.

Die **Firma C. Hugo Meinel, Klingenthal i. Sa.** liefert alle Musikinstrumente und deren Bestandteile sehr vorteilhaft durch direkten Bezug vom Fabrikationsort und zu niedrigsten Preisen. Unaufgeforderte Dankschreiben beweisen die Leistungsfähigkeit der Firma. Reparaturen werden billigst ausgeführt Großer Katalog wird auf Verlangen kostenlos zugesandt. Siehe Inserat im vorliegenden Kalender.

In diesen Kalender sind Reklame-Karten der **Fahrradfabrik August Stukenbrok Einbeck** eingeheftet. Diese Firma ist Herstellerin der weltbekannten, seit Jahren beliebten „Deutschland"-Fahrräder, eines Markenerzeugnisses allerersten Ranges, das alle Qualitätsvorzüge in sich vereinigt und trotzdem erstaunlich billig ist. Es empfiehlt sich daher in jedem Falle, diese Reklame zu beachten und durch die der Beilage anhängenden Karte den reichhaltigen Katalog der Firma anzufordern, der über 200 Seiten stark ist und viele tausend Abbildungen von Fahrrädern, Nähmaschinen, Sportartikeln, Radfahrer-Bedarfsartikel, Haushaltungsgegenständen rc. enthält, die alle zu außergewöhnlich billigen Preisen von dort bezogen werden können. Der Katalog wird den Interessenten auf Anforderung kostenlos zugesandt.

Ein illustriertes, hochinteressantes Tagebuch schaffen Sie sich mit einem Photoapparat, welcher auf Reisen, Ausflügen, bei Sportveranstaltungen, Festlichkeiten usw. nie fehlen sollte. Die nur einmalige Ausgabe sichert dauernde Erinnerungen für das ganze Leben. Für jedes Alter und jeden Preis führt das bekannte Photo-Versandhaus **Th. Geflitter, Dresden-A. 24/204** Apparate, welche gute, brauchbare Bilder liefern. Jedem Apparat wird eine leichtverständliche Anleitung beigegeben. Die illustrierte Preisliste versendet die Firma Th. Geflitter an jedermann, der Interesse am Photosport hat, gerne kostenlos.

Vertrauenssache ist unbedingt der Einkauf von Bettfedern, fertigen Betten usw. Wohlbefinden und Gesundheit sind davon abhängig. Man wende sich daher bei Anschaffung dieser Artikel nur an eine wirklich verläßliche reelle Firma. Als solche empfehlen wir unseren Lesern das **Bettfederngroßhaus Rudolf Blahut in Deschenitz 206/1, Böhmerwald.** Dieses altbekannte, deutsch-christliche Unternehmen übernimmt die Rohware direkt von den ländlichen Produzenten und ist daher in der Lage, billig und gut zu liefern, was die täglich einlaufenden Anerkennungsschreiben und Nachbestellungen wohl am besten beweisen. Jeder Auftrag wird auf das sorgfältigste durchgeführt. Näheres in der Anzeige dieses Kalenders.

Haarfärbekamm. Der Haarfärbekamm aus dem Cosmetischen Laboratorium **Rudolf Hoffers** zu **Berlin-Karlshorst 69** dient zum Färben grauen oder roten Haares in blond, braun oder schwarz. Das Instrument ist praktisch, dauerhaft und völlig unschädlich. (Man vergleiche das Inserat!)

Ich war kahl

Ich bin im Jahre 1852 geboren und habe jetzt, wie meine Photographie zeigt, einen üppigen Haarwuchs. Vor etwa 30 Jahren stellten sich auf meiner Kopfhaut die ersten Schuppen ein, meine Haare fielen aus und nach kurzer Zeit mußte ich mich zu den Kahlköpfen zählen.



Nennen Sie es Eitelkeit, wenn Sie wollen, jedenfalls sagte es mir durchaus nicht zu, für immer kahl zu bleiben. Überdies glaubte ich, bedingt durch die Tatsache meines Daseins, ein Anrecht auf üppigen Wuchs meiner Kopfhaare zu haben.

Umschau nach einem Haarwuchsmittel

Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß ich in der Hoffnung auf Erlangung neuer Haare die ganze Reihe von Haarwässern, Pomaden, Schampunen usw. versuchte, ohne daraus nur den geringsten Nutzen zu erzielen. Zu jener Zeit sah ich älter aus als jetzt. Als ich dann später Handelsmann im Indianerterritorium Nordamerikas wurde, nannten mich die Tscherokesen aus Scherz „den weißen Bruder ohne Skalp-Locke".

Amerikanische Indianer sind niemals kahl

Niemals habe ich einen kahlen Tscherokesen-Indianer gesehen. Sowohl Männer als auch Frauen geben sich leidenschaftlich dem Tabakrauchen hin, sie essen unregelmäßig, tragen durchweg straffe Bänder um ihre Köpfe und treiben sonst noch allerhand Dinge, die gewöhnlich als Ursachen von Kahlköpfigkeit bezeichnet werden. Aber sie alle besitzen wunderschönes Haar. Worin liegt nun eigentlich ihr Geheimnis?

Da ich nun einmal am Platze war — ich verbrachte die meiste Zeit in Talequah — und da ich mit Ihnen auf sehr freundschaftlichem Fuße stand, so war es für mich nicht schwer, von den sonst wortkargen Tscherokesen Aufschluß zu erhalten. Ich erfuhr denn auch, wie die amerikanischen Indianer ihr langes üppiges Haar erlangen und wie die Bildung von Schuppen und Kahlköpfigkeit bei ihnen gänzlich vermieden wird.

Mein Haar ist wieder gewachsen

Ich machte mir also dieses Geheimnis zunutze, und mein Haar begann zu wachsen. Es gab dabei weder Sorge noch Verdruß. Die neuen Haare sprossen aus meiner Kopfhaut wie frischer Graswuchs auf einem gut gepflegten Rasenplatz. Seitdem besitze ich immer einen Überfluß an Haaren.

Zahlreiche Freunde von mir in Philadelphia und andere fragten mich, wodurch ich ein solches Wunder erreicht habe, und ich gab Ihnen das Indianer-Elexier. Bald kamen auch bei ihnen die Haare an kahlen Stellen wieder, die Schuppen verschwanden, wo sie sich früher gezeigt hatten und kamen nimmer zum Vorschein. Daß diese Leute höchst erstaunt und zugleich entzückt von den Erfolgen waren, bringt ihre Empfindungen nur gelinde zum Ausdruck.

Das neue Haar ist kräftig und seidenartig. Es hat einen schönen Glanz und verleiht ein gesundes und kraftvolles Aussehen.

Eine Probedose für Sie

Jeder Person, welche an mich eine Aufforderung gelangen läßt und 50 Pfg. in Briefmarken beifügt, übersende ich eine Probedose. Geben Sie bitte Ihre deutlich geschriebene Adresse an und vergessen Sie nicht zu erwähnen, ob für Herrn, Frau, Fräulein oder Kind verlangt wird. Ihren Brief wollen Sie genau adressieren an:

John Hart Brittain G. m. b. H., Berlin W 9
Kont. 467. Potsdamer Str. 13.

Inhalts-Verzeichnis

Fortsetzung des Inhaltsverzeichnisses siehe Seite 198.



Versand ab Fabrik bezw. Specialversandgesch. der Branche direkt an Private zu Volkspreisen
Violinen v. Mk. 5,- an
Trompeten v. Mk. 28,75 an
Gitarren compl. v. Mk. 12,- an
Mandolinen compl. v. Mk. 7,- an
Musikinstrumente – Sprechapparate – Harmonikas
Clarinetten v. Mk. 8,- an
Zithern v. Mk. 8,75 an
Trommeln v. Mk. 2,80 an
Hörner v. Mk. 9,50 an
Flöten v. Mk. 6,50 an
Unsere überragende Leistungsfähigkeit beweisen ca. 100000 i. verg. Jahre verkaufte Instrumente, sowie über 20000 amtlich beglaubigte Dankschreiben.
Sprechapparate compl. v. Mk. 18,- an
Garantie für Bau und Stimmung.
Günstige Ratenzahlungen.
Plattenverzeichnisse gratis.
Haben Sie nur Interesse für einen Sprechapparat, so wollen Sie unsere Spezialliste B verlangen.!
Platten 25 cm, beiderseitig bespielt v. Mk. 1,60 an.
Ziehharmonikas v. Mk. 4,75 an
Grösstes Musikinstr.-Versandgeschäft Deutschlands
Meinel & Herold
Musikinstrumente-, Sprechapparate-, Harmonika-Fabrik
Klingenthal No 708
Verlangen Sie unseren Hauptkatalog. Zusendung
Umtausch bei Nichtgefallen kostenlos.
Aufträge v. 10 Mk. an portofrei.

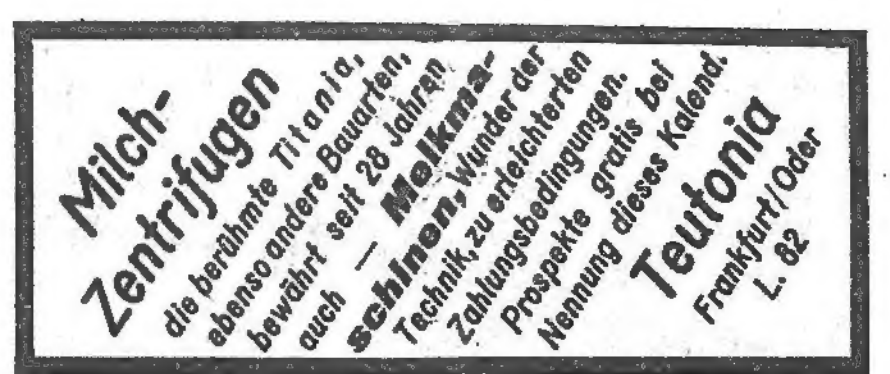


10000 Dankschreiben über Bettfedern

beweisen unsere rasche und reelle Bedienung. 1 Pfd. graue Mk -,80, halbw. Mk. 1,50, graue Halbdaunen Mk. 2,50, 3,-, Flaumrupf Mk. 3,80, 4,50, Spezialität Mk. 5,-, Flaummischungen Mk. 5,50, 6,-, 7,-, grauer Flaum Mk. 8,-, weißer Brustflaum Mk. 10,-, neue Oberbetten Mk. 16,-, 23,50, 26,-, 31,-, Kissen Mk. 4,50, 6.50, 8,50, 11,50, Unterbetten Mk. 17,-, 19,-, 21,50 normalgroß, federdicht und farbecht. Versand zollfrei, franko von 9 Pfd. gegen Nachnahme.

Josef Christls Nachf., Cham 135 b.W.

Preisliste und Muster umsonst, Nichtpassendes Geld zurück





Schrotsteine (auch Ersatz für abgemahlene) jede Größe, für jede Mühle, aus besten geeignetsten Rohstoffen (über 80 000 Paar geliefert)

Silicium-Carbid-
Wetzsteine gen. Grünling.
Schmirgelscheiben für alle Zwecke.

Freiburger Schmirgelwerk FRITZ SCHMIDT
FREIBURG, BADEN. POSTFACH 4.

Sage mir, wo Du Deinen Tabak kaufst, und ich sage Dir, ob Du sparsam bist!





Tabake rauchen heißt viel Geld sparen!

Zum Beispiel kosten:

4 Pfd. Weltruf-Köller's „Erfüllte Wünsche" nur Mk. 2.80
für alle Pfeifen passend einschl. Porto franko u. verpackungsfrei geg. Nachn.

4 Pfd. Weltruf-Köller's „Pfifficus" Steuerlich beg. Feinschn. Haarsch. **nur Mk. 6.00**
franko und verpackungsfrei geg. Nachn.

Wer einmal sie erprobt! → ← sie immer kauft und lobt!

Bestellen deshalb auch Sie sofort direkt in der weltberühmten
Tabakfabrik „Weltruf" E. Köller, Bruchsal (Bad.) Sal. 3, 5 u. 6.

Preisliste an Jedermann auf Wunsch gratis und franko.

KOSMOPHON



der vollkommenste Sprechapparat!

Alle Modelle zeichnen sich aus durch:
Geräuschlos laufende Werke, beste Schalldosen und Resonanztonführungen!

■ ■ **1 Jahr schriftliche Garantie!** ■ ■

Günstige Zahlungsweise, auch für Schallplatten.
Verlangen Sie sofort unseren Katalog!

KOSMOPHON-VERTRIEB
DRESDEN A 163. Postfach 284.



Unterhaltung:

Wissenschaft und Belehrung: